# Jochrauten

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler

# Jochrauten

# Adolf Pichler

# Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band V

Jochrauten

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Adolf Pichler

# Jochrauten

## Neue Geschichten aus Tirol

Sechste verbesserte und vermehrte Auflage

München und Leizig
bei Georg Müller
1908

# Inhalt

## Der alte Bartl

Die schönen Tage des Spätherbstes waren angebrochen; doch zogen bereits über die Berge im Westen von Innsbruck weiße Wolkenstriche, ebenso deutete das Azurblau des Himmels auf eine Luftströmung aus Süden. Jeden Tag konnte der Scirocco anbrausen. Ich hatte daher keine Zeit mehr zu versäumen, wollte ich nachsehen, wie sich Scholastika, die wackere Wirtin und altberühmte Jungfrau am Achensee, in der Blüte ihres jungen ehelichen Glückes ausnehme. Frisch gewagt ist halb gewonnen, dachte ich, als der Jäger zu Jenbach ob meines Vorhabens, nach Kirchweih noch ins Achental zu pilgern, den Kopf schüttelte und dabei auf Grund seiner meteorologischen Erfahrungen vom Himmel das Schlimmste prophezeite. Ich warf die Kräuterbüchse über den Rücken und trabte wohlgemut am Kasbache empor. Auf der Hochebene von Maurach hörte ich bereits unheimliches Rauschen, einzelne Windstöße wirbelten gelbes Laub von den Buchen, die Rotkehlchen zogen den Hollunderstauden entlang schnalzend talab. Rötlicher Schimmer zitterte durch die Tannen. Ich schaute ins Oberland, in Flammenzungen loderten die Wolken am Abendhimmel über den Felsen empor, während Schluchten und Tobel dunkles Violett be-

schattete. Es war ein Schauspiel, mit nichts zu vergleichen an erhabener Schönheit; die Pracht der Farben bei völlig klarer Luft, noch gehoben durch die Gegensätze, welche der Herbst bunt nebeneinander stellt, erinnerte an die Landschaften der Apenninen. So gießt der Scirocco stets Stimmung und Farbentöne des Südens über unsere nordische Gegend; wäre er nur nicht ein falscher tückischer Geselle, der spielend Bäume abbricht wie Blümchen und Felstrümmer herabschleudert! Mich trieb er neckend zum Aufbruch, indem er mir den Hut vom Kopfe riß und ihn über die Felder jagte, daß ich wider Willen laufen mußte, bis ich ihn eingeholt hatte. Schwer atmend ging ich weiter; als ich beim Rechler anlangte, war es bereits finstere Nacht. Ich begehrte über den See zu fahren; die Leute hatten aber bei diesem heftigen Winde und der großen Dunkelheit keine Lust. Es blieb mir daher nichts übrig, als entweder auf der Straße vorwärts zu wandern, dazu war ich jedoch, nachdem ich bereits einen weiten Weg gemacht, wenig aufgelegt und mußte auch das Abrollen der Steine fürchten, oder einen Kahn zu leihen und selbst zu rudern. Ich zog letzteres vor, obwohl mich der Ferge dringend warnte, nicht als ob er meiner Kunst, das Steuer zu lenken, mißtraue, sondern weil es nachts auf dem See nicht geheuer sei. Das hielt mich nicht ab; der Kahn wurde von der Kette gelassen und flog mit Sturmeseile in die Dunkelheit. Ich brauchte nur die Richtung zu halten, die Wellen, deren Gischt hoch an den Planken emporspritzte, taten das übrige. Der Nachthimmel war wunderbar klar mit Sternen übersät, wie es beim Scirocco stets zu sein

pflegt; desungeachtet herrschte ein solches Dunkel, daß ich kaum die Spitze des Kahnes, geschweige das Ufer sehen konnte. Einem furchtsamen Gemüte mochte dieses Rauschen und Brausen aus unsichtbarer Nähe und Ferne unheimlich genug vorkommen, obgleich nirgends Gefahr drohte. Da stiegen plötzlich über den Wellen weiße Gestalten empor, sie flossen hin und her, sie schimmerten durch die Nacht; ich hielt das Ruder an und starrte staunend hinaus. Ein kalter Luftzug traf mich; nun wußte ich zuverlässig, was sich in der nächsten Stunde ereignen sollte. Der Nord mischte sich mit dem Süd, verdichtete die Wasserdämpfe zu Wolken, die nun aus allen Schluchten emportauchten, und braute ein furchtbares Unwetter.

Das Schauspiel war großartig, nur konnte ich es nicht mit rechtem Behagen genießen, denn schlug der Wind um, was nicht unmöglich war, so mußte ich an einem Vorsprung landen und wahrscheinlich trotz Sturm und Regen unter einem Baume übernachten, wenn es mir nicht gelang, die Straße zu erreichen, oder umkehren, um gründlich ausgelacht zu werden. Ich faßte daher das Ruder mit aller Kraft — ein Segel aufzuspannen war nicht geraten — und so hatte ich bald ein tüchtiges Stück See überwunden. Als ich um die Ecke des Hechenbergs bog, sah ich aus weiter Ferne ein Licht schimmern; da die Bauern um diese Stunde längst schlafen, steuerte ich darauf los in der Meinung, es brenne am Fenster der Scholastika. Die Wogen trugen mich näher; bald überzeugte ich mich, daß in einer Stube zwei Reihen von Kerzen aufgesteckt seien, doch war die Mauer zu hoch, um etwas anderes als die

Flammen zu erblicken. Als jedoch die schwarzen Umrisse des Landes kenntlich wurden, bemerkte ich, daß ich zu weit links gewendet und anstatt zur Scholastika, in den Winkel ihr gegenüber auf der anderen Seite des Sees gefahren sei. Ich mußte das Schiff mit großer Anstrengung drehen; schief lavierend rutschte ich endlich auf den Kies vor den Holzstößen des Wirtshauses. Dort zog ich den Kahn empor, wand die Kette um einen Pfahl und sprang ans Land.

Scholastika saß glänzend, gleich dem Vollmond, neben ihrem Hans, der auch als Gatte noch immer gleich ernsthaft und würdevoll dreinschaute, wie in den Tagen seiner schwärmerischen Sehnsucht; am Herde wärmte das blonde Moidele die Hände, die übrigen Dienstboten gruppierten sich rings um sie.

Willkommen und freundlich aufgenommen, erzählte ich meine Fahrt und fragte endlich, was die Beleuchtung drüben im Winkel zu bedeuten habe.

„Du lieber Gott," erwiderte Moidele, indem ihr Tränen ins Auge schossen, „der alte Bartl ist gestern gestorben."

„Der alte Bartl," rief ich, „wem wirst du jetzt am Sonntag das Blumensträußl spenden?"

„Die schönsten Röslein möchte ich ihm geben, so muß ich sie morgen auf sein Grab legen. Er war mir lieber als viele Jungen."

„Nun, soviel ich weiß," sprach Hans gedehnt, „hat er das achtzigste Jahr überschritten, dann ist's nimmer zu früh, wenn der Tod anklopft."

„Gewiß nicht," setzte Scholastika bei; „wir wollen

ihm heute noch einen Rosenkranz beten, morgen begleiten wir seine Leiche."

„Geb' ihm Gott die ewige Ruhe," sprach Hans nach einer Pause. „Wir dürfen aber wegen Bartl nicht vergessen, daß der Doktor wahrscheinlich etwas zu essen und zu trinken begehrt."

Ich ging in das Stübchen. Die Lust zu Schnurren und Scherzen war mir jedoch vergangen, und auch das boshafte, schelmische Moidele kam und ging schweigend.

Der alte Bartl! Tröst' ihn Gott! Nicht leicht habe ich ein so reines, kindliches und lauteres Gemüt getroffen! Er verrichtete im Sommer ab und zu bei der Scholastika leichte Arbeiten, trug Holz, holte Butter von der Alm, trieb das Vieh aus und erhielt dafür allerlei Speisereste, bisweilen auch ein Tröpfchen Wein. Als ich einen Träger suchte, der mir die gesammelten Versteinerungen holen sollte, bot er sich an. Da er schon das 76. Jahr überschritten hatte, zögerte ich, seinen Antrag anzunehmen, die Wirtin sagte mir jedoch, daß er auch jetzt noch 70 bis 80 Pfund ohne Anstrengung übers Joch bringe. Nun gönnte ich ihm gerne die paar Kreuzer Verdienst, weil er ebenso bescheiden als dürftig war. Moidele erzählte mir, daß er manchen Tag nichts habe als ein elendes Stückchen Bohnenbrot, desungeachtet aber niemandem vor die Tür komme: es gebe ja solche, die Weib und Kinder ernähren müßten, und diesen dürfe er das Almosen nicht vom Munde wegschnappen. War er wieder recht in Not, so erfuhr man es gewiß nicht von ihm, der sich sogar ein Pfeiflein Tabak versagte, sondern nur zufällig; Scholastika unterließ aber auch nicht, im Winter,

wo es für ihn keine Arbeit gab, nachzufragen und zu unterstützen. Zu Weihnachten schickten ihm einige Gäste Schmalz und Mehl als Christgeschenk. Wie jubelte der ehrwürdige Greis, die Augen standen ihm voll Tränen, daß es so gute Leute gebe, die sich in dieser heiligen Zeit seiner erinnerten, seiner, der noch schlechter sei als ein Stück altes Eisen, das der Schmied umschweißen könne.

Ich hatte in den waldigen Schluchten des Ampelsbaches allerlei aufgestapelt, dahin lenkten wir an einem sonnigen Morgen den Schritt. Eine Krare auf dem Rücken, ging er mir zur Seite, stets nur auf meine Frage antwortend, ohne sonst ein Wörtlein zu sagen. Ich erkundigte mich nach seinen jungen Tagen, er blieb stehen, stützte sich auf den Stock und sah mich treuherzig an. „Wundert es Euch wirklich? Ist es der Mühe wert, von mir zu reden, da Ihr doch so viele herrliche Bücher leset, die über Fürsten und Könige geschrieben sind?"

„Weißt du nicht, Bartl," sagte ich darauf, „daß ich an den Bauern meine Freude habe?"

„Ja, ja," entgegnete er, „Ihr waret stets ein spaßiger Herr, nicht bloß um die Bauern kümmert Ihr Euch, sondern auch um die Kühe, ja sogar um die Kräuter, die sie fressen, und die Steine, zwischen denen diese wachsen. Ihr veriert unsereinen nicht, mit Euch rede ich gern, recht gern, mögen mich doch sonst die Wenigsten hören." Und nun begann er mit der breiten Geschwätzigkeit des Alters; kaum durch eine Frage unterbrochen, floß seine Rede, und da er meine innige Teilnahme merkte, steigerte sich Schwung und Aus-

druck. Was hatte der Mann alles erlebt, welche Schicksale! Und doch war er still und heiter. Auch in seiner Brust hatten schmerzliche Kämpfe getobt, wild und furchtbar — sie waren überwunden, der Schmutz, die Angst des Daseins lag unter den Füßen, während dem demütigen Auge die Engel des Himmels mit ihren Oelzweigen näher und näher winkten.

Wir waren durch einen Wald uralter Tannen, in deren Schatten dumpfe Schwüle brütete, zu einer vom Bach tiefausgewaschenen Runse gekommen, wo ich die reichlichste Ernte von Versteinerungen gehalten.

Ich hieß den Alten niedersitzen, bis ich diese aus den verschiedenen Verstecken hervorgeholt; er ging jedoch in den Holzschlag auf der andern Seite. Bald kehrte er zurück, den Hut mit duftigen Erd- und Himbeeren gefüllt, die er mir anbot.

„Iß sie selbst," sagte ich, „warum willst du dich für mich plagen?"

„Mir ist das nichts Seltenes," war seine freundliche Antwort, „Ihr in der Stadt kriegt derlei nicht so oft wie ich; eßt sie nur."

Ich wollte ihn nicht betrüben und nahm sie an, fügte jedoch bei, er habe auf meine Rechnung bei der Scholastika eine Halbe Bier gut. Indes ich die Früchte verzehrte, legte er all die Ammonshörner, Schnecken, Muscheln, Terebrateln und Korallen sorgfältig in den Korb. Nachdem er damit fertig war, trat er den Rückweg an. Ich wollte quer über dem Mamos noch einige Abstürze untersuchen. Gegen Mittag stieg ich wieder in das Tal; bei der Scholastika fragte ich allsogleich, ob Bartl die Sachen gebracht. Er war noch nicht da.

Nach einer Weile besorgte ich fast, es sei ihm ein Unheil zugestoßen, da kam er langsam, unter der Kraxe gebeugt, daher. Als ich ihm den bedungenen Lohn auszahlen wollte, schob er ihn zurück: „Das sei zu viel, er habe gemeint, eine größere Last aufladen zu müssen.“ Erst nach langem Zureden steckte er die Sechserln dankend in den Sack und suchte sodann, fern von den übrigen Gästen, die er nicht belästigen mochte, einen Winkel, um gemächlich seine Halbe Bier auszutrinken, zu der Scholastika einige Fleischreste gelegt hatte.

All das und so manches Wort, das ich mit ihm gewechselt, fiel mir jetzt wieder ein; auch Moidele, Hans und die Wirtin erzählten noch mancherlei von ihm. Als ich bereits das Licht ausgelöscht, beschäftigte mich die Erinnerung noch lange, und erst spät vermochte ich einzuschlafen. Des Morgens war mein erster Gedanke an ihn; nachdem ich gefrühstückt, kehrte ich wieder in mein Zimmer zurück und schrieb mir, während draußen der Regen in Strömen goß, was ich von ihm wußte, treulich auf. Vielleicht nimmt der Leser mit diesen Blättern vorlieb; wenn sie auf sein Herz nicht den tiefen Eindruck machen, wie Bartls Worte ihn bei mir hervorgebracht, so möge er die Schuld eher mir als ihm zurechnen.

* *
*

Rückwärts von dem großen Hause des Pulverers gegen den Wald zu liegt eine kleine hölzerne Hütte mit einem Stadel, Bartls Heimat. Sein Vater war ein mittlerer Bauer, der nebst einigen Schafen etwa fünf bis sechs Kühe fütterte und dabei so viel an Bohnen

und Gerste erntete, als ausreichte, seine Leute zu ernähren. Steuern und Gemeindewustungen deckte er mit dem Ertrage von Kohlen, die er nach Jenbach in die Eisenschmelze lieferte. Bartl, von zwei Söhnen der ältere, war daher frühzeitig auf den Erwerb gewiesen, in der Jugend hütete er die Kühe, und als sein Bruder diesem Geschäfte gewachsen war, ging er, sobald im Tale der Schnee schmolz, mit einigen Burschen in die Bachen, um sich als Holzknecht zu verdingen. Dort mag man stundenlang durch die dichten Forste, deren mit tiefem Moder überzogener Boden, beschattet von riesigen Stämmen, an einen Urwald gemahnt, fortsteigen, bis man endlich an einer Quelle einige Almhütten antrifft, wo das Mahd mit der Wildnis ringt und, seit man keine Kühe mehr austreiben darf, um hohen Herren die Jagdlust nicht zu verderben, ihr wohl wieder weichen muß. Da sind die Holzknechte ganz auf sich gewiesen; wöchentlich klettert abwechselnd einer über das Joch in die Zemm, um für alle Butter zu kaufen; Branntwein brennt aus Beeren und Wurzeln ein abgehaustes Bäuerlein, das sich auf diese Art für Sommer und Winter die dürftige Kost erwirbt, Jochamseln singen die Frühmesse, und das Jauchzen, womit der Schmuggler das Zeichen gibt, mag statt der Vesper gelten. Hier und da klomm auch ein Wildschütz von den Felsen herab, für ein Billiges überließ er ihnen die Gemse, die er dem Jäger wegstibitzt, und dann war hoher Festtag. Die lustigen Gesellen warfen im Blockhause die Strohsäcke übereinander und tanzten mit den grobgenagelten Schuhen die Erde fest wie auf einer Tenne, indem sie sich entweder selbst aufpfiffen oder

ein Virtuos das Hackbrett schlug. Das waren die ersten Bälle, die Bartl mitmachte, hier wagte er die ersten Sprünge und hörte mit Staunen zu, wenn die andern von Mädchen und genossener Liebeslust plauderten.

„Aber wie könnt ihr euch so was getrauen!" rief er entsetzt und verwundert; „seit ich aus der Schule bin, wo ich mit Diendeln Schneeballen warf und dann samt diesen Schläg' kriegte, habe ich keine mehr angerührt, und endlich war's mir fast ungelegen, wenn ich mit einer reden sollt', schon gar mit der Winkel-Trina."

Die anderen brachen über diese Unschuld in ein wieherndes Gelächter aus und johlten so saftige Schnadahüpfln, daß Bartl fast Sehen und Hören verging und er die Ohren zuhielt.

Als einer sang:

„Steig auft zum Fensterl
Und fürcht' di net mehr,
Es wuzelt das Trinal
Im Hemdl daher!"

brach Bartl auf und ließ, wie der ägyptische Josef, die Joppe zurück, bei der ihn einer halten wollte. Diesen Abend war er nicht mehr zu finden, am nächsten Morgen hatten die anderen so viel zu tun, daß keiner mehr Lust verspürte, ihn zu necken. Uebrigens blieben diese Reden nicht ohne Wirkung; die Ahnung unbekannter Wonnen dämmerte in ihm auf, reizende Bilder umgaukelten seine Sinne, und als er im Herbste mit anderen Holzknechten heimkehrte, betrachtete er Trina mit anderen Augen als früher. Sie verdiente allerdings eine

Huldigung: ein hübsches, dralles Diendl mit roten Backen und einem Stumpfnäschen; aus ihren schwarzen Aeuglein leuchtete frische Sinnlichkeit, so daß sie ganz berufen schien, einem unerfahrenen Jüngling, wie Bartl, die Kunst der Liebe zu lehren. Ob sie aber auch wollte? — Nun, Bartl war ein sauberer Bursch, ein Verhältnis mit ihm schien um so weniger tadelnswert, da er ja als Aeltester Aussicht auf ein Heimatl hatte. Sie ging ihm daher gewiß nicht aus dem Wege und lächelte ihn so freundlich an, daß ihm angst und bange wurde, denn er war schüchtern und schämig wie ein Mädchen.

„Kathrein stellt Tanz und Räder ein!“ sagt ein alter Bauernspruch. Bald nach diesem Feiertag beginnt Advent, wo die Kirche alle öffentlichen Lustbarkeiten verbietet, anstatt Geige und Zither schnurrt das Spinnrad im häuslichen Kreise. Die Holzknechte wollten auch ihre Freude, so verlegten sie den Tinzeltag auf den 25. November, wo eben die Erinnerung jener Heiligen gefeiert wird. Da mußten alle Diendln her, fast jede Familie war, wenn er nicht dazu gehörte, mit einem Holzknechte verwandt. Deswegen ging es beim Niederer hoch her; zwei Böcke, ein Kalb und ein Schwein wurden geschlachtet, schon früh hörte man, als ob gedroschen würde, das Wurstbeil im Takte fallen, der Duft des Rosmarins und der Nelke, die zu einer Unzahl Sträußchen verbunden auf dem Tische lagen, mischte sich mit dem des Knoblauchs, sogar der Expeditor hatte die Feder beiseite gelegt und schnitt mit dem Küchenmesser Geselchtes und Semmeln zu Knödeln in kleine Würfeln. Der Postmeister ging mit

Scharmützeln ab und zu, hustend und niesend, wenn ihm der gepulverte Pfeffer in die Nase stäubte. Zwischen hinein lungerte der Gerichtsdiener, der die Aufsicht führen sollte, überall unwillig fortgeschoben, bis er sich endlich erbot, mitzuhelfen und an die Seite des Oberknechtes beordert wurde, der Krüge und Fläschlein in Reih und Glied stellte. Die Postmeisterin verwies ihn übrigens tröstend auf ein Fäßchen, aus dem er den Durst stillen könne. Das hatte der Schulmeister gehört, der mit den Musikanten anrückte; sogleich trug auch er seine Dienste an; ihm als guten Rechner wurde aufgetragen, Käse und Brot in Portionen vorzuschneiden. So hatte jeder die Hände voll zu tun, bis sie kamen, bis sie nahten, die Himmlischen alle! Schon von weitem verkündete lautes Jauchzen und Schnalzen einzelne Paare; in einer halben Stunde war der Saal gefüllt.

So recht aus ganzem Herzen lustig sein! Unsere blasierten Städter bringen das gar nicht zusammen, wird doch lautes Gelächter, schallender Jubel für unanständig gehalten! Wie ein Schwimmer vom Brett in die Wellen springt und die Brust badet, so stürzten sich die Söhne des Gebirgs, die nicht Zeit haben, jahraus, jahrein Gott täglich vierundzwanzig Stunden mit Nichtstun abzustehlen, in die brausenden Wogen der Lust, welche die scharfen Töne der Klarinette und der Geige rhythmisch zu beherrschen suchten. Auch Bartl erschien; erst guckte er einigen an der Türe über die Schulter, dann drängte er sich hinter den tanzenden Paaren in eine Ecke, wo ihm ein Kamerad ein Plätzchen einräumte und die Kellnerin Bier und Wurst

brachte. Mit lebhaftem Behagen schaute er zu, manchmal erhob er sich, wenn ihn Trinas lebhafte Augen nur zu beredt aufforderten; dann saß er wieder zögernd nieder. So mag einem Zeisig zumute sein, der auf der Leimrute klebt und vergeblich aufzufliegen strebt. Sein Kamerad hatte ihn längst spöttisch beobachtet, endlich packte er ihn: „Wenn du nicht tanzest, so leihen wir von der Kellnerin einen Kittel und stecken dich zum allgemeinen Gelächter hinein!“ — Er schob ihn vorwärts und steuerte geraden Wegs auf Trina zu; Bartl mußte, mochte er wollen oder nicht, und trat zum Tanzen an. Seine Verlegenheit war aber so groß, daß er wie die Hummel im Grase überall anstieß und endlich von den andern, deren Reigen er störte, hinausgepufft wurde. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, Trina betrachtete ihn mitleidig und ergriff ihn bei der Hand. Du kannst nicht recht tanzen, scheint's, aber ich will dir helfen. Gehen wir in die Kammer nebenan, man hört die Musik recht gut, dort probieren wir, und dann wagst du's im Saal.“ Bartl folgte ihr dankbar. Hier, wo ihn niemand in Verwirrung brachte, zeigte er sich zu Trinas Staunen als Meister; sie sollte sich aber seiner Kunst nicht allein erfreuen, der Kamerad hatte das Abfahren des Paares bemerkt und durch das Schlüsselloch den Uebungen zugeschaut. Dieser schlich auf den Tanzboden zurück, faßte die Klinke der Türe, die aus dem Saal in die Kammer führte, schrie überlaut: „Da schaut her!“ und öffnete rasch sperrangelweit. Aller Augen waren auf Bartl und Trina gerichtet, ein donnerndes Gelächter erscholl. Bartl hätte versinken mögen, Trina wurde feuerrot, jedoch sich rasch fassend,

lachte sie mit und zog ihn in den Saal; die Musik begann neuerdings, er sah ein, daß es keinen besseren Ausweg, dem Spott zu entfliehen, gebe, als zu tanzen, und hielt sich von jetzt an wacker, trotz einem.

Beim Kehraus fragte ihn Trina: „Für den unsinnigen Pfinztag bestellt der Riederer wieder die Musik, kann ich mich auf dich verlassen?"

„Ja, freilich!" rief er entzückt, „da wollen wir herumtanzen wie die Engelein am Himmelfahrtstage!"

Er hatte, vom Wein erhitzt, den Vater vergessen, der strenge Zucht hielt und schwerlich damit einverstanden sein mochte, wenn er die im Schweiße seines Angesichts hart verdienten Kreuzerlein den Musikanten zurückließ. Für diesmal mußte er es gelten lassen, denn es war ja der Tinzeltag der Holzknechte; — aber im Fasching?

Als er ihn deswegen anredete, antwortete er mürrisch: „Tanzen! Saufen! Am Ende gar karessieren! Geh' lieber in das vierzigstündige Gebet! Ich leid' es nicht! Hast du gehört? Ich leid' es nicht."

Bartl schob sich schweigend zur Tür hinaus, er wagte nicht mehr, die Sache noch einmal aufzurühren. Indes näherten sich jedoch jene Tage holden Unsinns, wo sich auch der Ernsthafteste berechtigt glaubt, über die Schnur zu hauen. Er wurde wegen des Versprechens an Trina immer unruhiger, nun ließ sie ihn gar grüßen und ermahnen, ja nicht zu vergessen. Zorn und Unwillen gegen den Vater bemächtigten sich seiner.

„Muß nicht ich mit saurer Arbeit das Geld verdienen und soll nun gar nichts davon haben? Nicht ein-

mal ein Pfeifchen Tabak will er mir kaufen." So dachte er, wagte aber nicht, etwas merken zu lassen. Da brach der unsinnige Donnerstag an. „Du kommst doch!" rief ihm auf dem Wege der lustige Kamerad zu; „Trinele freut sich wütend, und du mußt es endlich mit ihr in Ordnung bringen!"

Bartl senkte traurig den Kopf.

„Ach so," fuhr jener fort, „du traust dich nicht wegen deines Alten und bist doch ein solcher Lotter! Ich werd's erzählen; wirst sehen, wie dich die anderen auslachen, und Trina mag einen Buben, der unter der Rute heult, gewiß auch nicht länger. Recht hat sie, pfui Teufel!"

Bartl ballte die Faust, biß in die Lippen und sprach heftig: „Du darfst mich nicht hunzen, ich komme, ich komme!" Wo Gewalt nicht hilft, tut's List. Als der Abend-Rosenkranz gebetet war und jeder sein Bett suchte, schlich Bartl eilig davon, freilich nicht unbemerkt vom Vater, der bereits ausgezogen in der Kammer stand und ihn daher nicht verfolgen konnte. „Der Lump! Er soll mir aber nicht entrinnen!" Noch einmal nestelte er die Hosen hinauf und ging in die Kammer, wo die Tochter schlief, um einen Ochsenziemer vom Kasten zu holen.

„Was gibt's," rief das Mädchen, „was willst?"

„Der Bartl," entgegnete er mürrisch, „ist zum Tanz fort; ich werde ihm, wenn er heimkommt, aufpassen und ein ordentliches Trinkgeld auszahlen."

Das Mädchen, das von allem wußte, hielt, wie es gegen überstrenge Eltern zu geschehen pflegt, treulich zum Bruder und erschrak daher nicht wenig. „Viel-

leicht," sagte sie zögernd, „ist er nur auf einen Sprung zum Nachbar, um ein bißchen zu ratschen."

„Das wird sich zeigen," erwiderte der Alte; mit dem Betläuten ist die Tanzerei aus, da stehe ich auf und paß' an der Tür; bis dahin laß uns schlafen." Er entfernte sich.

Das Mädchen konnte kein Auge schließen; nach dem ersten Glockenschlage erhob sie sich und trat ans Fenster, von wo sie den Weg, den Bartl kommen mußte, eine gute Strecke überschauen konnte. Endlich sah sie ihn von weitem; sie rief ihm zu und erzählte leise, was geschehen. Diesmal sollte er jedoch mit dem bloßen Schrecken durchschlüpfen: sie hatte bereits eine List ersonnen, ihm auszuhelfen. Es lag nämlich eine gewisse Oertlichkeit, die selbst Papst und Kaiser nur zu Fuß betreten, außerhalb des Hauses; sie öffnete nun, ohne den Verdacht des Alten, der fröstelnd auf der Treppe saß, damit ihm Bartl ja nicht entwische, die Türe. Dieser hatte bereits die Schuhe abgezogen, er nahm nun das Mädchen auf die Schultern und trug sie durch den dunklen Hausflur über die Treppe neben dem getäuschten Vater vorbei, der noch eine Zeitlang murrend paßte und dann wieder in die Kammer zurückkehrte. Vor Tagesanbruch trat er tastend an das Bett des Sohnes; er fand ihn ruhig schlafend und weckte ihn, weil es Zeit zur Arbeit war.

„Wo bist denn gestern noch hin?" fragte er lauernd.

„Zum Nachbar, wo ich mein Messer vergessen."

„Und wann bist heim?"

„Weiß es nicht so genau, ein Stündchen dürft' ich wohl verplaudert haben."

Der Alte ging kopfschüttelnd weiter. Bartl hatte zum ersten- und auch letztenmale gelogen, er bat später seinem Vater den Frevel ab.

Er hatte die Nacht vertanzt, wilder und toller als zu Kathrein, denn er wollte Gewissensbisse übertäuben; aber auch diesmal wagte er noch nicht, mit Trina Ernst zu machen, er hätte lieber glühendes Eisen geküßt, als ihr ein Bussel aufgepappt. Das Mädchen, klüger als er, wußte wohl, wie es mit ihm daran sei, deswegen war nichts verloren; sie hätte es aber sehr gnädig aufgenommen, wäre er ein bißchen kecker geworden.

Nur hier und da wagte er sich in das Haus ihrer Eltern. So wurde es Frühling, ohne daß er es zu einer Erklärung gebracht hätte. Schon nahte der Vorsommer, auf der Alm überzogen sich Flecken mit weichem Grün; Trina sollte auffahren. Damals sennerten noch Mädchen; allmählich legte sich die Geistlichkeit, die strenger wurde, drein und schaffte diesen Brauch ab. Es war nicht zu leugnen, daß die lustigen Dirnen von Jägern und Hirten Besuch kriegten, wobei häufig das sechste Gebot an den Nagel gehängt wurde. Deswegen ist jedoch die Sache nicht anders geworden: auch im urkatholischen Tirol findet der heidnische Götze Amor den Weg durchs Fenster und versetzt manchmal die Kirche in die unangenehme Lage, vor der Trauung taufen zu müssen. Alle Schilderungen, die hyperbolische Touristen von lustigen Almerinnen machen, sind für Tirol Anachronismen, die vielleicht vor vierzig Jahren zeitgemäß waren.

Also Trina sollte am Sonntag nach Fronleichnam, wo sie noch das Jungfrauenkränzlein tragen wollte,

auffahren. Bartl war die Sache freilich nicht ganz recht, denn bis jetzt sah er sie doch alle Sonntage in der Kirche, ungefähr mit derselben Andacht, wie die flachshaarige Mutter Gottes auf dem linken Seitenaltar; er schlich daher abends noch einmal in den Winkel — langsam, langsam, hier und da blieb er sogar stehen, weil er nachdenken mußte, was er zum Abschied sagen wolle. Das Herz war ihm übervoll; da sah er am Gatter Trina, die ihn schon längst beobachtet hatte, und alle die schönen Wörtlein, die er sich zurechtgelegt hatte, verschwanden wie die Spreu vor dem Sturm.

„Das ist schön, daß du noch kommst," rief sie ihm lächelnd entgegen, „wir müssen doch bereden, was wir den Sommer treiben. Daheim richten sie alles zur Auffahrt her, laß uns dort niedersitzen und plaudern."

Bartl folgte ihr in den Wald; ein umgeworfener Stamm, den schon längst Moos und Simsen überzogen, bot Raum für beide. Sie ergriff ihn bei der Hand und lächelte, daß ihre Zähne durch die Lippen schimmerten wie Edelweiß zwischen Almrosen.

Er holte tief Atem und stotterte endlich: „Schad', daß du auf die Alm gehst! Hätt'st nicht deine Schwester schicken können?"

„Dir ist's ja doch gleich, du Zaggler, du mockst derweil im Tal um und nachher steigst in die Bachen, wo du nur ein Stündlein zu mir hättest!"

Ihre Augen glänzten.

„Gleich ist's mir nicht," erwiderte Bartl, „lieber tät ich dich schon sehen, als Monate lang an dich denken. Und wenn ich nur wüßt, daß du auch —" er schwieg.

„An mich denkst? Gewiß, Bartl."

Er drückte ihre Hand, sie neigte sich so nahe zu ihm, daß ihr warmer Atem sein Haar berührte und die Wange, weich wie das Vlies des jungen Lammes, sein Gesicht streifte. Er konnte nicht widerstehen, drückte rasch einen Kuß darauf, und fuhr dann erschrocken zurück. Sie kicherte, da faßte er noch einmal den Mut, er wollte den Arm um ihre Hüfte legen und beugte schon den Hals; sie wendete sich schelmisch ab, und statt auf den Mund, hauchte er den Kuß auf ihr Ohr.

„Was hast mir eing'flüstert, Bartl?" fragte sie neckisch.

„Daß ich dich gern hab'!" hätte ein anderer gerufen und das Dirndl trotz herkömmlichen Sträubens an die Brust gezogen; aber Bartl! Dem naggelte schon wieder das Herz, und am liebsten wäre er mit dem Hasen, der vorüberhuschte, in die Stauden gehüpft. Winklers Hündchen, das Trinas Schwester Ursel begleitete, hatte ihn aufgejagt; sie guckte, als es zu bellen begann, neugierig durch die Stauden und erschaute das Pärchen. Bartl sprang in größter Verlegenheit auf, jene schmunzelte und sagte halblaut: „Will nicht stören!"

Die Zweige schlossen wieder zusammen; wahrscheinlich wollte sie Wache halten, denn da muß man sich schwesterlich aushelfen, Bartl jedoch glaubte sich belauscht und verlor, trotzdem daß ihm Trina mehrmals einladend zuflüsterte: „So red' doch, wir sind ja allein!" den Mut. Wenn das sein Vater oder gar der Pfarrer erführe, o je, o je! was würde daraus! Endlich erhob sich das Mädchen unwillig: „Wenn du nicht bleiben willst, so komm doch bald möglich auf die Alm

und hol' dir dein Bussel wieder, denn ich brauch' es nicht." Unter ihren gesenkten Wimpern glitt ein feuriger Blick auf ihn.

„Du bist ein lappeter Bua," sagte sie nach einer Pause; „geh nur heim, daß du den Rosenkranz nicht versäumst, aber komm fein auf die Alm."

Er beteuerte es noch einmal und schied. Auf dem Feldweg blickte er in den Wald zurück: Trina stand am Gatter, sie winkte ihm grüßend mit der Hand, es zog ihn wie mit magischen Banden zu ihr. Sollte er umkehren? Ein anderer hätte es getan, aber er — lappeter Bua!

*

Nach einigen Tagen ging auch er, die Axt über der Schulter, in die Bachen. Die Woche hindurch mußte er angestrengt arbeiten, aber zum Takt der Axtschläge sang die Erinnerung an Trina ihr süßes Lied; so verflogen die Stunden schneller, als er gehofft. Sonntags früh legte er ein frisches Hemd an; ehe noch ein Kamerad erwacht, verließ er das Blockhaus. Noch ruhte Dämmerung auf den Wipfeln der Föhren und Buchen, in denen die Meise piepte, als er bereits den Pfad am steilen Pfonserjoch hinkletterte. Jenseits desselben liegt die Basili-Alm in einer kleinen Mulde, die sich ein wenig unter dem Grat des Gebirges einsenkt. Mit dem ersten Sonnenstrahl hatte Bartl die Höhe erstiegen, er blickte in die Tiefe, die bereits sich zu lichten begann und Nebelflocken emporsandte. Dort die Hütte, ein Steinwurf konnte ihr Dach erreichen! Die Tür öffnete sich, und Trina trat heraus. Den Oberleib verhüllte lässig das Hemdchen, von der Hüfte

zum Knöchel floß der schwarze Rock mit breitem blauen Saum. Schon wollte er jauchzen, da trat sie an den Brunnen — er hörte das Plätschern des klaren Wassers — und streifte ihr Hemd zurück. Wie ins Gesicht geschlagen, duckte er sich hinter einen Stein, erhob jedoch unwillkürlich das Auge wieder. Ueber ihren weißen Nacken und üppigen Busen, schimmernd wie der Schaum auf dem Achensee, floß die kalte Flut, in seine Brust ergoß sich aber ein Strom glühenden Feuers, den er kaum zu bändigen vermochte. Sie trocknete sich ab, die Sonne warf die ersten Strahlen über den Seekar; endlich ergriff sie den Kamm und zog ihn durch die langen Strähne ihres braunen Haares. Nachdem sie es mit der Nadel in einen Knoten geschlungen, schaute sie mit Augen, glänzend wie die der Gemse, in die Runde und jauchzte hellauf. Er wollte antworten, da bemerkte er einen Knaben, der sich über Steingeröll zur Alm empormühte, er trug am Stocke einen Pack. Bald erkannte er den Geiser von Winkel, der dem Mädchen frische Lebensmittel brachte. Nun wagte Bartl nicht mehr, hinunter zu steigen, sonst hätte ja der Bub drunten erzählt, er sei bei Trina gewesen, und wer weiß, was aus dieser wichtigen Neuigkeit für Unheil entsprungen wäre! Unwillig kehrte er um, seine Fastendiät mußte die Erinnerung an all das Holde, was er heimlich geschaut, würzen. Im Laufe der Woche kam ein Kraxenträger über das Joch, schon von weitem winkte er ihm. Bartl legte die Axt auf einen Stock und stieg empor.

„Trina läßt dich herzlich grüßen," begann jener, „und dir sagen, du sollst doch endlich einmal kommen.

Sei keine Lettfeige," setzte er, pfiffig ein Auge zudrückend, hinzu, „und trau' dich endlich. Sonst wirst du beim Dirndl selber zum Gespött."

Am nächsten Sonntag regnete es so heftig, daß Bartl sich nicht auf das Joch wagen durfte. Wieder war eine Woche trauriger Sehnsucht vorübergestrichen, da brach der Sonntag an, hell und strahlend, ein wahrer Tag der Sonne. Wir begleiten Bartl auf den Grat; er späht sorgsam hinab, er flucht ein lautes tausend Saggera! denn aus dem Tale steigt ein rüstiger Bursche. Es ist der Runer Sepp, er war bei den Mädeln, die vor dem Altar lieber ja, als nein sagen, gern gesehen, denn an seiner Hand hing ein sauberer Bua mit einem Bauernhofe. Er paßte schon seit langem auf Trina, sie hatte ihn jedoch, wenn auch nicht grob, stets abgeschnalzt. In der Einsamkeit der Alm wächst manchem sein Glück, und da wollte er denn nachschauen, ob für ihn nichts keime. Um Bartl kümmerte er sich nicht, denn er wußte, daß dieser bei Trina noch nie zu fensterln versucht hatte, und bis das nicht geschehen, glaubt ein Bauer an keinen Ernst.

Etwa fünfzig Schritte vor der Kaser blieb er stehen und sang:

„Spring auf und steh auf,
Mei liebs Dirndl, grüß Gott!
Sei lustig, sei fein heut
Und tua mir koan Spott!"

Rasch öffnete sich die Türe, Trina war mit einem Satz auf der Isse — da wich sie betroffen einige Schritte rückwärts. Wäre Bartl nicht Bartl gewesen, er hätte aus dieser Bewegung erraten, daß sie meinte,

es komme ein anderer — er! So aber sah er nur, wie sie Sepp, der sich mittlerweile genähert hatte, langsam die Hand bot und sich mit ihm vor der Hütte auf der Bank niederließ. Er hörte, wie sie lachten; endlich stand sie auf und ging in die Kaser, er folgte. Bald stieg aus dem Schlote Rauch. Daraus hätte jeder Unbefangene geschlossen, sie koche ihm Nocken, was man auf der Alm keinem Bekannten verweigert; vor Bartl stiegen jedoch wie aus einem Schwefeldampfe der Hölle ganz andere Bilder auf und er schlug zornig an den Felsen, daß seine Hand blutete. Hinunterlaufen! Aber, aber, aber! Wäre Seppel allein hier oben, er würde ihn abgerauft haben, wie ein Bär ein Möpslein schüttelt, aber ... Die Hütte stürmen? Was für ein Gerede wäre daraus entstanden! Wütend vor Eifersucht lauerte er und spähte, ob er nicht einen Vorsprung gewinnen und Sepp aufpassen könne; seine zornigen Gedanken wurden jedoch bald unterbrochen, denn langsam nahte Trinas Vater, der nachsehen wollte, wie es dem Mädel gehe. „Gott sei Dank!" seufzte Bartl und wischte mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne. Der Alte trat in die Hütte; nach einer Weile kamen alle drei heraus und ließen sich gemütlich unter einer Schirmtanne nieder. Sepp reichte dem Bauer seinen Tabaksbeutel, dieser stopfte die Pfeife, schlug Feuer und gab auch dem Burschen ein Stück brennenden Zunders. Für Bartl war der Tag verloren, nun hätte er sich beim besten Gewissen um keinen Preis mehr hinabgewagt. Unwirsch schlich er davon.

Wieder verflossen einige Sonntage, ohne daß es

ihm möglich gewesen wäre, sei es wegen der Witterung oder eines andern Zufalls, zur Basili-Alm zu steigen. Trina wurde bereits verdrießlich; denn eine so jungfräuliche Liebe, wie die Bartls, will nicht jeder Unterinntalerin behagen; zudem fühlte sich ihre Eitelkeit gekränkt, indem sie nicht mehr bloß Schüchternheit als Grund des Zögerns voraussetzen mochte. Sie ließ daher Bartl bei guter Gelegenheit sagen: „Wenn er nicht kommen wolle, mög' er's in Gottes Namen bleiben lassen."

„Und wenn's Eisenkeile regnet," sagte er zum Senner, der ihm die herbe Botschaft gebracht, „ich steig' hinüber am nächsten Sonntag."

„Es ist ja nicht so weit," erwiderte dieser, „ein Bua wie du, der das Dirndl gern hat, geht nach der Arbeit fort, sucht es nachts heim und kehrt in der Früh' übers Joch! Ein so sauberes Dirndl! Wie ich noch jünger war, hätt' ich mir die Füße danach abgelaufen und die Leiter dabei auf dem Buckel getragen!"

„Bei Nacht? Das schickt sich ja nicht!"

„Ja nu!" erwiderte der Senner, „einem Lappen ist nicht zu raten." Er schwang den Hut und sang:

„Die Nacht g'hört zum Lieben,
Zur Arbeit der Tag,
Und der Tag braucht nit z'wissen,
Was d'Nacht nit sag'n mag."

Damit ließ er Bartl stehen.

Der hielt aber Wort. Sonntags machte er sich in aller Früh' auf, und wäre ihm der Teufel selbst quer gekommen, er hätte ihn diesmal wie der Achamer Bauer beim Waschel gepackt und an eine Zirbel ge-

nagelt. Der Teufel begegnete ihm nicht, aber auch kein Engel, der „Grüß Gott!“ gesagt hätte.

Trina sah ihn schon von weitem, sie tat, als ob sie ihn nicht bemerke, und ging gegen die Hütte zurück. Da schnalzte er und sang:

„Ueber's Joch bin i gestiegen,
Du hast mi ja b'stellt,
Und a Bussel mußt geben
Mir iatzt zum Vergelt.“

Das Mädchen, obwohl von seiner Ankunft höchlich erfreut, war durch den Inhalt dieses Schnadahüpfels beleidigt, denn sie faßte es auf, als wolle er nur aus Gefälligkeit ihre Einladung annehmen.

„Du hast mi ja b'stellt,“ murmelte sie, „wart', Schliffel, du sollst Buße tun!“ Sie trat auf die Schwelle und sang zurück:

„Moanst wohl, du kimmst z'Gnad'n,
Daß d' herkommen bist?
An lustigern Bub'n,
Den krieg' i z' jeder Frist.“

Damit schlug sie ihm die Tür vor der Nase zu. Bartl ließ die Hände sinken und riß verblüfft Maul und Augen auf. Ein anderer hätte das Schloß aufgesprengt und das Mädchen gepackt, gedrückt und geküßt, daß es nimmer Zipp hätte sagen können; aber Bartl! Er schlich zehnmal um die Kaser, guckte durch jede Spalte und wartete, bis Trina auftue; sie beobachtete jede Bewegung und wartete ebenfalls, bis er offen Reue und Leid ablege — vergebens! Die Festung hätte so gern kapituliert, doch Bartl wagte nicht mehr, sie aufzufordern. Verzagt schlich er davon. Er mochte

etwa hundert Schritte, ohne daß er in seiner Betrübnis umschaute, fortgeschritten sein, da öffnete Trina, die ihn nicht so fortlassen wollte, die Tür und sang:

„Wie an Eis ist dein Lieb ja,
Sein boade gleich kalt;
Kannst kommen, kannst bleiben,
Kannst gean, wie's dir g'fallt."

Und er ging!

Drunten im Wald setzte er sich nieder und weinte. „Na, daß man so was erleben muß!" seufzte er bang.

Droben vor der Kaser setzte sich Trina und weinte. „Na, daß man so was erleben muß!" sagte sie zornig. „Den muß man in der Beize lassen, bis er mürbe wird!" — dachte sie, und kein Gruß, kein freundliches Wort gelangte mehr an ihn. Oft stieg er auf das Joch und schaute wie Toggenburg zur Kaser nieder, wohl sah er hier und da die Traute, wie sie Kühe molk und Kessel rieb, aber was half ihm der Anblick, da sie ihm zürnte. Er magerte vor Gram ab, wie eine Heuschrecke, die Kameraden wurden besorgt um ihn; endlich schüttete er einem sein Herz aus. Dieser lief lachend zwischen den Bäumen herum, anstatt ihn zu trösten, und sagte: „Das ist ja alles Liebe, lautere Liebe, verstehst du denn das nicht? Was willst wetten? Laß sie grüßen, sie ladet dich wieder ein."

Bartl glaubte das nur halb und halb, meinte jedoch: „Ein gutes Wort findet ein gutes Ort," und gab einem zuverlässigen Kraxenträger, der Butter übers Joch brachte, einen Gruß mit. Schon am nächsten Abend hatte er eine herzliche Rückantwort: Sie ziehe morgen von der Alm ab, auch er werde sich wohl nicht

mehr lange in den Bachen aufhalten, dann solle er sie ja gewiß besuchen. Bartl lächelte freudig und machte die schönsten Vorsätze.

Zu Allerheiligen war er daheim. Auf dem Wege zur Kirche traf er Trina. Freude strahlte aus seinem Gesichte, als sie ihm freundlich die Hand bot. Sie konnten nur wenige Worte wechseln, denn schon nahten andere, die sich ihnen zugesellen wollten.

„Du hast auch schlecht Wort gehalten," sagte sie, „bist nur einmal gekommen."

„Und dort hast du mich ausgeschlossen."

„Ganz, wie du es verdientest. Es hätt' dir just schon der Mühe wert sein dürfen, mir ein gutes Wörtlein zu sagen, bist jedoch abgeschoben wie ein Bock beim Regen."

„An den Sonntagen hab' ich halt nie Glück gehabt!"

„Hab ich dir verboten, an Werktagen zu kommen?"

„Ja, da mußt' ich von früh bis spät arbeiten!"

„Abends hätt'st du dir wahrscheinlich die Nase eingerannt."

„Da hab' ich mich halt nicht getraut."

Sie wendete sich spöttisch lächelnd von ihm; Sepp nahte, das war gleich ein anderes Tempo, sie zwitscherte mit ihm und er mit ihr, als flöge ein Pärchen Schwalben daher, während Bartl einsilbig zur Seite trottete. Sie flüsterte ihm, als Sepp in die Kirche getreten war, noch leise zu: „Schau, das wär' a Bua, so solltest du sein!"

„Es ist mir halt nit geben," wollte er ihr nachrufen, da schlug die Türe ins Schloß, und die Orgel

begann zu brausen. Verdrießlich blieb er auf dem Friedhof zurück; er mochte Trina gar nicht mehr erwarten; sollte er wohl Zeuge sein, wie sie an Sepp Scherzwörtlein verschwendete?

Trina war nicht wetterwendisch, sie blieb ihm noch immer im Herzen gewogen und hätte ihn jedem anderen vorgezogen, sich jedoch geradeswegs anzutragen, das verbot ihr weiblicher Stolz. So wie die Sachen lagen, mußte sie wohl auch zweifeln, daß es ihm wirklich ernst sei, war er doch unter Männern gar nicht blöde, sondern schoß, wenn es galt, den bayrischen Jägern keck und verwegen Gemslein und Auerhahn weg, wie nur einer. Gerade aber sein häufiger Aufenthalt in der öden Einsamkeit, zu der er ohnehin einen Hang fühlte, machte ihn noch einsilbiger, als er von Natur war und erhielt ihn schüchtern auf fast komische Weise. Da beschloß sie, ihn von jetzt ganz kalt und spröde zu behandeln, seine Eifersucht zu erregen und dadurch die Glut so zu entflammen, daß alle Hindernisse, und wären sie noch so mächtig, wegschmölzen wie Eis im Juli. Er sollte brennen wie eine arme Seele, bis er endlich flehend nach ihr die Hände ausstrecke, wie man es beim Fegfeuer, das die Wand der Totenkapelle rötet, mit Schauer betrachten kann.

*

Bis zum Tinzeltage der Holzknechte waren noch einige Wochen. Schon wurde manche Vorbereitung zum Tanz getroffen, der diesmal, um es mit keinem Wirte zu verschütten, beim Kern abgehalten werden sollte, da platzte im Gemeindehause eine Bombe, die

ganz Achental mit Jammer und Unheil überschüttete. Ein Schreiben des Landgerichtes setzte nämlich den 23. November für die vom König verordnete Militärlosung fest, wobei das arme Landl dem Rachen des unersättlichen Korsen wieder den Blutzoll opfern sollte. Das war im Jahre 1811, wo noch alle Wunden von 1809 bluteten. Stille Wut glühte durch alle Täler; Kaiser Franz hatte mit Napoleon Frieden geschlossen und das Land seinem Schicksal überlassen. Die Jünglinge zogen nach Schwaz, griffen in den Topf, und sieben gewannen das Los des — Todes, des Todes sehr wahrscheinlich, denn man munkelte bereits von einem neuen Kriege. Auch Hois, den jüngeren Bruder Bartls, traf es.

Deswegen herrschte in ganz Achental tiefe Trauer; der Tinzeltanz sollte diesmal weniger flott als in früheren Jahren ausfallen. An den Tischen beim Kern saßen die Alten, der Wein schien ihnen nicht recht zu munden; in der Mitte des Saales wirbelten bei rauschendem Trompetenschall die Paare, hier und da ein Juchschrei — vielleicht von einem, der nach wenigen Tagen schon der bayrischen Trommel nachlaufen mußte. Trina und Sepp tanzten, als gelte es für die Ewigkeit.

Bartl trat ein, auf seinem Gesicht lag tiefe Trauer, er wußte eigentlich nicht, was er hier beginnen sollte, während Eltern und Bruder zu Hause jammerten. Nur wegen Trina trank er seinen Wein. Die Musik verstummte, die wirren Knäuel der Tänzer lösten sich auf, Trina setzte sich zu ihrem Vater auf die Bank. Neben ihr nahm Sepp Platz; obwohl alles vollge-

pfropft war, wußte er sich dennoch einzukeilen. Bartl schenkte sein Glas voll; sorgsam, damit kein Tröpflein überfließe, trug er es zu Trina und bot es ihr mit einem herzlichen: „Bring dir's!"

Sie machte eine abwehrende Gebärde.

„Tanz'st den nächsten mit mir?" fragte er.

„Nein," erwiderte sie, „ich hab's heut mit Sepp!" Sie wandte ihm gleichgültig den Rücken, blickte jedoch in den Spiegel gegenüber, um zu beobachten, wie er die Abweisung aufnehme.

Bartl zuckte zusammen und entfernte sich. Er setzte sich wieder zur Flasche, die er jedoch, ohne sie weiter zu berühren, wegschob und stützte das Haupt wie müde auf den Arm. Ein aufmerksamer Beobachter hätte gewiß die Spuren tiefen Schmerzes bemerkt, der seine Züge verdüsterte. Wer sollte sich aber um ihn kümmern? Die Musikanten stimmten wieder, wie aus einem Traume wachte er auf und starrte in das Gewühl, wo Trina und Sepp zum Tanz antraten. Er seufzte tief, blickte zum Himmel und stand auf. Noch einmal blieb er in tiefem Leide stehen, als sollte er zusammenbrechen; dann trat er rasch vor Trina. Sie erschrak, als ihr Blick sein bleiches Gesicht traf; mit einer Stimme, die von heftigem Gefühl zitterte, sagte er: „Leb' wohl, Trina, leb' wohl, auf Nimmerwiedersehen!"

Er war verschwunden.

Trina zitterte, sie ahnte unermeßliches Unheil und wollte ihm nacheilen; Sepp hielt sie zurück: „Laß ihn laufen, es ist nur ein Rausch."

Ihre Heiterkeit war dahin, sie tanzte zwar, aber

immer und immer tauchte Bartl vor ihr auf, wie er sie innig und schmerzvoll anblickte.

Er eilte nach Hause. Dort traf er seine Leute in traurigem Gespräch. Hois hatte verweinte Augen, die Mutter wischte sich mit der Schürze die Tränen ab.

Bartl betrachtete sie einen Augenblick mitleidig, dann sagte er ruhig: „Hois, du gehst wohl ungern zu den Soldaten? Mir tut's weniger weh', ich trete für dich ein!"

Der Vater schüttelte den Kopf, denn er mußte so oder so einen Sohn verlieren; Hois starrte ihn ungläubig an. Bartl fuhr fort: „Es ist so! Ich trete für dich ein, du bleibst bei den Eltern; mach' mir aber nie das Herzeleid, daß du das vierte Gebot vergißt. Das Gütl übernimmst seinerzeit vom Vater, mir beding' ich, wenn ich etwa heimkomme, ein warmes Plätzchen beim Ofen aus. Willst, Hois?" Dieser zögerte.

„Wenn du nicht magst," sagte Bartl nach einer Weile, „ist's einerlei; ich will nicht bleiben und gehe doch zu den Soldaten."

„Wenn's so ist," sprach Hois, „nehme ich es an."

„Mir ist's leid," sagte das Mütterchen schluchzend, wie Maria mit dem siebenfachen Schwert im Herzen, „ihr seid mir aber beide gleich lieb, ausmachen müßt ihr es unter euch."

„Es ist ausgemacht!" rief Bartl, „morgen früh gehe ich nach Schwaz und stelle mich, doch jetzt kein Wort mehr." Er war zum Mann geworden, der ein Recht hat, über sich selbst zu verfügen. Der Vater schüttelte ihm stumm die Hand und tat keine Einsprache.

Sie trennten sich.

Die Nacht breitete ihren Schleier über den Seelenkampf des armen Bartl. Wir wollen ihn nachempfinden, schildern können wir ihn nicht.

Er schied vor Tagesanbruch. Noch einen Blick auf die trauten Berge der Heimat, noch einen Blick auf Trinas Häuschen im Winkel! Er hob segnend die Hand, über seine Lippen kam kein Laut.

Bald erfuhr Trina, was geschehen. Ihre Berechnung war an seinem Herzen, für dessen Lauterkeit, dessen Tiefe ein gewöhnliches Maß nicht ausreichte, abgeprallt; sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm nicht ihre ganze Seele geoffenbart — es war zu spät. Bald hatte sie ausgeweint; zu Jacobi nach der Ernte führte sie Sepp als Braut heim.

Bartl wurde in ein wildes, geräuschvolles Leben geworfen. Bei Tag exerzieren, Paraden, lange Märsche durch Länder, wo die Leute zwar deutsch reden, aber fast alle lutherisch sind: es stürmten so viele neue Eindrücke auf ihn los, daß er kaum Zeit fand, an die Heimat zu denken. Aber nachts im Schlafe streifte die Seele jedes Band ab, der Zauber des Traumes trug ihn nach Tirol, im Sonnenglanze tauchte der schneeige Gletscher auf, die Quellen rieselten, der Gemsbock sprang ins Kar, von dessen steilem Geschröfe Edelweiß und Jochraute nickten, drunten stieg der bläuliche Rauch aus dem Schlot der Kaser, Trina trat hervor, frisch wie eine Almrose; er wollte sich regen, auf sie zueilen, seine Füße waren jedoch gebunden, das holde Gemälde zerrann, und die Reveille wirbelte durch die Gassen. Dann ging es in ein Land, flach, sandig, sumpfig, durchsetzt von trägen Bächen. Die Menschen redeten,

was er nicht verstand, es klang fast nicht schön und weich, wie die Ratsche am Karfreitag; in ihren Hütten lag Schmutz und Unflat, mehr als in der elendesten Alpe Tirols. Schweinefleisch und Kraut war bis zum Ueberfluß seine tägliche Kost. Wollte er nicht auf der nassen Erde schlafen, so mußte er mit dem Säbel Tannenzweige abhauen, wie man in Tirol für das Vieh Streu holt. Oft traf es ihn, Schildwach zu stehen; über den dunklen Wäldern der weiten unermeßlichen Ebenen stieg voll und klar der Mond auf, bald sammelten sich fern am Horizont Wolken, ihr breiter Rücken leuchtete wie die beschneiten Höhen der Heimat, stets wechselnd an Form und Gestalt, ahmten sie täuschend die Zacken des Hochgebirges nach, er dachte an Trina, den kalten Lauf des Gewehres traf eine Träne. — Horch! — das wilde Geheul hungriger Wölfe! Die Patrouille naht, er ruft sie an, lachend tritt der Korporal vor: „Haben sie dich nicht gefressen, Tiroler? Ich meine, sie werden sich bald mästen mit unserm Fleisch und Blut." — Ein anderer Soldat wurde hingestellt, Bartl zog mit der Ronde weiter. Die Kameraden waren froher Laune, denn morgen sollte er kommen, der eherne Kanonenkaiser, und seine Adler zu neuen Siegen, zu neuer Beute führen. Dort schimmerte der Niemen, jenseits desselben Rußland!

Napoleon! Wie zauberisch wirkt der Name jetzt noch, wie mag er zu seiner Zeit Lieb' und Haß entflammt haben! Bartl dachte an das Jahr 1809, ein fürchterlicher Gedanke blitzte in ihm auf; er blieb plötzlich stehen, so daß ihm der Hintermann auf die Ferse trat und fluchend schalt: „Dummer Tiroler, vorwärts!"

„Habt ihr," fragte er leise, „nicht aus der heiligen Schrift vernommen, daß er der Apolyon ist, der in der Offenbarung Johannis aus dem höllischen Brunnen steigt?"

Schallendes Gelächter antwortete ihm; der Korporal rief spottend: „Haben dir das deine einfältigen Bauern aufgebunden? Dafür sollte man sie mit Jauche tränken und mit Glasscherben füttern, die Einfaltspinsel! Stolz mußt du sein, daß dich das Glück zu einem Soldaten Napoleons machte; wenn du morgen nicht vive l'empereur schreist, kriegst du Fußtritte."

„Morgen?" fragte Bartl rasch.

„Ja, morgen haben wir die Ehre, mit unseren französischen Waffenbrüdern vor dem erhabenen Kaiser zu defilieren."

Bartl schwieg. Seine Gedanken waren finster wie die Nacht, die nach dem Untergang des Mondes auf die Ebene sank.

Morgen!

In der Kaserne paßte er, bis alle schliefen. Dann öffnete er sorgfältig ein Beutelchen und zog eine Kugel heraus. Es war ein Kreuz mit allerlei mystischen Zeichen darauf eingeschnitten.

Er untersuchte das Gewehr, schüttelte Pulver aus dem Maß in den Lauf und murmelte: „Verjag' den Teufel, triff die Hexen, erschlag den Zauberer im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, in der Kraft des Pestengels, unter dem Schutze der Pfeile des heiligen Sebastian, zu Ehren der fünf Wunden am Leibe Christi. Seine Seele verfluche ich dreimal dem Teufel.

Amen! Amen! Amen!" Als er dem Pfropf die Kugel nachstieß, wiederholte er jedesmal den schrecklichen Spruch. Dann warf er sich auf das Lager und betete: „Heilige Jungfrau Maria, halt den blauen Mantel vor, daß mich seine Augen voll Höllenfeuer nicht erschrecken!" — Viele glaubten nämlich außerdem, daß sie ihn für kugelfest und gefroren hielten, er schaue durch teuflische Kunst in die Seelen der Menschen und entwaffne dadurch alle, die feindliche Anschläge gegen ihn vorhätten.

Bartl hatte sein Riemenzeug mit Wachs gebohnt, die Montur fleißig gebürstet, und harrte nun in Reih' und Glied, bis auch ihn das Kommando vorwärts triebe. Sie brausten, brandeten und rollten vorüber, die Völkerwogen, die der neue Attila über die Ebenen Rußlands goß, wo sie im Boden verschwinden sollten, wie ein Regen im Sande. Dort hielt er auf dem Schimmel zwischen seinen Marschällen, die in ihren gestickten Uniformen schimmerten wie Goldkäfer, er selbst einfach im grünen Rock, das kleine Hütchen auf dem Kopf, die Züge groß und unbeweglich. Nur selten überflog sie ein Glanz freudiger Zufriedenheit, wenn ein rauschendes: vive l'empereur! zum klaren Himmel stieg.

„Bataillon marsch!" kommandierte der Major.

„Kompagnie marsch!" wiederholte der Hauptmann, und die Schar leichter Jäger, der Bartl eingereiht war, schritt bei den Klängen der Feldmusik vorwärts.

„Rechts schaut!"

Die Köpfe flogen rechts, jedes Auge haftete am Bronzegesicht des Imperators.

„Dieses Männlein, das bei uns keine Bauerndirne aufklauben möcht', ist also des Teufels leiblicher Sohn!" dachte Bartl und faßte krampfhaft das Gewehr. Zitternd vor Haß und Wut starrte er auf Napoleon. Sein schrecklicher Blick traf den Soldaten; er zuckte gar nicht einmal mit der Wimper. Da regte sich der Schimmel; der Kaiser machte eine rasche Wendung und flüsterte einem Marschall etwas ins Ohr — der günstige Augenblick war für den Mordanschlag verloren. —

„Dein Vater, der Teufel, hat dir's verraten, den will ich aber schon bändigen. Ich verlobe mich der Mutter Gottes zum Sieg, barfuß wallfahre ich nach Launs, drei Nächte knie' ich auf der Schwelle, und opfere, wenn ich dich treffe, eine goldene Kugel, müßt' ich das Geld auch zusammenbetteln!"

Dieses Gelübde machte Bartl heimlich, während die andern dem Würger Deutschlands ihr pflichtschuldiges vive l'empereur zubrüllten.

Die Kolonne war vorüber, sie hatte auf der schwankenden Schiffbrücke den Fluß übersetzt und bewegte sich auf der staubigen Straße vorwärts. Da sprengte ein Adjutant daher, er sprach leise mit dem Major; ein lautes Halt donnerte durch die Reihen. Langsam ritten beide an der Front dahin, Mann für Mann mit scharfem Auge musternd. Bartl gegenüber zog der Franzose ein wenig die Zügel an, flüsterte einige Worte und trabte davon.

„Marsch!"

Im Taktschritte ging es ohne Rast weiter, bis sie

endlich gegen vier Uhr ein ausgebranntes russisches Dorf erreichten. Etwas später brachte ein Transportwagen Brot; von zwei Chevaurlegers, die Vieh dahertrieben, erfuhr Bartl, daß der Kaiser in einer halben Stunde hier durchreiten und sich zum Vortrab begeben werde. Ueber Bartls Antlitz zuckte ein unheimliches Lächeln. Während die andern die Ochsen schlachteten, sie zerstückten und das Fleisch in den Feldkesseln mit den ausgerissenen Brettern der Fußböden und Zäune kochten, schlich er, als er sich ganz unbeachtet glaubte, davon.

Hundert Schritte vor dem Dorfe erhob sich ein dichtes Gestänge von Erlen und Weiden; dort verkroch er sich. In einem Tümpel schwammen etliche Gänse, die hier dem allgemeinen Untergange entronnen waren. Rasch zog er die Schuhe und Socken aus, sprang in das Wasser, drehte einer nach der andern, daß ihr Schnattern nicht die Aufmerksamkeit auf den Hinterhalt lenke, den Kragen um und warf sie dann an das Ufer. Kaum beachtete er die häßlichen Blutegel, die an seinen bloßen Beinen hingen, denn er hörte fernes Pferdegetrappel. Schnell packte er das Gewehr, stemmte sich auf ein Knie und hielt zum Anschlag bereit. Napoleon nahte im Galopp mit seiner Suite; noch war er außer Schußweite. Langsam näherte Bartl den Kolben der Wange, einen Augenblick — da packte ihn eine starke Faust im Nacken; ehe er einen Laut hervorstoßen konnte, war sein Gesicht in den weichen Sumpf gedrückt. Die Hand ließ ihn frei, er sprang auf, Wasser und Schlamm aussprudelnd. Nachdem er sich den Kot abgewischt und wieder um sich zu schauen

imstande war, erkannte er seinen Kameraden Prosch aus Ried im Zillertale.

„Was hast jetzt anstellen wollen, Zoch?“ begann dieser leise; „hättest merken können, daß man auf dich ein Auge hat. Laß Zeit, unser Herrgott verschlaft's nicht und nimmt ihn schon bei den Ohren, ohne daß du dreinpfuschest. Meinst, wir andern mögen den Bonapartl? Wenn du aber jetzt geschossen hättest, würden wir alle hingerichtet und das Landl könnt' es entgelten.“

„Ich hätt' ihn geschossen wie einen Auerhahn.“

„Seine Schergen wären aber in voller Macht zurückgeblieben. Meinst du wohl, die hätten dich dann heut' abends ruhig die Gänse da fressen lassen?“

Bartl blickte finster zu Boden, dann pflückte er die ekelhaften Würmer von Wade und Schienbein.

„Ich habe mir gedacht, was du willst und bin dir deswegen nachgeschlichen. Jetzt gehst zum Major und dann zum Hauptmann, gibst jedem einen Vogel und sagst, du hättest ihnen ein gutes Nachtessen verschaffen wollen.“

Er gehorchte ohne Widerrede, schweigend hob er die Vögel bei den Füßen auf und folgte dem Kameraden.

Prosch erzählte dem Major, sie hätten Gänse fangen wollen, und da sei Bartl in den Kot gepatscht. Der Offizier lachte und befahl seinem Diener, den Braten ja recht gut zu kochen. Da der Major zufrieden war, hatte der Hauptmann nichts mehr einzuwenden.

Die Angaben Bartls über die Märsche, die er zu machen hatte, und über die Gefechte, an denen er teilnahm, sind so verworren und unklar, daß ich mich

weder an dem Leitfaden der Geschichte noch der Geographie zurecht finden konnte. Es liegt auch nicht viel daran; seine Beobachtungen über Land und Leute interessieren ohnedem nur insofern, als sein Schicksal damit verflochten ist.

Ueber die Richtung, die Bartl zunächst einschlug, gibt vielleicht der Umstand einigen Aufschluß, daß er sah, wie General Deroi fiel. Dies geschah im Treffen vor Polocz. Uebrigens strengte er sich nicht an, auf den Ebenen Rußlands Heldenlorbeeren zu pflücken. „Da war es in unseren Bergen," erzählte er oft, „eine rechte Lust; mit welcher Freude blitzte ich 1809 den verfluchten Franzosen auf den Balg; wie jauchzte ich, wenn einer purzelnd die Fersen in die Luft schlug! Aber die Russen! Denen mochte ich nichts zu leide tun, außer, wo ich mich meiner Haut wehren mußte; sie hatten ja recht gegen den teuflischen Bonaparte, und am liebsten wär' ich zu ihnen übergelaufen. Nur der Gedanke hielt mich zurück, daß ich dann vielleicht auf meine eigenen Landsleute schießen müßte, und das wär' gewesen wie Kain und Abel in der heiligen Geschrift."

*

Der Winter brach an, furchtbar wie seine Stürme schritt die Nemesis durch das Land und zertrat das Heer des Korsen wie Gewürm. Wer berechnet die ungeheure Summe des Elends, das sich nicht auf einzelne verteilte und dadurch kleiner wurde, sondern jeden mit voller Wucht traf, wo der Mensch mit entsetzlichen Qualen sühnte, was die Völker verbrochen, weil sie sich sklavisch dem Wink eines Titanen gekrümmt hatten

und dadurch, sowie er zum Maß des Uebermenschlichen emporklimmen wollte, unter das Maß des Menschlichen hinabgesunken waren. Die Geschichte mag zitternd den Spuren des ewigen Rächers folgen, die Poesie muß wie Moses bei dem Nahen Gottes vor diesem großartigen Schauspiel das Antlitz verhüllen.

Die Bayern deckten den linken Flügel der Armee, sie wurden daher erst, nachdem diese fast aufgerieben war, in den Strudel gezogen; 30 000 wackere Krieger gingen hier unter. Auf einem schönen Platze Münchens ragt ein Obelisk mit der Inschrift: „Auch sie starben fürs Vaterland." Das Erz kann nicht erröten.

Ausgemergelt und erschöpft schleppte sich Bartl mit dem zerlumpten Troß weiter. Der Schrecken hatte ihn abgestumpft, selbst das Gefühl der Verzweiflung war aus seiner Seele gewichen; nur wenn sein mattes Auge wieder auf einen kleinen Schneehügel fiel, unter dem ein Toter ruhte, wünschte er alles überstanden zu haben wie dieser. „Kosaken, Kosaken!" scholl der Schreckensruf durch die aufgelösten Glieder, die Raben krächzten, im Nebel wurden die langen Lanzen sichtbar; eine Salve, und sie verschwanden wieder, die Aasgeier des heiligen russischen Reiches. Lautlos wälzte sich der Trupp weiter; hier sank einer, niemand fragte wer? — Heute mir, morgen dir! Da sah Bartl einen toten Offizier in einen dichten Pelz eingehüllt am Wege: „Der braucht ihn nicht mehr," sagte er halblaut, kroch in den Graben, warf seinen zerlumpten Mantel weg und hüllte sich mit der Empfindung seltenen Behagens in die Wildschur.

Seine Kameraden gingen vorwärts. Als sie im

Schneegestöber verschwunden waren, sprengten heulend einige Kosaken, welche Nachzüglern auflauerten, gegen ihn los, eine Lanze fuhr ihm zwischen Arm und Brust durch und riß ihn nieder. Die Unholde sprangen vom Pferd; schneller als man eine Kartoffel schält, hatten sie ihm die Kleider abgerissen. Dann hängte ihn einer nackt mit einem Lederriemen an den Bauchgurt des Rosses, ein anderer stieß ihn mit dem Lanzschaft in die Weichen, ein dritter hieb ihn mit der Knute über den Rücken, daß sein Blut in den Schnee floß. So jagten sie ihn vorwärts, daß ihm der Atem stockte. Sie erreichten ein Städtchen, dort wurde er in die Kirche geworfen; sie war bereits zum Erdrücken mit Gefangenen vollgepfropft, fast alle nackt, blutig und zerfleischt. Auf dem Boden lagen Sterbende. Wohl denen, über deren Antlitz das tolle Lachen des Wahnsinns flog! Schmerzgeheul, wilde Flüche, Gotteslästerungen erfüllten den Raum, wo sonst eine fromme Gemeinde ihre Lieder sang und der Priester betete.

In einem Winkel kauerte ein Mann, Bart und Haar mit Blut zu einem Klumpen gefroren; in schmählicher Wut spuckte er zum Himmel: „Könnt ich dich ins Gesicht treffen, du Teufel dort droben, du lachst und jubelst mit den Engeln und lässest uns hier zugrunde gehen. Was hab' ich verbrochen, daß ich so leiden muß?"

Bartls Seele erfüllte Grauen, auch er verzagte an Gottes Gerechtigkeit und Liebe; konnte er nicht Frevler und Schuldlose durch seine Boten trennen lassen? War seine Wunderkraft erschlafft und die heilige Schrift eine Lüge?

Wo gab es eine solche Fülle von Schmerz, Jammer und Elend als hier, wo zwanzig verschiedene Sprachen aus der Hölle des Daseins um Erlösung schrieen? — „Deine Zweifel sind eine Sünde gegen den heiligen Geist," rief sein Gewissen, „eine Sünde, für die es weder in diesem noch in jenem Leben eine Verzeihung gibt. Weh', wenn die ewige Qual schon hier begönne!" — Er preßte die Hände an die Stirn, sein Sinn wollte schwinden. Da flog die Tür auf, Kosaken sprangen grinsend herein und peitschten die Gefangenen mit dem Kantschu auf den Friedhof hinaus. Dort hielt ein Offizier zu Rosse; er rief: „Die Deutschen marsch in jene Ecke!" Bartl dachte: Da wird man uns umbringen und einscharren! Die anwesenden Deutschen, etwa fünf bis sechs, gehorchten mit stummer Gleichgültigkeit dem Befehle. Die anderen, Franzosen und Welsche, wurden in die Kirche zurückgejagt. „Ihr seid Deutsche?" fragte ein Offizier.

Alle bejahten es, Bartl rief: „Ich bin halt eigentlich ein Tiroler!"

Der Offizier verzog den Mund:

„Hast du 1809 gegen die Franzosen gefochten?"

„Ja freilich, und manchen erschossen!"

„Warum ziehst du jetzt mit ihnen gegen uns?"

„Ja, weißt wohl, wenn du mußt! Der König hat uns hergesprengt."

Das Antlitz des Offiziers erheiterte sich noch mehr, er winkte einem Kosaken, dieser brachte bald darauf allerlei Kleidungsstücke und warf sie Bartl zu. Während er die Schuhe anlegte, wandte sich der Russe an die übrigen: „Wer von euch will bei dem deutschen

Freikorps eintreten, welches Se. Majestät der Zar" — er lüftete dabei die Pelzmütze — „gegen den französischen Räuber errichtet?"

Alle erboten sich.

Nun sprang Bartl auf, ein Weiberrock hing über der Schulter, von den Lenden schlotterte eine Hose nieder, ein Rohr am Knie abgerissen, in der Hand hielt er ehrfürchtig einen feinen Frauenhut mit Federn, den wahrscheinlich ein Franzose zu Moskau bei einer Modistin gestohlen hatte. Er rief: „Krieg führen tu' ich nimmer, wenn's nicht sein muß; bei Oesterreich hat es mir gar nichts, bei Bayern nur Elend getragen!"

„Dann wirst du bis zu deiner Auslösung nach Sibirien geschickt!"

Nun wurde Bartl mit seinen Genossen in die Hütte geführt, dort erhielten auch diese Kleidungsstücke; die gemeinen Soldaten, die sie jetzt als Kameraden betrachteten, gaben ihnen Schnaps und Brot; auch am Feuer durften sie sich wärmen. Es kam ihnen vor, als wären sie in den Himmel versetzt.

Am nächsten Morgen mußte Bartl von ihnen scheiden. Alle weinten, als hätten sie ihr Lebtag in Lieb' und Freundschaft zugebracht. Einer trug dem anderen auf, die heimische Erde für ihn zu grüßen, denn keiner hoffte dieselbe wieder zu betreten.

Bartl wurde auf pfadlosen Wegen, durch Schneegestöber und Eis in das Innere Rußlands geführt; bald gesellten sich Genossen des Elends zu ihm, die es ebenfalls abgelehnt hatten, noch ferner die Waffen zu tragen. Sie konnten mit Schauder beobachten, wie ausgesucht grausam man die gefangenen Franzosen be-

handelte, als sollten sie jetzt, gleichviel, ob schuldig oder unschuldig, büßen, was ihr Volk an Weh und Unglück über die Welt gebracht hatte. Den Deutschen ging es, soweit es bei solchen Verhältnissen möglich war, ganz leidlich; sie erhielten zwar von den Kosaken, die sie geleiteten, manchen Puff, aber doch auch zu essen, wurden nachts stets unter Dach gebracht und der Kleider nicht mehr beraubt.

In der Gesellschaft war ein beständiger Wechsel: einige blieben zurück oder wurden auf andere Straßen gewiesen, allmählich verringerte sie sich, die Kosaken verschwanden bis auf einen.

Bartl hatte Ebenen durchwandert, Berge überstiegen, Flüsse durchschifft, immer gegen Osten zu, wo die Sonne aufging, dem einzigen Zeichen, aus dem er auf die Richtung seiner langwierigen Reise schließen konnte. Allmählich wurden die Tage länger, Tauwetter überschwemmte den Boden mit unergründlichem Morast, schon spitzte an sonnigen Stellen das Gras hervor, bis der eisige Steppenwind wieder alles in Erstarrung versenkte. Endlich gelangte er an einen sehr großen Fluß, der ungeheure Eisschollen führte, jenseits desselben erblickte er die Türme und Kuppeln einer Stadt: es dürfte Tobolsk gewesen sein, denn wie Bartl, wahrscheinlich aus Mißverständnis, behauptete, war der heilige Tobias ihr Schutzpatron.

Dort wurde das kleine Häuflein der Gefangenen einem hohen Herrn vorgestellt, der jedem die Ortschaft anwies, wo er zu bleiben habe. Zugleich ward jeder mit dem Galgen bedroht, der ohne Erlaubnis des Gemeindevorstehers, der für ihn haftete, den Aufenthalt

verlasse. Hier mußte Bartl den letzten, schwersten Abschied überstehen: von seiner deutschen Muttersprache, denn sie wurden einzeln in die Verbannung geschickt, wo sie niemand verstanden, wo niemand sie verstand als der Herrgott. Er wurde einem Kosaken, der mit einem amtlichen Schreiben als Kurier abging, anvertraut; dieser aber lieferte ihn nach einer Woche, wo sie die aufgehende Sonne stets mehr zur Linken hatten, dem Vorsteher eines Dorfes ab.

„Unter dem Dorfe," meinte Bartl, „darf man sich nicht etwa eine Ortschaft wie Achenkirch oder gar Jenbach vorstellen, wo zwar keine vornehmen, aber doch nette saubere Häuser nebeneinander stehen; — da mußte man recht schauen, um die Wohnungen zu erkennen. Sie steckten zur Hälfte im Boden, waren mit Rasen bedeckt, der Rauch zog oben durch ein Loch, das man gar wohl als Hasen- oder Fuchsfalle benutzen konnte. Und erst drinnen, da sah es aus! Kinder und Säue kugelten im Schmutz durcheinander, als wär's die Arche Noahs mit allerlei Getier, so daß einem ordentlichen Menschen angst und bange werden mußte.

In ein solches Loch führte mich der Gemeindevorsteher, der wieder nicht aussah wie der Sixtenbauer, oder gar der Postmeister; er war ein kleines Männchen mit einem schwappeligen Bauch und kurzen Hareln, eingenäht in Felle, deren rauhes nach innen gewendet war, und roch aus dem ungewaschenen Maule, so oft er's auftat, wie ein dampfiger Esel. Zu essen gab es genug, vor allem Wildfleisch, wenn nur nicht die Leute geglaubt hätten, es schmecke halb roh und stinkend am

besten, so daß man von der Suppe die Würmer abschöpfen mußte, wie von der Milch den Rahm. Was die Gegend betrifft, so war nur von fern so etwas wie ein Streifen Berge zu erkennen, sonst alles mit Sümpfen, in denen Kröten gar melodisch sangen, und Wald bedeckt. Die Forste waren dicht und mit herrlichen Zirbeln besetzt, die in Tirol nur auf den Almen gediehen, aber man durfte sich nur mit der Axt in der Faust hineinwagen, denn alle zwei- oder dreihundert Schritte sagte ein Bär oder Wolf: Grüß Gott! — Wasser fehlte nirgends, überall wimmelte es von Fischen, so daß man in der Luft gedörrte Hechte, die doch bei der Scholastika ihren Wert haben, wie Brot aß, ja sogar Hunde damit fütterte. Auch die Vögel sangen und pfiffen wie in Tirol, die Menschen jedoch zaggelten lässig und matt herum, als wäre ihnen das Herz eingefroren; nirgends ein Schnadahüpfel oder eine Zither; als ich einmal, um es nicht zu vergessen, jodelte, lief das ganze Dorf zusammen."

So schildert Bartl sein Asyl.

Das erste Jahr mußte er sich auf die Gebärdensprache beschränken; bald lernte er jedoch so viel reden, als zu einer dürftigen Verständigung genügte. Den Sommer hindurch half er seinem Wirt auf dem Felde arbeiten; da er aus einem mehr zivilisierten Lande abstammte, konnte er dem genügsamen Völkchen manche Kenntnisse im Betrieb des Ackerbaues mitteilen, für die es ihn dankbar verehrte. Nachts schlief er im Freien auf einem Tannenbaum, wo er sich eine Art Hängematte bereitet hatte, denn seine Haut war noch nicht so durchgegerbt, um die Bisse und Stiche des zahllosen

Ungeziefers in der Wohnung des Gemeindevorstehers auszuhalten.

Als sich die Blätter röteten, zimmerte er sich aus vierkantig behauenen Holzstämmen ein Blockhaus, wie er es in den Bachen gelernt; weitum prangte kein schönerer Palast. Im Spätherbst und Vorwinter fing er mit Latzen aus Draht oder Roßhaar allerlei Getier mit kostbaren Fellen, die er sorgfältig ausspannte, räucherte und in einem Erdloch bewahrte. Als der nordische Winter in seiner Pracht das Land beherrschte, kamen Kaufleute, in Schlitten von Hunden gezogen, um gedörrten Lachs einzuhandeln. Er bot ihnen seine Felle an und erhielt dafür eine Büchse nebst Pulver und Blei, soviel er bedurfte. Sie schlossen mit ihm auch für den nächsten Winter einen Vertrag; er versprach ihnen eine Anzahl Häute, die sie mit allerlei Eisengerät und Waren, wie sie sein gebildeter Geschmack wünschte, zu bezahlen versprachen. Als Drangeld gaben sie ihm einige Flaschen Anisbranntwein.

Am Christabend stach er die erste an. Er gedachte seiner Heimat, wo jetzt Trina wahrscheinlich mit Mann und Gesinde im fröhlichen Kreise den Weihnachtszelten anschnitt. Eine Träne der Wehmut fiel in den Becher aus Baumrinde, doch mischte sich der Erinnerung kein Gefühl von Bitterkeit bei; er hatte sich über seine Verhältnisse schon längst hinausgelebt. Am schmerzlichsten war es ihm, daß er jedes religiösen Trostes entbehren mußte; wohl kam zu jeder hohen Festzeit ein russischer Pope, hielt den Gottesdienst und suchte ihn zu bekehren, er bewahrte aber die katholische Religion wie ein Kleinod, denn sie war der Glaube

seiner Väter, der Glaube Tirols, an dem er mit unveränderter Treue hing. Früh und abends betete er mit lauter Stimme das deutsche Vaterunser, damit ihn der Gott seines Volkes hier nicht vergesse.

Durch Fleiß, Tätigkeit, Mut und vorsichtiges Benehmen hatte er sich allmählich zum angesehenen Manne emporgearbeitet. Freilich hätte er, umgekehrt wie Cäsar, lieber im schlechtesten Dorfe Tirols als der letzte die Säue gehütet; wenn er jedoch das Schicksal und den schrecklichen Untergang anderer erwog, so fühlte er sich Gott zum aufrichtigsten Danke verpflichtet.

*

Selbst die öden Steppen Rußlands meidet die Liebe nicht, wenn sie auch nach Birkenöl duftet und in Juchten auftritt. Bartl wühlte im Herbst aus einem Stückchen Boden, den er urbar gemacht hatte, Kartoffeln; er bemerkte kaum, daß ihm ein Mädchen unverwandt zuschaute. Da sich dieses auch bei anderen Anlässen wiederholte, so fiel es ihm endlich auf; er nahm jedoch keine Rücksicht und arbeitete unbekümmert weiter. Eines Abends kochte er in der Hütte ein Stück Lachs, da öffnete sich die Tür, lachend trat die Russin an den Herd und legte einen Büschel schöner roter Fliegenschwämme vor ihn.

Ich lachte über diesen sonderbaren Strauß.

„Ihr glaubt," fuhr Bartl in seiner Erzählung fort, „sie wollte mich vergiften? Im Gegenteil! Dort schätzt man die Fliegenschwämme hoch, die Reichen bezahlen sie, was man so bezahlen nennt, sehr teuer, um sich durch den Genuß derselben zu berauschen. Ich

hab' das gar nie versucht, denn so was verträgt schließlich nur ein Magen, der mit russischem Leder gesohlt ist. Dann setzte sie sich mir gegenüber auf die Bank, steckte die Hände über der Brust in die Aermel ihres aus Wolfsfellen zusammengenähten Kittels und lächelte wieder mit den schiefgeschlitzten Aeuglein, indem sie das weite Maul grinsend verzog. Ich mein', ich seh' sie noch, dieses kugelige Ding mit dem kurzen krummen Gestell. Das schwarze Haar hing ihr lang und grausig wie Baumbart um die niedere Stirn, das Gesicht war gelblich und glänzte wie der Vollmond, denn sie hatte sich, um ja recht schön zu sein, mit Butter gesalbt. Und erst die Nase! Gerade so flach und breit, als wär' ihr eine Kuh darauf getreten! Ihre Hände hätte sie gar wohl als Hafendeckel brauchen können. Ich ließ sie ruhig auf ihrem Platz; als ich gekocht hatte, bot ich ihr ein Stück Lachs; sie verschlang es trotz der Gräten, als wär' ihr Schlund eine Kellerstiege; auch die Nocken wies sie nicht zurück. Sie wäre wohl bis in die Nacht geblieben, ich schickte sie jedoch fort. Da wird wohl jeder glauben, ich sei noch der alte lappete Bartl gewesen; dem war aber nicht so. Beim Militär verlernt man die Geschämigkeit nach und nach; war ich auch kein Bruder Liederlich wie andere, die mit allem vorlieb genommen hätten, so legte ich doch die Schüchternheit ganz ab. Sie meinen vielleicht, der Gedanke an Trina habe mich davon abgehalten, auf dem Marsch bei Weibern Blümlein zu pflücken? Ich war über das vierundzwanzigste Jahr hinaus, und was hätte es mir genützt? Sie wiegte vielleicht, während ich den ägyptischen Joseph spielte, ein Kind. Ein häuslicher Herd

ist ein unschätzbares Gut, sollte ich dem immer entsagen? Ich bin ein Unterländer, und die sind bekanntlich nicht zum Kapuziner geboren. Eine Russin oder eigentlich Tatarin mochte ich aber doch nicht, da hätte ich für mein Lebtag ein Tatarmandl werden müssen, und ohne Liebe mir noch dazu ein schüches Weib und einen Schwarm Kinder auf den Rücken geladen. Einige Wochen darauf hielt die Gemeinde Versammlung ab; man nahm mich trotz meiner Jugend, weil ich so ausgezeichnet Bären schieße, Marder fange und Lachse schieße, als Mitglied auf und trug mir das Mädchen — ich weiß nicht mehr, wie es hieß — zum Weib an. Ich lehnte vorläufig ab, zum Glück fuhr später der russische Pfaff dazwischen, der, wie unser Bischof Gasser die katholische, so die griechische Glaubenseinheit erhalten wollte und gegen die Heirat Einsprache erhob, wenn ich nicht meine Religion abschwöre; das hätte ich sogar der schönsten russischen Prinzessin nicht getan; die Gemeinde begriff das recht gut und ließ mich in Zukunft ruhig, ohne mich — das muß ich den Wilden zur Ehre nachsagen — in irgend einer Art zu kränken; das Mädchen ist auch nicht ins Kloster gegangen und hat später geheiratet; ich war bei der Hochzeit und hatte zwei Flaschen Anisschnaps — Wutki nennt man es dort — dazu spendiert. So ist's mir mit der Heirat ergangen, es hat halt nicht sein sollen und hinterdrein ist's einerlei."

Jahr um Jahr verging. Bartl harrte vergebens auf Erlösung; er blieb vergessen. Wohl trug er sich mit dem Plane, zu entfliehen, bei reiflicher Ueberlegung ließ er ihn jedoch fallen, wußte er doch kaum die Welt-

gegend zu bezeichnen, wo Tirol lag, wie hätte er durch Sümpfe und Wälder den Weg finden sollen? Stumm und schweigend ergab er sich in sein Schicksal, der Stern der Hoffnung verschwand allmählich in trüber Nacht, das Dorf lag so weit jenseits der Grenzen des menschlichen Verkehrs, daß man gar nicht einmal wußte, ob Napoleon noch herrsche oder nicht. Nur einmal hatte ein Kosak, der sich auf der Jagd in diese Oede verirrt, den staunenden Hörern erzählt, er sei geschlagen und verbannt worden.

Dann sprach ein dumpfes Gerücht von seiner Wiederkehr — vielleicht war er damals schon begraben — auch das Wort Helena hörte man, die Bauern brachten es jedoch mit der Heiligen gleichen Namens in eine wunderbare Verbindung oder spannen Märchen auf Märchen, bis endlich niemand mehr davon redete. So war der zwanzigste Sommer angebrochen.

Bartls Antlitz zeigte bereits tiefe Furchen, sein dichter Bart mischte sich mit weißem Haar; wenn auch noch so stark wie früher, merkte er doch schon eine Abnahme der Gelenkigkeit. Er hatte sich mehr und mehr in sich gezogen, tagelang irrte er mit der Büchse über der Achsel, dem Beil im Gurt durch die Wälder, so saß er einmal im Schatten einer Zirbel auf dem Hügel, der sich etliche Stunden vom Dorf mitten im Forste ein wenig über die unermeßliche Ebene erhob und blickte traurig in die Ferne, wo sich der Fluß silberglänzend verlor. Da war's ihm, als höre er Stimmen; er richtete sich kaum auf — vielleicht Jäger. Noch einmal schlugen die Laute an sein Ohr — deutsche Laute — er irrte nicht! Das Lied der Engel, die

Klänge der Abendglocke seiner Heimat, sie wären ihm nicht süßer gewesen, hätten ihn kaum tiefer erschüttert! Er sprang empor, stand, er zitterte, Tränen brachen aus seinen Augen, dann jauchzte er hell auf, wie nur je in jungen Tagen auf der Alm. Die Stimmen kamen näher. Er brach durch die Büsche. Auf einer Lichtung zwischen den Bäumen erblickte er zwei Fremde mit Gewehren, der eine trug eine Blechbüchse auf dem Rücken, der andere hielt ein grünes Netz, sein Hut war seltsam mit gespießten Schmetterlingen und Käfern geschmückt. Verwundert betrachtete sie Bartl und rief dann: „Seid ihr Deutsche oder etwa gar Tiroler?"

„Ersteres, aber nicht letzteres!" sprach der eine, ein kleines Männchen mit auffallend hoher Stirn und hellgrauen Augen, die wie Diamanten blitzten.

„Also doch deutsch," schrie Bartl, „grüß' euch Gott, grüß' Gott zu tausendmalen! Ihr seid dem Aussehen nach vornehme Herren; ich möcht' euch vor Freude die Knie' küssen!"

Sie schlugen herzlich in seine dargebotene Hand ein, dann setzten sie sich zusammen, er erzählte sein Schicksal. Endlich fragt er: „Lebt er noch, der Bonapartl, oder brät ihn sein Vater schon auf der Höllenplatte?"

„Er ist längst tot."

„Dann muß man mich ja heim lassen! Habt ihr vielleicht von der Trina im Achental auch gehört?"

„Das nicht," erwiderte der kleine Herr lächelnd; „Tirol hab' ich allerdings besucht und im Fassa Steine geklopft, Trina jedoch nicht kennen gelernt."

„Und wie geht's im Landl?"

„Es ist wieder kaiserlich!"

Die Fremden waren Naturforscher; einer hieß Alexander Humboldt! Bartl kam ihnen gelegen; er mußte sie als Jäger begleiten, ihnen allerlei Tiere fangen und Pflanzen trocknen; dafür versprachen sie, ihn mit nach Berlin zu nehmen und ihm von dort die Reise nach Tirol zu zahlen. Seine Hütte diente zur Niederlage der gesammelten Dinge. Sie wurden dem Gemeindevorsteher übergeben, der sie im Winter auf Schlitten in die nächste Stadt zu führen hatte, wo sie die Behörden von ihm übernehmen und weiterliefern sollten.

*

Der Abschied wurde Bartl schwerer als er geglaubt. Am Vorabende versammelte sich noch die ganze Gemeinde vor seiner Hütte, jeder wollte ihn noch sehen, ihm die Hand drücken, ihn bitten, seiner in der Heimat zu gedenken. Er hatte einen Hirsch geschossen, diesen gab er nebst allen Vorräten, die er eingetan, preis. Bald loderte ein Feuer, es wurde gekocht und geschmaust; endlich lieferte er auch den Wutki aus, den er sorgfältigst zu hinterst unter seinem Bette geborgen. Dem Weibe, das er einst hätte freien sollen, schenkte er ein rotseidenes Tuch, das er sich zu diesem Zwecke von dem Naturforscher ausgebeten hatte. Beide sahen der bewegten Szene zu, aßen wohl auch mit und nahmen einen Schluck; als es Mitternacht wurde, mahnten sie Bartl, die Leute zu verabschieden, um noch einer kurzen Ruhe zu genießen. Er tat es, kein Auge blieb trocken. Schluchzend zog er sich in die Hütte zurück; er konnte vor Herzweh nicht einschlafen. Beim Mor-

genrot weckte er die Fremden; als sie fortwanderten, zog noch der Nebel durch die Bäume. An der Ecke, wo das Dörflein verschwand, blieb er noch einmal stehen, die Tränen liefen über seine gefurchten Wangen, er faltete die Hände und betete ein inbrünstiges Vaterunser. Dann setzte er den Hut auf und eilte den Naturforschern nach.

Von seiner Rückreise habe ich nichts zu berichten, was der Mühe wert wäre. Bartl erzählte wenig, nur verwandelte sich die Sehnsucht, welche er bei den Tataren nach Tirol empfand, in süßes Heimweh, das von Tag zu Tag wuchs, je mehr die Entfernung schwand. Jeden Abend fragte er, wie weit es noch sei; er seufzte bei der ungeheuren Anzahl Meilen, von der die Naturforscher sprachen. Endlich hatte er die russische Grenze im Rücken, die Leute redeten wieder deutsch, freilich nicht tirolerisch, so daß er sie nur mit Mühe verstand und sein Ohr sich erst allmählich an die Töne gewöhnen mußte.

Zu Berlin kam er spät abends an, er setzte sich mit seinen Wohltätern noch auseinander. In aller Frühe hängte er das Bündel über den Rücken und ging ununterbrochen, bis die Sonne sank. So Tag für Tag. Er hatte Bayern erreicht, bald überschritt er die Donau; von jetzt heimelte ihn bereits manches Wort an, als wehte der Wind aus den Alpen. An einem Morgen bemerkte er einen bläulichen Streifen über dem Horizont, anfangs hielt er es jedoch für ein zackiges Wolkenband, als er jedoch die Richtung nicht veränderte, fragte er neugierig einen Bauern auf dem Felde, was das bedeute?

„Es sind die Tiroler Berge!" erwiderte dieser und schritt hinter dem Pfluge weiter.

„Die Tiroler Berge!" Bartl öffnete weit die Augen, ob er nicht den Unuz oder Seekar erkenne; leichter hätte er jedoch die Wellen des Meeres unterschieden. Er fühlte die Brust beklemmt wie bei einem großen Schmerz, und doch war es Freude; ein tiefer Seufzer entrang sich ihm; er kehrte als Fremdling zurück, sollte er Liebe und Treue finden?

Er beschleunigte den Schritt. Vor ihm erhoben sich die Türme der Frauenkirche, sie wollten nicht näher rücken; erst bei der Dämmerung, als bereits auf den Straßen die Laternen angezündet wurden, hinkte er durch das Karlstor in München. Er suchte in einem Brauhaus Unterkunft, gönnte sich jedoch den folgenden Tag keine Ruhe, so sehr er derselben auch bedurft hätte. Der Morgenstern sah ihn bereits mit dem Bündel, er wollte womöglich den Kirchtag bei den Seinigen feiern. Das Land wurde nach und nach hügelig, die Hügel schwollen zu Bergen, schon konnte er den hohen Grat des Unuz und die Pyramide des Guffert unterscheiden, sie waren tief herab angeschneit. Wieder nahte der Abend, als ihm der Walchsee, von Licht umflossen, entgegenstrahlte. Zu versäumen war nichts mehr; er setzte sich unter eine Buche in das Gras; ein Dörcher aus dem Vintschgau, wie sie bettelnd oder als Schleifer die Täler abstreifen, gesellte sich zu ihm. In früherer Zeit hätte er einen solchen Kerl gar nicht angeschaut, jetzt horchte er seinen Worten, als wären sie das Evangelium. Dieser wußte gar manches, auch aus Achental, wo er vor wenigen Tagen

herumgelungert: Bartls Bruder war längst verheiratet, die beiden Söhne reiften schon dem Mannesalter entgegen, das Weib jedoch sei eine geizige Kluppe, die keinem Armen was gönne. Dagegen kriege man im Winkel stets ein Stücklein Brot und im Notfalle ein Lager auf dem Heu; Trina sei über die Maßen gut, obwohl sie selbst nicht viel besitze; denn ihr Mann habe sich nach und nach, weil sie keine Kinder gebracht, auf das Schnapseln verlegt, sei jedoch übrigens kein unguter Häuter.

Bartl dankte für die Mitteilungen, obwohl sie keineswegs erfreulicher Art waren.

In der Frühe ging er durch die Jachenau und überstieg den Gebirgsriegel, der dieses Tal von dem der Isar trennt. In der Riß, wo damals noch keine Fürsten jagten, machte er bei den Franziskanern Mittag und eilte sodann gegen das Plumserjoch. Als er den Grenzstein, der Tirol von Bayern scheidet, erblickte, umarmte und küßte er ihn mit einer Inbrunst, wie nie in seinem Leben ein Mädchen; wer ihn gesehen, hätte ihn wohl für verrückt gehalten. Jenseits desselben blühten um einen Steinblock etliche Gentianen; er steckte sie sorgfältig auf seinen Hut.

Langsam kletterte er bergan; über das Stanerjoch zogen weiße Streifen, er betrachtete sie nachdenklich; ein Hirt, der ihm begegnete, riet ihm, vorwärts zu machen, denn abends werde es vermutlich regnen.

„Morgen schneien!“ fügte er bei, „so bring' ich den ersten Schnee in das Achental.“

Auf dem Grat des Joches wehte ihm ein heißer

Luftstrom entgegen, der Scirocco, auf den der Aelpler sorgsam achtet, weil er stets die Witterung wendet. In der Pertisau mietete er ein Schiff, um auf das jenseitige Ufer überzusetzen. Der Ferge war ein Holzknecht in den Bachen gewesen; tausend freundliche Bilder erwachten in Bartls Seele, und schon wollte er sich zu erkennen geben, als jener um einige Kreuzer zu mäkeln begann, die er noch vor dem Einsteigen in den Kahn erlegen sollte.

Das war zu meiner Zeit nicht, dachte Bartl unwillig und zählte ihm schweigend das Verlangte auf. Als der Kahn ans Ufer stieß, sprang er heraus, ohne dem unfreundlichen Schiffer einen Abschiedsgruß zu bieten.

Die Straße nach Achenkirch mußte dem Wasser und dem Gebirge abgerungen und oft aus diesem gesprengt werden. Ueberall stürzen die Felsen steil in die Flut, die, wenn der See hoch geht, fast die Füße des Wanderers bespritzt. Es ist ein düsteres Bild, wie nicht leicht ein zweites, aber Bartls Seele war froh und heiter; es drängten sich ihm die Umrisse der Höhe und des Tales entgegen, wie er sie vor zwanzig Jahren verlassen, und dennoch schien alles verändert. An der Stelle des Waldes dehnten sich kahle Schläge, die Gruppierung der Bäume, wie er sie in der Erinnerung trug, war jetzt anders: wo früher Tannen emporragten, flüsterten jetzt Buchen im Winde, streckenweise war der Boden umgerodet, von der Höhe winkte manches neue Haus, während solche, die er neu gesehen, rauchig und alt zwischen hoch aufgeschossenen Lärchen trauerten. Er wurde ernst und versank wieder in trübe Gedanken,

aus denen ihn nur das wilde Rauschen des Sees, den der Südsturm peitschte, von Zeit zu Zeit aufweckte. Da erblickte er an einer Stelle, wo das Ufer über die Flut hing, mitten unter anderen Almrosenstauden eine blühende, als wollte sie, während ihre Schwestern ihren Schmuck längst verloren, jetzt den Lenz vorausnehmen. Mit Rührung betrachtete er das Blümchen, trotz der augenscheinlichen Gefahr, über den Schrofen in das Wasser zu stürzen, holte er es dennoch und steckte es freudig an die Brust. „Ja," rief er, „du sollst mir der erste, der freundlichste Heimatsgruß sein! Mir hat das Leben bis jetzt wenig anderes geschenkt als grüne Blätter und scharfe Dornen, sei du mir für den Rest desselben ein freundliches Zeichen, wenn nicht des Glückes, doch des Friedens!"

So hatte er die Scholastika erreicht. Er blickte zum Saal empor, wo er manchmal getanzt, gezecht und gesungen; fast meinte er, es müßten die Töne der Geigen und Flöten aufs neue erklingen und die altbekannten Gestalten durch das Fenster grüßen, schön, jugendlich und kräftig, wie ihr Bild vor seinem Geiste lebte. Da rief eine Stimme, bei deren Klang alle Tiefen seines Innern bebten, über die Straße:

„Was meinst, Scholastika, kann ich morgen auf den Eben zur heiligen Notburg wallfahrten?"

Die Antwort hörte er nicht, sein Herz pochte so stürmisch, daß er unwillkürlich mit der Hand an die Rippen fuhr.

Trina trat um die Ecke; sie warf dem Fremden, der eine ganz andere Kleidung als die des Tales trug, einen gleichgültigen Blick zu: sie erkannte ihn nicht.

Wer hätte auch erwartet, daß die Toten wieder aufstehen!

Die Kellnerin brachte ihm eine Schüssel Suppe und ein Gläschen Schnaps; er setzte sich in den Schatten und betrachtete von hier aus Trina mit inniger Teilnahme. Noch immer lächelte ihr Auge frisch und freundlich, aber die roten Backen waren eingefallen, durch die magere Stirn hatten zwanzig Jahre mit so mancher Sorge, so manchem Kummer, den Pflug gelenkt; die einst so vollen Lippen hingen welk über die Zähne. Wie damals im Walde trug sie die Haare um eine Nadel geschlungen, vielleicht die nämliche, jetzt aber ragte sie zu beiden Seiten weit hervor, während sie früher kaum die üppigen Flechten zu bändigen vermochte. Einst flog sie leicht beschwingt wie eine Tänzerin, elastisch hoben sich die Hüften; jetzt ging sie mit langen trägen Schritten dahin, fast wie der Tod in der Sage, der hinter jedem zurückbleibt und doch jeden einholt. Bei diesem Anblick fühlte er plötzlich, daß auch er alt geworden war, woran er früher wenig gedacht hatte.

Scholastika und Trina gingen miteinander nach Achenkirch, um dort dem Rosenkranze beizuwohnen.

Bartl schlich in die Nähe seines väterlichen Hauses, es war so ziemlich alles unverändert. Er wollte jedoch nicht beim hellen Tage eintreten, sondern wie Odysseus seine Verwandten erst versuchen, und legte daher das Bündel hinter einen Haufen Spreu. Glockentöne vom Turme des Kirchleins zeigten den Beginn des Rosenkranzes an. Es waren die gewohnten trauten Klänge; was er in Rußland erlebt, schien zu versinken

wie ein Traum, die Gegenwart verknüpfte sich ihm unmittelbar mit den goldenen Tagen seiner Jugend, und dennoch stand er als ein ganz anderer auf der teuren Erde, er konnte das Daheim nicht mehr dort fortsetzen, wo er vor zwanzig Jahren aufgehört, die anderen waren allmählich vorwärts geschritten von Tag zu Tag; er hatte einen Sprung über eine ungeheure Kluft gemacht. Vorerst waren es unklare Empfindungen, die ihn ergriffen, er gab sich ihnen ohne Rückhalt hin. Als die Gemeinde sich in der Kirche versammelt hatte, trat er auf den Friedhof. Die alten Gräber waren eingesunken, neue Hügel standen in langer Reihe. Sorgfältig las er die Inschriften; ein langes Verzeichnis von Bekannten und Jugendgenossen, mit denen er auf dieser Welt nicht mehr verkehren sollte.

Da näherte er sich zwei Hügeln; ein Blick auf die Namen und sein Auge umschleierte sich, daß er nichts mehr erkannte; voll tiefen Schmerzes warf er sich zum Gebet nieder. Hier ruhten seine Eltern; wenige Jahre, nachdem er fortmarschiert, hatte sie der Herr heimgeholt. Er hatte auf der ganzen Reise gar nicht daran gedacht, daß sie tot sein könnten; sie neigten zwar, als er schied, dem Alter zu, waren jedoch stark und gesund. So trug er ihr Bild in der Erinnerung. Dieses Bild alterte freilich nicht, daher war es ihm gar nicht eingefallen, nachzufragen, und die stumme Botschaft des Grabes traf ihn wie ein Blitz. Endlich faßte er sich, er mußte unter Tränen die Einfalt belächeln, daß er unbewußt die Eltern für ewig jung gehalten und nicht unterworfen dem Tode. Heiß und brünstig betete er für ihr Seelenheil, sie möchten seinen Dank vor

Gottes Thron niederlegen, weil er ihn glücklich zurückgeführt, und sein Los für die Zukunft den Heiligen anempfehlen.

Da wurde seine glühende Andacht durch Stimmen des Zankes und grobe Schimpfworte gestört. Er stand auf, unweit von ihm haderten zwei halbwüchsige Buben um eine Tabakspfeife, die der eine in Händen hielt, der andere als Eigentum ansprach. Er verwies sie zur Ruhe mit dem Bemerken, daß für solche Gelbschnäbel eine Bretze, aber kein Tabak tauge.

Zur Antwort taten sie ihm Schande und Spott an, schalten ihn einen Tropf, ja drohten sogar mit Prügeln. Ernst und schweigend blickte er sie an, sie lachten höhnisch und plärrten die Zunge heraus.

„Das war zu meiner Zeit auch nicht!" murmelte er, wandte ihnen den Rücken, um bei seinen Toten zu beten. Sie stritten wieder; er kehrte sich um, und es schien ihm, als hätte er die Burschen schon irgendwo gesehen, wenn auch in anderer Tracht. Er sann hin und her, es war doch nicht möglich, er mußte sich täuschen. Neuerdings fing er an zu beten, ihr Zank entbrannte heftiger, endlich schlugen sie los und balgten sich bei Ohren und Haaren auf den Gräbern. Jetzt flammte Bartls Grimm mächtig auf, er faßte sie beim Schopf, stieß sie mit den Schädeln zusammen und warf sie durch das Tor des Friedhofes hinaus. „Schämt ihr euch nicht vor den armen Seelen im Fegfeuer, deren Gräber ihr entweiht?" rief er ihnen nach.

Sie griffen nach Steinen, einer sauste bei seinem Kopfe vorbei. Schon wollte er ihnen nachlaufen, da öffnete sich die Kirchentür, der Segen war vorüber.

Er eilte heimwärts.

Vor der Tür des Hauses stand seine Schwägerin, sie stellte die Pfanne Maisbrei in das Gras, um sie bis zum Essen verkühlen zu lassen.

Bartl nahm demütig den Hut ab und sagte mit flehender Stimme: „Ich bin ein armer Wanderer, möchtest du mir nicht um Gottes Christi willen etwas Mus schenken und nachts ein Lager auf dem Heustock gönnen?"

Wie eine Viper fuhr sie auf und schalt, während sie den Kochlöffel drohend schwang: „Was, du Strawanzer, fressen willst? Scher' dich und such' dort was, wo du gelumpt hast. Gesindel kriegt hier nichts!"

Schon wollte er erwidern, da sprangen die Buben, die er vor der Kirche gezaust, über den Stiegel; einer überschrie den andern: „Was der Spitzbub? Wirf ihm Scheiter auf den Rücken, dann hat er wenigstens das Holz und kriegt warm, ohne es anzuzünden!" Es waren seine Neffen.

Bartl setzte schweigend den Stab weiter, vor der Hütte blickte er noch zum Himmel und seufzte: „Lieber Gott, ist mein Elend noch nicht aus!"

Er wollte bei einem Bauern Unterschlupf suchen, da begegnete ihm sein Bruder.

„Grüß dich Gott, Hois!" rief er.

Der Bauer maß ihn von oben bis unten mit mißtrauischen Augen.

„Kennst du mich nicht mehr? Ich bin ja dein Bruder, der Bartl!"

Hois starrte ihn verwundert an, endlich begrüßte er den lang Verschollenen mit aufrichtiger Freude.

Hand in Hand eilten sie nach Hause; Bartl mochte ihn nicht durch Beschreibung des Empfanges, der ihm geworden, betrüben, ja er entschuldigte die Bäuerin sogar im stillen, denn er wußte, wie das Land von heimatlosen Bettlern überlaufen wurde, während die Gendarmerie damals politischen Aufgaben geheimer Spionage zu dienen hatte.

Hois rief schon in der Hausflur: „Urschel, Urschel! Der Bartl aus Rußland ist da!"

„Was? Wer? Aus Rußland, wo das Gold wächst?"

Sie rannte unter die Tür, erschrak jedoch nicht wenig, als sie Bartl, den sie so unbarmherzig fortgejagt, erblickte. Doch zwang sie sich zu einem süßen Lächeln — er mußte viel Geld haben, wie wär' ihm sonst die weite Reise gelungen? — und wollte sich entschuldigen.

„Laß gut sein, Schwägerin," sagte Bartl mild und drückte ihr freundlich die Hand.

Die Buben glotzten aus der Stubentür, keiner wagte sich heran. Bartl schaute ihnen ernst ins Auge.

„Küßt doch dem Vetter die Hand!" rief Urschel.

„Laß gut sein, es gilt schon," unterbrach er sie in ihrem heuchlerischen Eifer, „wenn die Buben brav sind, werden wir leicht auskommen."

Tags darauf kaufte Bartl Kleiderstoffe und Leinwand; Schneider, Schuster und Näherin wurden bestellt, um ihn aufs neue als Achentaler zu gewanden. Urschel, die ihn belauerte, zog daraus einen günstigen Schluß auf sein Vermögen.

Inzwischen hatte auch Trina von Bartls Rückkunft gehört.

Erst zweifelte sie daran, dann ging sie in ihre Kammer, wo sie lang' weinte. So hatten beide die erste heftige Erschütterung überwunden; als sie sich zum erstenmale begegneten, hätte niemand geahnt, wie innig sie sich einst angehört, so daß sie einzig und allein ein Wort, das nicht gesprochen wurde, für ewig schied.

Ruhig blickten sie sich ins Auge, und der leise Druck der Hand mochte ein Zeichen sein, was sie sich einst gewesen; jetzt konnte man sie für treue Verwandte halten, die sich nach längerer Trennung begrüßen. Ja, Verwandte oder Freunde! Sie blieben es für den Rest ihrer Tage, wenn auch äußerlich wenig davon zu merken war. Die Leidenschaften waren vernarbt, das Schicksal gesühnt, sie hatten ein Recht auf einen milden Herbst.

Am Kirchtag sammelte sich im Winkel ein großer Heimgarten. Bartl erzählte seine wundersamen Erlebnisse. Sepp schenkte sich und ihm fleißig Enzelner ein, den er selbst gebraut, während Trina ab- und zugehend kein Wort verlor. Wir lassen sie plaudern, solange sie wollen, ein paar Worte genügen, Trinas Vergangenheit aufzuklären.

Ihre Ehe mit Sepp hielt zwischen Glück und Elend die Mittelstraße. Sepp sollte das stark verschuldete Gut seines Vaters übernehmen, er begnügte sich jedoch mit einer kleinen Abfertigung und zog in den Winkel, wo Trina unterdessen nach dem Tode ihrer Eltern Haus und Hof zu gleichem Rechte mit ihrer Schwester übernahm. Sie mußten alle redlich schaffen, sollten sie

ordentlich gedeihen; die Bewirtschaftung von Grund und Boden ist so schwer, daß einer, der sie in Ermangelung eigenen Nachwuchses durch Dienstboten betreiben muß, sich zwar mit Mühe über Wasser hält, aber schwerlich je einen grünen Ast erreicht. Um sein Einkommen zu mehren, legte sich Sepp auf die Branntweinbrennerei; bald verboten ihm dies die österreichischen Finanzgesetze, und so war ihm nichts geblieben, als die kupfernen Destillierkessel und der Hang zum Schnapseln. Freilich nicht in dem Uebermaße, wie der Dörcher erzählte; trank er sein Gläschen, so arbeitete er desto fleißiger. Eine dürftige Wirtschaft spürt den kleinsten Abgang, daher sah es in Trinas vier Pfählen oft notig genug aus. Wäre Bartl reich gewesen: — so konnte er nur bedauern, aber nicht helfen.

War ja doch daheim auch nicht alles in Ordnung. Urschel klob einen Pfennig, den sie ausgeben sollte, maß das Mehl mit dem Löffel und wog die Butter nach Quinteln, wenn es für andere galt; desungeachtet waren Kisten und Kasten nicht voll, denn sie steckte heimlich ihren Schlingeln zu, die, ohne Aufsicht des Vaters, der oft viele Wochen im Wald kohlte, zu üppigen Brennesseln gediehen. Sie machte bei Bartl von Zeit zu Zeit Anspielungen, der wollte aber nicht hören.

Als Niklas nahte, wo sich Bekannte beschenken, fragte sie ihn geradezu: „Na Bartl, du wirst mir wohl etwa vier oder fünf Dukaten einlegen?"

Er nahm das für einen Scherz und sagte lachend: „Woher nehmen und nicht stehlen?"

„Willst etwa der Trina vermachen, was du aus Rußland mitgebracht hast?"

„Aus Rußland? Meine Haut, ja, und die zwei Hände zum Arbeiten. Sonst nichts, da passest du ganz umsonst, wenn du auf mich spekulierst."

„Sonst nichts? Und hast jetzt zwei Monate bei uns gezehrt!"

„Ich bin auf meinem Grund und Boden, den ich deinem Manne gegen Atzung und Unterkunft im Alter abgetreten. Du sollst mir's danken, daß er dich heiraten konnte; ob er dazu Ursache hat, scheint mir fast nicht."

„Was, du willst sticheln, du hergelaufener Kerl! Schad' ist's um die Totenmesse, die wir für dich lesen ließen, und nun kommst du gar und hast nichts. Du hättest können in Rußland bleiben und Bären fangen."

Sie schlug die Türe zu, daß das Haus zitterte, er hörte sie noch lange fluchen und schelten. Von nun an ließ sie sich's mit ihren Söhnen angelegen sein, ihm alles erdenkliche Leid zuzufügen; beklagte er sich bei seinem Bruder, so gab es Zwist und Unfrieden. Er entschloß sich, zu weichen, dafür mußte Hois ein bestimmtes Maß Lebensmittel liefern, mit denen er sich im Winter, wo er weder Holz schlagen noch sich als Tagwerker verdingen konnte, ernährte. Die Schwägerin schaute ihn von jetzt gar nicht mehr an; seine Neffen spuckten vor ihm aus und taten ihm alle Schmach und Schande an.

So verflossen zehn Jahre, ohne daß sich etwas von Belang zugetragen hätte; einmal erhielt er von einem russischen Fürsten, den er bei der Scholastika in seiner Muttersprache anredete, etliche Rubel, so daß er sich einen neuen Wollkotzen anschaffen konnte.

Der elfte Winter überschüttete das Tal mit einer solchen Masse Schnee, daß man an der Straße Stangen stecken mußte, um die Richtung anzudeuten. Man redet noch davon, wie Dächer eingedrückt wurden und das Vieh, das beim Pulverer aus dem offenen Stall entrann, so tief einsank, daß man es ausschaufeln mußte. Kalte, klare Tage folgten; das ist die Zeit, wo der Bauer zu Wald fährt und das aufgestößelte Holz, oder was ihm die Hasen vom Wildheu übrig ließen, heimschlittet.

Auch Sepp wollte die Gelegenheit benutzen. Windstreifen deuteten an, daß in der Höhe der Scirocco blase, um so mehr hatte er Eile. Ein Bauer riet ihm davon ab: man habe im Oberautal ein eisgraues Männlein in grauer Joppe mitten im Schnee auf einem Baumstrunk, zu dem nirgends Fußspuren leiteten, sitzen gesehen, das bedeute Unglück; er lachte jetzt darüber, ob man ihn für so töricht halte, derlei Märlein zu glauben?

Tief hinten im Tale hörte man das Krachen einer Lawine ... er kam abends nicht mehr nach Hause. Das war eine schreckliche Nacht im Winkel; Trina weinte und betete mit ihrer Schwester, da klopfte es gegen Morgen.

Sie lief an die Türe; Bartl stand davor.

„Ist Sepp heimgekehrt?" fragte er kurz und ernst.

„Nein, noch nicht!" erwiderte sie weinend, „und die Männer des Tales wollen ihn nicht aufsuchen, wegen der großen Gefahr."

Bartl entfernte sich schweigend. Er ging zum Pfarrer und trug ihm die Sache vor. Dieser ließ vom

Turm ein Glockenzeichen geben, die Bauern versammelten sich in der Kirche. Er stieg auf die Kanzel und forderte sie im Namen Gottes auf, Hilfe zu leisten; eingedenk, daß auch sie in ähnlicher Weise verunglücken könnten. Fünf rüstige Männer standen auf, Bartl erbot sich als der sechste. Der Geistliche hieß sie niederknieen, aufrichtig Reue und Leid machen, dann erteilte er ihnen die Generalabsolution und das Sakrament. Sie holten ihre Schaufeln; die ganze Gemeinde begleitete sie betend und weinend mit dem Totenkreuze, wie bei einem Begräbnis. Am Rande des Waldes nahmen sie Abschied, der Geistliche, der im Chorrock den Zug angeführt hatte, sprach noch die Gebete wie bei Sterbenden über sie und erteilte ihnen den Segen.

„Das graue Männchen, das graue Männchen!"

„Nebel, der durch die Tannen zieht!" behaupteten die Jüngeren, die Greise schüttelten traurig den Kopf und rieten, in die Kirche zu gehen und dort bis zur Zurückkunft der Männer zu beten.

Die Gemeinde war auf dem Rückwege beim ersten Brücklein über die Ache angelangt, da erscholl ein furchtbares Getöse. Erschrocken wendeten sich alle um; sie starrten in das Oberautal. Dort wirbelte weißer Staub in einer Wolke empor, die ganze Flanke des Berges hatte sich losgeschält und donnernd als Lawine in den Abgrund geworfen. Ein lauter Schrei des Entsetzens ging herzzerreißend durch die Versammlung. Alles lief verwirrt durcheinander, bis der Geistliche, der sich zuerst besann, auf einen Stein sprang und mit weithin schallender Stimme rief: man möge Boten durch das ganze Tal senden, die Männer aufbieten und

sich an die Unglücksstätte verfügen. Der Berg sei abgeräumt, es drohe daher keine Gefahr mehr. Die Männer teilten sich in Rotten; je sechzig schaufelten und arbeiteten, bis sie von frischen Kräften abgelöst wurden.

Wenden wir uns zu Bartl und seinen Genossen. Sie waren schweigend, um keine Lawine zu wecken, vorwärts geschritten; da brach von einer Ecke des Seekar der Schnee los, die Erschütterung der Luft reichte hin, ihn auf der Gegenseite in Bewegung zu setzen; unaufhaltsam stürzten die Massen nieder und schleuderten Steinblöcke und schmutzige Eisklumpen bis zur anderen Wand des Tales. Sie wurden verschüttet; fast siebzig Fuß hoch türmte sich der Schnee über ihnen empor, seine Oberfläche glich einem erstarrten Strome, überall Schollen, Wellen und Spalten, aus denen abgedreht und zerknickt, wie Weidengerten von der Hand eines Knaben, riesige Tannen die Wurzeln zum Himmel streckten. Die ältesten Greise erinnerten sich nicht, eine solche Lawine je gesehen zu haben; ein ungeheurer Sargdeckel, den erst der Hochsommer ganz zerschmelzen konnte.

Bartl ging gerade bei einem Felsblock vorbei, als die Lawine losbrach. Wie er hoch oben das Krachen hörte, rief er: „Aufgeschaut!" drückte sich an den Stein und — wußte nichts mehr von sich. Als er erwachte, war es um ihn dunkel, dunkler als die dunkelste Nacht, wo doch immer noch ein Sternlein flimmert, oder wenn der Himmel ganz umwölkt ist, die großen Linien der Schneeberge am Horizont kennbar bleiben. Heftiger Schmerz am Fuße war das erste, was er

empfand; er wollte ihn an sich ziehen, es gelang nicht; zwei Schneeballen quetschten und klemmten ihn ein. Mit dem Taschenmesser und den Fingern bröselte er den Schnee los; endlich konnte er das Glied bewegen und mit einem heftigen Rucke frei machen. Er untersuchte nun sein Grab, es war weit genug, um darin gebeugt zu stehen oder mit angezogenen Knieen zu liegen. Querüber griff er beim Tasten etwas Stacheliges, es war eine Tanne; sie hatte verhindert, daß nicht die ganze Höhle mit Schnee ausgefüllt und er dadurch erdrückt wurde. Seine Lage war desungeachtet schrecklich. Er wußte nicht, wie lang er sich schon hier befand, und wie lange konnte es noch dauern, bis er herausgeschaufelt wurde! Selbst vermochte er sich nicht zu helfen; wohl löste er Schnee von der Decke los und stampfte ihn fest, da besann er sich aber, daß er durch Anstrengung, die ohnehin nicht viel nützen konnte, nur seinen Untergang beschleunigen würde. Gräßlich stand der Hungertod vor seinen Augen; noch gräßlicher war die Angst, zu verdursten, mit brennender Zunge leckte er am Schnee; Tropfen sickerten herab, er stellte den Hut unter und fing sie auf. Das Schneewasser stillt aber, wie jeder weiß, den Durst nicht, sondern steigert das Gefühl desselben zu einer unerträglichen Höhe. Er hatte ein Stücklein Brot in der Tasche, er teilte es in winzige Raten; was half das aber, ihm ging ja keine Sonne auf, um die Zeit zu messen, und Hunger empfand er stets. Dann schlief er wieder ein: Klare Ströme ergossen sich vor seinem Blick, Obstbäume streuten ihre Früchte auf ihn; er saß an einer Tafel und schwelgte im Genuß der köstlichen Speisen;

Trina, hold und jugendlich, schenkte ihm roten Wein in das Glas und trank ihm zu; dann war er wieder in seine russische Hütte versetzt, vollauf beschäftigt mit Kochen, er erwachte und der Traum zerfloß in Schaum. Der Gedanke an Selbstmord tauchte vor seinem gequälten Geist auf: „Nur das nicht,“ seufzte er, „nur das nicht, sonst stürze ich aus der zeitlichen in die ewige Hölle. Heilige Mutter Gottes, halt' meine Hand, wenn ich mich —“ er stockte, mit vollüstigem Grausen fühlte er das Messer in der Tasche, er entblößte es unentschlossen ... da fuhr etwas neben ihm nieder. Erschrocken tappte er darnach — eine Stange, die sich auf und ab bewegte, man hatte sie oben durch den Schnee gestoßen, um zu untersuchen. Er riß sie mit aller Gewalt an sich, rüttelte aus Leibeskräften daran, um ein Zeichen zu geben; sie wurde rasch zurückgezogen und wieder hinabgetrieben. Nun stieß er unten die Klinge des Messers hinein und ließ es daran hängen. Sie verschwand. In seine Höhle fiel ein matter Schimmer, er schaute durch die Oeffnungen empor und erblickte ein Stück blauen Himmel, so groß wie ein Teller; er horchte, hoch droben erklangen menschliche Stimmen. Er rief hinauf; Pickel und Schaufel scharrten um die Wette, die schmale Lücke wurde wieder verschüttet.

Sein Herz schlug in freudiger Hoffnung; lange, lange Stunden verflossen, kein Trost nahte, denn auch die angestrengteste Kraft einer ganzen Gemeinde vermochte nicht, die Decke schnell zu lüften. Die letzten Bröschen waren aus allen Taschen zusammengeklaubt und gierig verschlungen, er konnte fast kein Glied

mehr regen, sein Bewußtsein schwand allmählich, dann fuhr er wieder im Wahnsinn auf, er glaubte sich gefesselt und gebunden in der Vorhölle. Endlich erloschen alle seine Sinne ... Da war es ihm, als flösse ein lauer Strom durch seinen Mund, schwer aufatmend öffnete er die Augen: er lag auf einem Bette. Trina stand mit einer dampfenden Schale vor ihm, sie hatte ihm Glühwein eingeflößt.

Die Stube füllte sich mit Leuten, die ihn sehen, ihn begrüßen wollten. Er starrte sie mit stumpfen Blicken an, noch erkannte er niemand. Der Chirurg Hochmair, der Vater unserer Scholastika, war soeben eingetreten, er befahl, ihm laue Milch mit zerrührten Eidottern zu geben und ihn dann ganz ruhig zu lassen. Nach einigen Tagen hatte sich Bartl so weit erholt, um Rede und Antwort zu geben. Man erzählte ihm, wie man ihn gefunden, daß Trina es sich nicht habe nehmen lassen, ihn, weil er sich für ihren Mann geopfert, in ihr Haus zu bringen und trotz ihrer Armut zu verpflegen. Er blickte sie dankbar an, ohne ein Wort zu sagen. Seine Gefährten hatte man als Leichen aus der Lawine gegraben, sie waren, bis auf einen, gräßlich verstümmelt, so daß wahrscheinlich keiner auch nur ein Bewußtsein des Unglücks hatte. Jenen hatte der Hunger getötet; man fand ihn, einen Baumstamm über die zerschundenen Schenkel, ganz abgemagert, vor dem Munde den Filzhut, den er halb aufgezehrt hatte. An der Stelle, wo die Gemeinde bei ihrer Heimkehr das Rollen der Lawine hörte, ward eine Martersäule errichtet; dort kann jeder Jahr und Tag dieser Begebenheit, Zahl und Namen der Verunglückten lesen.

Nachdem Bartl genesen war, verlangte er in seine Wohnung zurück. Als er unter der Haustüre von Trina Abschied nahm, schüttelte er heftig ihre Hand, auch jetzt fand er keine Worte. Sie kannte ihn ja und legte es ihm nicht übel aus. Sepp kehrte nie mehr wieder; im Hochsommer entdeckte der Schafhirt in einem Tobel des Pfonserjochs ein von Füchsen und Mardern abgenagtes Skelett, die Kleiderfetzen hatten einst ihm gehört.

Der Frühling rückte an. Trina wußte nicht, wo sie einen Arbeiter, ihr Aeckerchen zu pflügen, finden sollte, und was hätte ihr der beste genützt, besaß sie doch nichts, ihn zu dingen. Da klopfte es einmal bei Tagesanbruch an die Türe, sie öffnete, Bartl stand, auf eine Haue gelehnt, davor.

„'s ist Zeit," begann er, „daß wir die Felder anbauen, der Sixt hat schon gepflügt."

Trina sah ihn mit großen Augen an.

„Leg' den Kühen," fuhr er fort, „den Kummet auf und spann' sie an den Pflug, daß wir bald anfangen können."

Sie wußte nicht, war es Wahnsinn oder Spott, was aus ihm sprach, und zauderte mit der Antwort.

Er wurde unwillig. „Nu mach, mit Sandeln wird nichts fertig."

„Mein lieber Bartl," begann sie kleinlaut, „du hast gewiß gehört, daß ich einen Arbeiter brauche, aber ich kann halt nicht zahlen."

„Nimmst halt mich," erwiderte er, „dein Mann ist

tot, Gott hab' ihn selig! Ich ziehe zu dir, besorge, wie er getan, Feld und Wald, und was wächst — viel wird es freilich nicht sein — essen wir miteinander in Frieden. Jetzt ist es aber genug und braucht kein weiteres Gerede. Spann' ein." Das war zum ersten- und zum letztenmal, daß diese Angelegenheit unter ihnen zur Sprache kam. Die Bauern im Tal hatten nichts auszusetzen, warum sollte man die alten Leute stören, wenn sie in herzlicher Eintracht ihre Tage miteinander beschließen wollten?

In herzlicher Eintracht, so lebten sie von jetzt an alle drei: Bartl, Trina und ihre Schwester. Die Not des einen war die Not des andern, die Freude des einen die Freude des andern, jeder Bissen, den sie erhielten, gehörte allen; freilich hatten sie nicht viel und gar selten etwas Leckeres zu kauen.

Mittlerweile starb auch Bartls Bruder. Seine Söhne wollten von der Vereinbarung nichts wissen und verweigerten die Lebensmittel. Einen Prozeß anzufangen, dazu besaß Bartl kein Geld; in seiner Treuherzigkeit hatte er gar nicht daran gedacht, einen schriftlichen Vertrag aufzusetzen, und so wäre er ohnedem verloren gewesen. Er überließ die Abrechnung dem droben im Himmel, der noch alles ordentlich ausbezahlt hat, sowohl Gutes als Böses, und auch hier brachte er den Handel ins Gleiche: die Burschen verwichsten ihr Gütchen und strolchten jetzt als Dörcher herum, noch ärmer als Bartl, aber nicht geachtet wie dieser.

Von nun an unterbrach den ruhigen Strom seines Lebens kein wichtiges Ereignis mehr; er blieb, kleine

Unpäßlichkeiten abgerechnet, stets gesund, bis auch ihn jene Krankheit, für die es kein Kraut gibt, bis auch ihn das Alter niederstreckte.

* * *

Nach dem Essen erhellte sich der Himmel; das Sonnenlicht blitzte aus den Wolken über den ruhigen See, die Bäume prangten im Schmucke des herbstlichen Laubes: es war ein Bild von wundervoller Schönheit. Ich stieg in den Kahn und landete an dem waldigen Vorsprunge, hinter dem sich der Winkel birgt. Auf der Hausflur duftete mir der Geruch des Wachses entgegen, in der Stube lag Bartl auf dem Schragen. Er trug sein bestes Feiertagskleid, ganz nach der alten Mode in den Tagen seiner Jugend, einen langen Rock mit großen, runden Messingknöpfen; die kurze bocklederne Hose, die weißen Strümpfe mit den zierlichen Zwickeln und weit ausgeschnittenen Schuhen, das schneeweiße Haar fiel auf das Polster zurück; das selige Lächeln, das auf seinem Gesichte schwebte, war das des Gerechten, der in Gott entschläft. Auf den eingesunkenen Wangen glänzten, wie Tränen der Freude, Tropfen Weihwassers, womit ihn fromme Besucher besprengt. Die gefalteten, mit gelbem Wachs verbundenen Hände hielten das Sterbekreuz und einen Strauß Blumen, eine Ehre, wie sie dem Junggesellen ziemte. Zu Füßen kniete Trina mit ihrer Schwester ruhig, aber mit tiefer Andacht, für ihn den Rosenkranz betend.

Ich mochte sie nicht stören und entfernte mich leise.

Als sich der Leichenzug über die Felder nach Achenkirch bewegte, schloß auch ich mich an. Die Erde rollte auf den Sarg, ein schlichtes hölzernes Kreuzchen wurde auf den Hügel gesteckt — ehe dieses noch vermodert, ist der arme Bartl vergessen.

## Janos und Jonas

Wenn du von einem lieben Freund scheidest, drückst du ihm die Hand, siehst wohl noch vor dem Hause nach seinem Fenster empor und denkst dabei an die vielen Stunden, — seien sie nun heiter gewesen oder voll Trauer, denn letztere bindet treue Herzen noch mehr, — an die vielen Stunden, die du mit ihm verbracht. Aehnlich gestimmt fühle ich mich stets im Spätherbste. Ich habe Tage und Wochen im Hochgebirge verlebt, manchen Schweißtropfen vergossen, manchen Stein losgeschlagen, manch holdes Blümlein, wie's drunten nicht wächst, gepflückt; der Sturm hat mich gezaust, der Donner umdröhnt, der Regen überschüttet und der liebe Sonnenschein dann getrocknet und erfreut; ich habe manches würdige, mir bisher unbekannte Berghaupt kennen gelernt und manches altbekannte neuerdings begrüßt: jetzt ist das frische Grün, vom Reif versengt, einem tiefen Braun gewichen, aus dem hier und da ein blaues Glöckchen nickt, über den bunten Flechten kristallisieren die Wolkenbächlein zu Eis und die höchsten Riesen haben die Stirne mit der blanken Krone von Schnee umzogen, — ja, es ist Zeit, zu scheiden! Da wähle ich dann gern den Morgen eines sonnigen Tages, unter meinen Füßen knistert der Reif

und ich steige empor zu einem Gipfel, von dem aus sich eine weite, herrliche Rundschau öffnet. Der Hirt ist mit der Herde abgezogen, ein gelber Schmetterling, welcher vertrauend der Luftströmung nach oben gefolgt, flattert um meine Stirn, wär er drunten geblieben bei Astern und Zeitlosen, hier ist er einsam wie ich ... so lebt denn wohl, ihr geliebten Alpen, lebt wohl mit dem Sommer ... auf Wiedersehen!

Ich hatte heuer zu meinem Abschiede die Serlos gewählt, jenen dreigipfeligen Berg, dessen steile Kalkschrofen sich hinter Mieders erheben. Auf dem Rückweg über die Wände lockte mich hier und da eine Versteinerung, ich hämmerte manches los, auch das Abschiedsgeschenk sollte nicht ausbleiben: der Zahn eines Reptils, wie bisher in den Alpen kein ähnlicher entdeckt worden, winkte aus einem Blocke. Mit größter Sorgfalt meißelte ich ihn los, welche Freude! Fast so groß als wie dort, wo mir meine Braut das erste Sträußchen bot.

Mein Steig führte an der Waldrast vorüber. So heißt eine Wallfahrt in der westlichen Mulde des Gebirges. Einst stand hier ein großes Kloster, dessen viele Mönche kaum dem Andrang der Beichtenden genügten, jetzt flüstern die Föhren von den alten Tagen, und statt durch gestickte Fahnen weht der Wind durch die Tangeln der Lärchen, die der Herbst in Gold verwandelt. Das Kirchlein ist noch gut erhalten, auf dem Hochaltar prangt eine Mutter Gottes und reicht dem Kinde den Apfel. Dieses Schnitzwerk hat nicht viel Wert, es ist noch mit einem geschmacklosen Purpurrock, dessen Borten gewiß nicht viel kosteten, vermummt: das

stört jedoch die Andacht des Volkes nicht. Das schönste sind prachtvolle blonde Locken, die unter dem breiten Diadem, überdeckt von kantigen Platten farbigen Glases, hervorquellen. Welche Mädchenstirn mochten sie einst umspielt haben? Vielleicht hat sie der Tod abgeschnitten, vielleicht — doch wozu Vermutungen, die sich gar zu einem Roman ausspinnen ließen, hätten wir es darauf angelegt, nur zu unterhalten, ohne Wahres zu erzählen. Jenes Bild in der Kirche ist angeblich auf einem Baumstamm gewachsen, fromme Hirten erhielten 1487 den Auftrag, eine Kapelle zu bauen als besondere Gnadenstätte, die sich Maria erkoren. Sie zog, so lautet die Sage, auf einem Esel ein; der Stein, über den sie ritt, ist noch mit einem Kreuze bezeichnet. B a l d e, der Horaz des Jesuitenordens, hat die Waldrast in einer wohlgefügten lateinischen Ode besungen.

Mehr als das Bild und die häßliche Kirche in ihrer verzopften Renaissance zogen mich die vielen Votivbilder an, eine Kulturgeschichte im kleinen, aber in so bestimmten und deutlichen Zügen, daß man sich wundern muß, warum sie bis jetzt niemand ausgebeutet. Ich will die verschiedenen Arme und Beine, Pferde, Schafe und Ochsen aus Wachs nicht aufzählen, die Wunder, die hier geschehen, nicht staunend wiederholen; die gottlose Welt außer den frommen Tiroler Bergen würde es doch nur bespötteln. Mir fiel vor allem eine Drehorgel auf mit der Inschrift: ex voto Janos und Gertraud Szalai 1860. Janos Szalai war offenbar ungarisch — Gertraud — den Namen tragen Tiroler Mädchen gar oft; wie kam das zusammen, wer hängte die Drehorgel auf?

Wo für den Herrgott die Kirche steht, baut der Teufel das Wirtshaus daneben; das Wirtshaus hatte jedoch diesmal nicht der Teufel, sondern der Servitenorden gebaut und mit gutem Wein versorgt, wie das ja Pflicht christlicher Nächstenliebe war. Ich ging in die Stube und ließ mir ein Seidel Roten einschenken; auf meine Frage nach der Drehorgel wußte mir die Kellnerin, die erst vor kurzem hier eingestanden, wenig mehr zu sagen, als daß sie ein Müller aus Ungarn, der im Kriege arg verstümmelt wurde, in die Kirche gestiftet. Das war allerdings noch rätselhafter, indes ging mich die Sache nichts an und ich erinnerte mich, daß ich meine Steine durcheinander in die Blechbüchse geworfen hatte, ohne sie zuvor in Papier einzuwickeln. Dazu war jetzt Zeit. Ich holte sie Stück für Stück heraus, blies den Staub ab und legte sie in Reihen auf den Tisch. Nun griff ich nach einem Pack Papier. Wie erstaunte ich aber, als ich ihn öffnete und statt der Blätter unseres „Tirolerboten", den ich wegen seines bequemen Formats gern für solche Zwecke aufspare, einige Dutzend Heiligenbildchen fand: schmutzig, halbausgeschnitten, zum Teil stellenweise mit Farben bekleckst. Ich pflege sonst derlei Dinge nicht mitzuführen, — es war ein Streich von meinem Söhnlein. Tags zuvor hatte ich den kleinen Schelm getroffen, wie er seine Kunstschätze auf dem Sofa auslegte, um an die Puppen seiner Schwestern Gemälde zu verkaufen, und ihn ob der Unordnung, die er angerichtet, gescholten. Er packte später die Bilder zusammen, schlug sie in Papier ein und steckte das Paket, um es recht gut aufzubewahren, in des Vaters Blechbüchse. Bei den wich-

tigen Dingen, an die er begreiflicherweise zu denken hatte, vergaß er darauf. Die Kellnerin lachte und meinte scherzend, ich sei mit meinem Barte ein verkleideter Kapuziner, der herumklettere, um Senner mit Bildern zu beschenken. Ich legte ihr das Paket hin; sie möge sich ein Stück aussuchen. Ihre Wahl fiel auf den heiligen Georgius, der im goldenen Panzer den Drachen durchstach, daß aus der Wunde, wie aus dem Spund eines Weinfasses, ein dicker Blutstrahl emporschoß. Nun faltete ich das Papier sorgfältig wieder und legte es in die Büchse.

Es war Zeit, zu gehen. Ich bezahlte meine Zeche und fragte die Kellnerin, ob ich ihr vielleicht im Tal drunten ihren Schatz, den Georg, grüßen sollte. Sie sah mich verlegen an, die Frage mochte ihr wohl, weil der Pater Salesi, der hier den Kirchendienst besorgt, nicht weit seitab stand, ungelegen sein.

„Gut getroffen, nicht wahr?" sagte ich, „drum soll man über verkleidete Kapuziner nicht spotten."

Ich überließ sie dem Nachdenken über meine Bekanntschaft mit ihrem Georg und stieg den Berg hinab.

Erst später fiel mir ein, daß mir vielleicht der Pater über die Drehorgel hätte Auskunft geben können; ich mochte jedoch nicht mehr umkehren.

Nach einigen Wochen traf ich die Kellnerin zu Innsbruck: mittlerweile war ihr ein Licht aufgegangen, wie ich Kenntnis von ihrem Georg erhalten, aber auch ihrem Dienstherrn über den schmucken Burschen, der oft bei Wind und Wetter von Matrei heraufstieg und weit seltener die wunderbare Mutter Gottes als die Kellnerin besuchte. Man fand ein derartiges Verhält-

nis mit der Heiligkeit des Ortes nicht recht verträglich, das Mädchen, dem ohnehin vor dem Winter auf diesen Höhen graute, nahm Reißaus und suchte einen bequemern Dienst.

Sie erzählte mir nun, daß sie den Pater um die Drehorgel gefragt, weil sich gar manche Gäste nach diesem sonderbaren Weihgeschenk erkundigt, Salesi habe jedoch gemeint, die Sache gehe Fremde nichts an, vielleicht sei er williger, mir etwas zu verplaudern.

Ich verließ den Pfad, welcher an den Kapellen vorbei nach Mieders führt, und wandte mich dem Ziegensteige zu, der steil dem Bach entlang in das Tal springt. Brüche, die ich von fern gesehen, ließen manchen Fund hoffen; ich täuschte mich nicht und hämmerte bald mitten in den Platten des bunten Sandsteines, dessen Spaltflächen von glänzenden Flinserln Eisenglimmers überstreut waren. Schnell hatte ich das Säckchen, das ich neben der Blechbüchse trug, mit Handstücken angefüllt. Da ich nicht mehr mitschleppen konnte, mußte ich wohl fort. Die schwere Last über den Bergstock gehängt, schritt ich vorsichtig weiter, bis sich vom Bach ein Kanal abzweigte und das Wasser in eine Holzrinne goß, die, mit Klammern am Schrofen befestigt, abwärts leitete. Im Tal mußte eine Mühle liegen, und bei dieser hoffte ich die Fahrstraße zu erreichen, — sie lag tiefer und ferner, als ich erwartete.

Ich erblickte sie plötzlich durch eine Oeffnung des Waldes. Ueberrascht blieb ich stehen, langsam veratmend betrachtete ich ein Bild voll Licht und Farbenpracht, wie es mir heuer kaum noch begegnet war. Die Sonne neigte sich im Westen dem Amferstein zu, ihre

letzten Strahlen trafen das Haus, das Mühlrad flog im Schwung und stäubte helle Perlen, die braune Holzwand, durch welche die Achse ging, leuchtete, als wäre sie schimmerndes Metall. Rückwärts drang der Bach, in weißen Schaum gelöst, aus dem Helldunkel der Felsen, deren Schatten an das Gelb herbstlicher Lärchen reichten, während die Dämmerung den scharfen Gegensatz milderte.

Das Haus war in vollem Einklang mit der Umgebung, so recht, als ob es absichtlich dafür gebaut wäre. Die ausspringenden Winkel waren, wie die Fenster, in denen die Sonne spiegelte, grün eingefaßt, im obern Stock prangten auf dem Gesims allerlei Blumenstöcke mit Reseda, Braunkresse, Astern, Windling, Blutnelken und Rosmarin, die der Bauernbursch so gern auf den Hut steckt.

Die zwei mittleren Fenster waren besonders ausgezeichnet: in einem loderte zwischen Pelargonien die Flamme des Kaktus, im andern hingen aus Epheuranken die roten Schoten des Beispfeffers, eines Krautes, das unsere Bauern gar nicht kennen; in Ungarn verwendet man es gestoßen als Paprika zum beliebten Gulaschfleisch.

Vielleicht hatte es sich aus dem botanischen Garten zu Innsbruck auf das Blumenbrett der einsamen Mühle geflüchtet. Ueber der Tür lächelte, von Schnörkeln umrahmt, im kokettesten Rokokostil eine Maria im blauen Mantel, darunter die Hausnummer 27, rechts der Name J o n a s, links G e r t r a u d D a n l e r. Ueber der Tür zog sich ein Söller mit zierlichem Stabwerk hin, Reben schlangen das vom Reif versengte

Gewinde empor, einige Träubchen hingen welk dazwischen, oben am First war eine Scheibe angenagelt mit der Devise:

„Zu rechter Zeit
Tut Gott Entscheid."

Daß sie wacker im Feuer gestanden, bezeugten die vielen Kugellöcher, die der Zieler nachträglich mit Holzzapfen verschlagen.

Das Licht begann an der Mauer zu zittern, fast mußte ich fürchten, das schöne Bild entschwinde wie ein Traum. Alles war ruhig, nur ein Rotkehlchen pickte schnalzend an den schwarzen Dolden des Hollunders, da sprang plötzlich ein kleines, dralles Mädchen aus der Türe; die strohgelben Zöpfe flatterten um die roten Wangen und die blauen Aeuglein guckten frisch und munter heraus. Als es mich erblickte, öffnete es den Mund, daß die weißen Zähne aus den Lippen hervorblinkten, starrte mich an und rannte eiligst davon.

„Mutter, Mutter," hörte ich es im Hause schreien, „nimm geschwind den Besen, der lange Mann steht draußen, mit dem Säcklein am Stock, jag' ihn fort, ich bin ja heut brav gewesen."

Die Bäuerin trat unter die Türe, das Mädchen duckte sich unter die blaue Schürze und wies mit den Fingerchen auf mich, ängstlich flüsternd:

„Siehst du ihn dort?"

Die Tracht der Bäuerin unterschied sich in nichts von der ihrer Nachbarinnen; daß sie die Mutter des Mädchens war, hätte sie nicht leugnen können. Sie mochte etwa das dreißigste Jahr überschritten haben,

fest und wohlgebaut, wie sie war, konnte sie vielleicht auch älter sein, als ihr Aeußeres andeutete. Ihr Gesicht trug wesentlich den Typus der Frauen des Tales, und doch fiel einem kundigen Blick allsogleich auf, daß ihre Züge etwas von dem Ausdruck zeigten, den Bildung oder Lebenserfahrung verleiht. Es war nicht jenes stumpfe Gepräge, das die Bauernweiber bei oberflächlicher Betrachtung einander so ähnlich macht.

Sie sagte tröstend zum Mädchen: „Der Herr tut dir nichts."

„Hast du dich gefürchtet?" fragte ich.

Das Kind erwiderte: „Du bist ja der lange Mann, von dem mir die Mutter erzählt hat, er trägt ein graues Röcklein und steckt die Kinder, die nicht brav sind, in den Ranzen."

Also der Klaubauf! dachte ich mir und beschloß, in der Rolle fortzufahren.

„Aber ich weiß, du bist brav gewesen; hast du die zehn Gebote Gottes ordentlich gelernt?"

Das Kind begann:

„Du sollst allein an einen Gott glauben" u. s. w. durch des „Nächsten Hausfrau" bis zum Gute desselben.

Ich nahm feierlich meine Blechbüchse von der Schulter, holte den Bilderpack meines Söhnleins heraus und hielt ihn dem Mädchen unter die Augen.

Das Kind klaubte hin und her, endlich wählte es Antonius den Abt mit einem goldenen Heiligenschein und dem Ferkelchen zu seinen Füßen.

„Warum nimmst du denn das?" fragte ich etwas erstaunt.

„Weil auf dem Bild so genau unser Schwein im Stall dort gemalt ist!"

Ich mußte über diesen triftigen Grund herzlich lachen und legte noch den Schutzengel bei, damit es eine rechte Freude habe.

Die Bäuerin hörte lächelnd zu, mit dem Herzen des Kindes hatte ich auch das der Mutter gewonnen. Dann eilte sie in das Haus und brachte schnell auf einem Zinnteller Mohnkrapfen, die noch vom heißen Schmalz brizelten.

Sie bot mir dieselben an, und als ich den Teller dankend zurückschob, rief sie: „Eßt doch, ich weiß wohl, daß Ihr's nicht braucht, allein Ihr sollt's nicht verschmähen, es ist heut Kirchtagsabend, und da schmecken die Krapfen besonders gut!"

Ich nahm einen vom Teller, einen zweiten reichte ich dem Mädchen. Als wir dieselben verzehrten, sagte die Bäuerin: „In der heiligen Schrift heißt es: Geben ist seliger als Nehmen. Nun weiß ich aus Erfahrung, daß das Nehmen, wenn man Elend kaut, zwar recht wohl tut, aber die Bibel hat recht. Nehmt mit Dank und gebt, wenn Ihr es habt!" Sie hatte diese Worte an das Kind gerichtet, wie zur Belehrung, mit einer Wärme des Tones, der nur aus dem Herzen fließt.

Der Schatten legte sich über Haus und Wald, mit einem Geltsgott! eilte ich von dannen.

Da raschelte dort, wo der Weg aufwärts steigt, das dichte Gebüsch von Hagedorn und Birken, welke Blätter fielen nieder, ein Knabe stand mit einem zugeklappten Meisenschlag in der Hand vor mir, er wandte sich nach einem flüchtigen Blick schnell der

Mühle zu und verschwand unter der Türe. Ich stutzte über diese Gestalt; schwarze Augen und schwarze Haare sind in einer Gegend, deren Bewohner von Romanen stammend noch vor einigen Jahrhunderten welschten, nicht gar selten; — der etwa zehnjährige Junge zeigte zwar einen südlichen, aber keinen romanischen Typus. Das lange geringelte Haar floß in der Mitte gescheitelt von der schmalen Stirn, die Brauen wölbten sich im scharfen Bogen über dem dunkeln, etwas vortretenden Auge, unter der gebogenen Geiernase ein schmaler Mund mit kecker Unterlippe, eine fahle Gesichtsfarbe, — das ganze Wesen war trotz dem Tiroler Gewand fremdartig. Fremdartig, ja! wie die Blumen an den zwei Mittelfenstern, die mir unmittelbar darauf wieder einfielen.

* *
*

Die Ferien waren zu Ende; ich hatte so viel zu tun, daß ich vorläufig weder an die Drehorgel noch an die Mühle denken konnte. So recht zu meiner Plage hatte ich den Zahn des vorweltlichen Reptils gefunden, ich mochte sinnen, bestimmen und vergleichen, wie ich wollte, es kam nichts heraus, er ließ sich nirgends einreihen oder unter einen bekannten Namen bringen. Ja, so ein unsystematischer Zahn kann einem Geologen ebensoviel Kummer schaffen, als ein hohler irgend einem Menschenkind!

Ich hatte aus der Universitätsbibliothek einen ganzen Ballen Bücher heimgeschleppt — vergebens! Nichts klappte, nichts paßte. Brummend wie ein ante-

diluvianischer Urbär, — so meinte wenigstens meine Frau — schleppte ich die Last mit Hilfe eines Packträgers wieder hinaus. Als ich an der Jesuitenkirche vorüberging, schlug es zehn; im Gymnasium tönte die Glocke des Schuldieners, um die geplagten Schüler zu befreien; siehe da! sie ergossen sich auch im breiten Schwall aus dem Doppeltore, jauchzend, hüpfend, springend aus Freude ob der Erlösung.

Wie ein Blitz schoß jener Knabe, den ich bei der Mühle gesehen, an mir vorüber, endlich wurde im Hintergrund die kleine Gestalt des Professors Simon sichtbar, er trug seine berüchtigte Dose und bestreute von Zeit zu Zeit mit einer gewaltigen Prise den Brustlatz des alten blauen Tuchrockes.

„Wie geht es, Simon," rief ich ihm zu, „hast du heuer viele Jungen zu bändigen?"

„Dreiunddreißig," erwiderte er langsam.

„Wer ist denn jener schwarze Schlingel, der dort zum Brunnen hinschießt, hinaufspringt und aus der vollen Röhre Wasser in den Mund rinnen läßt?"

„Jawohl, ein Schlingel!" seufzte Simon, „fraß dir der Kerl heut nicht in der Zwischenstunde eine ganze Zwiebel, daß allen die Augen übergingen! Ich habe ihn dafür auch tüchtig mit Hausarrest gebußt."

„Hm! er ist vielleicht ein Ungar, ein Kroat oder Slowak, die essen ja Zwiebel als Leibspeise, da hättest du ihn nicht bußen sollen."

„Ein Ungar ist es allerdings, aber schadet dem Flegel nichts, er hat es sonst verdient."

„Ein Ungar? wie kommt der ins Stubai?"

„Hast du ihn dort gesehen?"

„Allerdings, und er fiel mir sogleich auf. Wie heißt er denn?“

„Janos Szalai!“

„Janos Szalai!“ rief ich erstaunt, „das ist ja der Name an der Drehorgel. Das ist mir interessant. Erzähle mir, was du von ihm weißt.“

„Eben nicht viel mehr!“ erwiderte Simon bedächtig, „übrigens scheint mir, Dokterl! du willst wieder eine jener Geschichten zusammenstoppeln, an denen nichts wahr ist, als deine unlöbliche Unterschrift?“

„Meinst du, Simon?“ erwiderte ich lachend. „Wenn ich nun gar deine werte Person hineinbrächte mit dem ungeheuren Zylinder, den rostigen Brillen und den schrecklichen Kanonenstiefeln? Uebrigens bin ich ein Unterländer und du ein Vintschgauer; das Privilegium zu lügen verleiht, wie du weißt, der Volksmund nur den Vintschgauern.“

Er räusperte sich und griff nach der Dose, indes stürzte wieder ein Schwarm Schüler aus dem Tore und trennte uns.

Ich muß gestehen, der Knabe und die Drehorgel erregte meine Neugierde in hohem Grade. Schließlich gab ich der Versuchung nach, einen Ausflug ins Stubai, ja sogar auf die Waldrast zum Pater Salesi zu machen.

An schattigen Stellen lag bereits eine dünne Schicht Schnee, die vom letzten Unwetter, mit dem uns schon der Oktober überrascht, liegen geblieben war; frisch war's und kalt, daß sich der Hauch in der klaren Luft zu Nebel verdichtete. Der Schönberg, über den die Straße der deutschen Kaiser führte, war rasch erklommen, ich blieb ein wenig bei der Zirbel stehen, die

Goethe erwähnt und gedachte seiner, des letzten herrlichen deutschen Kaisers im Reich der Poesie, wie er hier vorüberzog, das Land Italien mit der Seele suchend, so daß er die Schönheit der Gebirge im Hintergrund keiner Aufmerksamkeit würdigte. Und doch öffnet sich hier ein Ausblick über die dunkle Schlucht zu den weißen Gletschern, der selbst den erfahrensten Alpenwanderer immer neu zur Bewunderung auffordert. Die Bauern bevölkern dieses, einem kalten Tode verfallene Gebiet — größer als manches deutsche Fürstentum — mit den Gestalten ihrer Einbildung: Franziskaner und Jesuiten bannen böse Geister in die krachenden Schlünde, aber auch der Humor verirrt sich in diese Wildnis. Jene Eisspitze heißt: der wilde Pfaff, neben ihm ruht auf schwellendem Schneepfühl die Klosterfrau in weißen Linnen. Anstatt die Messe zu lesen, stieg er den Gemsen nach und ging sogar bei den Nonnen fensterln. Eine gab ihm Gehör — es war die heilige Christnacht — Schlag zwölf Uhr trug sie der Teufel im Sturm nach den Gletschern, dort mag ihre heiße Liebe kühlen für ewig.

Das großartige Bild vor mir, in diese Gedanken vertieft, eilte ich vorwärts bis zu dem Feldkreuz, wo sich bei Mieders die Wege teilen. Rechts oder links? In die Mühle konnte ich doch nicht laufen, um wie ein Verhörrichter durch unpassende Fragen die guten Leute in sich zurückzuschrecken, also links.

Es war mir eingefallen, daß im nahen Hause eine alte Bötin wohnte, von der vielleicht mehr herauszuspinnen sein dürfte, als selbst vom Pater Salesi.

Langsam vorwärts schreitend, entwarf ich meinen

Kriegsplan. Doch hier, wie oft im Felde, half der Zufall.

Ich wollte sie überfallen, sie hatte mich jedoch längst beobachtet. Plötzlich wurde ihr runzeliges Gesicht zwischen den Zweigen der Eschen am Zaun sichtbar, ihre etwas bärtigen Lippen umfloß ein möglichst süßes Lächeln, als sie mich anredete: „O Gnädiger, sind Sie wieder da, kommen Sie doch, ich habe trefflichen Kirscheler." Dabei zwinkerte sie so vertraut mit den Augen, als ob sie einen alten Schnapsbruder vor sich hätte.

„Das läßt sich hören," erwiderte ich, „bringt mir ein Seitl nach Innsbruck."

„Erst kosten, dann reden!" entgegnete sie und schritt zur Haustüre. Dort öffnete sie die Schürze, Erdäpfel kollerten auf eine Bank, sie wendete sich wieder an mich: „Das wär' etwas für Ihre Frau, so was kriegt man zu Innsbruck auf dem Platz nicht."

„Nun gut, so bringt ihr zwei Staar, aber der Art, wie sie daliegen."

„Ich prelle niemand, ich prelle niemand," wiederholte sie gedehnt und öffnete die Stubentür. Im Schrank stand eine dickbauchige, von Stroh umsponnene Flasche und ein Kelchgläslein daneben. Sie schenkte ein.

Ich kostete. „Ein echter Magentrank!"

„Nicht mehr als ein Seitl?"

„Meinethalb zwei, aber damit genug!"

Nun waren die Geschäfte erledigt, jetzt begann der Klatsch.

„Was machen denn unsere Niederer Bübeln zu

Innsbruck," begann sie, „kriegt das vom Landrichter Tribus gute Noten?"

„Denk' schon!"

„Und der Müllerin ihr Bub?"

„Der Müllerin?"

„Nu ja, der schwarze Janos!"

„Der wird sehr gelobt."

„Da könnt' ihm seine Mutter wohl einmal durch mich etwas schicken, macht ohnehin selten ein Geschäft mit mir!"

„Also der schwarze Janos ist der Sohn der Müllerin!" unterbrach ich sie.

„Das haben Sie nicht gewußt," sagte sie lebhaft, „das ist eine verwutzelte Geschichte, aber ich will sie Ihnen erzählen. Vielleicht ist es für Sie als Professor nicht unwichtig, etwas über die Vermögensverhältnisse des Burschen zu erfahren," sie blickte mich pfiffig an, „man weiß ja!" —

Ich verstand sie, bezwang jedoch rasch meinen Unwillen und ließ auch nichts davon merken, daß ich zu dem jungen Ungarn als Lehrer in gar keiner Beziehung stehe. Sie erzählte nun mit größter Ausführlichkeit, was sie wußte — und sie wußte viel.

Auch das erfuhr ich, daß Pater Salesi Beichtvater der Müllerin sei und ihre zweite Ehe gestiftet und eingesegnet habe. Uebrigens war der Pater bereits wieder in der Stadt, und ich hätte daher Schusters Rappen den Weg ersparen können. Ich suchte ihn später auf, auch hier unterstützte mich der Zufall. Er besaß nämlich eine kleine Mineraliensammlung; ich half ihm die-

selbe ordnen und aufstellen, ein Wort gab das andere, so daß die Mitteilung dieses braven, wohlwollenden Priesters die Züge ergänzte, die die spitze Zunge der Bötin nicht zu zeichnen wußte.

Vorläufig sitzen wir jedoch noch in ihrer Stube. Sie geriet vom Hundertsten ins Tausendste, bis ich endlich rasch aufstehend den Faden abschnitt und enteilte.

Ich ging durch das Dorf zum Neuwirt, bestellte mir bei der Kellnerin ein Huhn mit Reis und trottete langsam zur Mühle.

Das kleine Mariele mit dem Heiligenschein von blonden Haaren saß auf der Schwelle und spielte mit den roten Früchten der wilden Rose. Als es mich erblickte, lief es eilig in das Haus, um meine Ankunft zu melden.

Die Bäuerin schälte am Tisch Aepfel.

„Mariele hat Euch gleich erkannt," sagte sie aufstehend, „Ihr seid als grauer Bildermann in guter Erinnerung. Geh hin und gib dem Herrn das Händchen."

Das Mädchen gehorchte schüchtern, ich gab ihr etliche gebratene Kastanien.

„Eurem Janos geht es wohl," wandte ich mich zu der Mutter, „ich hab' ihn frisch und wohlauf gesehen."

„So kennt Ihr ihn?" rief sie überrascht.

„Der schwarze Bub ist mir aufgefallen, ich habe mich bei seinen Lehrern erkundigt und nur Gutes gehört. Er hat Talent, lernt fleißig und ist rechtschaffen."

Sie faltete die Hände: „Mein Gott, wird das seinen verstorbenen Vater im Himmel freuen!"

„Er ist zwar ein bißchen quecksilbern, das tut aber nichts; nur soll er keine Zwiebeln in die Schule mitnehmen!"

„Gerade wie sein verstorbener Vater," sagte sie wehmütig, „der mußte auch zu allem Zwiebel haben. Ihr seid wohl ein Professor, weil Ihr Euch so um die lateinischen Buben kümmert!"

Ich bejahte es.

Da ging die Türe auf, der Bauer trat ein, ein stämmiger Mann in den besten Jahren. Obwohl das linke Auge schielte, was sonst einen Zug von Falschheit verleiht, so machte doch sein breites Gesicht den Eindruck von deutscher Ehrlichkeit und derber Gutmütigkeit. Wie ich später beobachtete, flochten sich über die Stirn die weißen Fasern einer Narbe, wahrscheinlich ein Denkzettel von Raufereien, denn ohne eine solche verfließt selten die Jugend eines wackeren Tirolers.

Die Bäuerin teilte ihm das Nötige über den Gast mit und fügte bei: „Janos geht es gut, er ist recht brav!"

Seine Züge erheiterten sich: „Da mußt du ihm auch eine Freude machen und zu Weihnachten einen guten Zelten schicken!"

„Ich möchte dem Buben auch etwas tun," fuhr er fort, „ein paar Gröscheln im Sack wären nicht schlecht, wie soll ich es aber hinausbringen? Mit der Post geht's nicht recht, und zudem erfahren es die Nachbarn; Hölz führe ich erst, wenn es einen festen Schlittweg schneit, nach Innsbruck."

Das war an mich gerichtet. Ich erklärte mich bereit, das Geld zu übernehmen und dem Katecheten Lisch, einem verständigen Freund der Jugend, zu überliefern, damit er Janos als Belohnung oder nach Bedarf manchmal einige Kreuzer spendete. Er sah mich noch einmal mit einem prüfenden Seitenblick an, zog dann die Oesen eines schmutzigen Lederbeutels auseinander und wühlte eine Weile, bis er ein halbes Dutzend der glänzendsten Sechserl herausgeklaubt.

„Man muß Kindern das schönste Geld geben," sagte er, „das schmutzige kupfrige achten sie weniger und verputzen es gern für allerlei Geschleck. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs!" er zählte sie mir auf die Hand.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs!" zählte ich laut nach, hielt ihm sie vor und steckte sie ein.

Während dieser Verhandlung kam, wie es an solchen Feiertagen zu geschehen pflegt, Besuch; ein Bauer mit seinem Weib, anständige, behäbige Leute. Die Bäuerin stellte sie mir als Schwager und Schwester vor. Man hätte schwer getan, die wahre Verwandtschaft zu erraten, und den fuchsroten Mann mit den Sommersprossen eher für den Bruder als für den Schwager, dagegen die schwarzhaarige, schwarzäugige Schwester eher für die Schwägerin gehalten.

Im Dorf läutete es zwölf, ich erinnerte mich, daß mich Neuwirts Nanni mit dem gebratenen Huhn erwartete und verließ, nach einem herzlichen Abschied, auf baldiges Wiedersehen die Stube.

Liebe, Eintracht, Sanftmut und Heiterkeit hatten in der einsamen Mühle von Vallrup nicht immer ge-

wohnt. Der Alte, der von hier vor einigen Jahren in die Ewigkeit abgefahren war, stand im schlimmsten Rufe und es ist vielleicht nicht zu viel gesagt: er war noch schlechter als sein Ruf. Ziemlich jung kam er aus Leutasch, einem Dörflein an der bayerischen Grenze, dessen Bewohner als Wilddiebe und Schmuggler hart an der Linie des Verbrechens hinstreiften und sie wohl auch, wenn kein Zeuge gegenwärtig war, als die Tannen des Waldes, unbedenklich überschritten, ins Stubai gewandert. Keck und verwegen, trotzig und rauflustig war er selbst in der Leutasch so anrüchig, daß niemand zu ihm hielt. Im Jahre 1809 hatte er manchen Franzosen weggeblitzt; man munkelte aber noch Schlimmeres, er habe Deserteure, die als geborene Tiroler in ihre Heimat flüchteten, um an der Seite ihrer Landsleute zu fechten, unter dem Schein, ihnen den Weg zu zeigen, auf Felsen geführt, in den Abgrund gestoßen und ausgeraubt. Wenigstens fehlte es ihm nie an blanken Talern, und galt es, ein Mädel zu verlocken, so ließ er auch Gold blinken. Das Raufen gab er auf, als er einmal einem Bauernburschen den Arm abgeschlagen hatte und beim Gericht zu Telfs nach längerer Haft, wofür er die Kosten tragen mußte, nicht nur vom Haselstock ein tüchtiges Trinkgeld erhielt, sondern dem Beschädigten auch noch über hundert Gulden Schmerzensgeld zahlen mußte. Freilich genoß dieser das Geld nicht lange, er wurde als Schafhirt von einem abrollenden Stein zerschmettert, was mancher nicht glauben wollte. Die Gestalt des Alten machte einen unheimlichen Eindruck. Ich erinnerte mich seiner gar wohl, wie er einmal nach Absam zum Bognerwirt

kam. Langsam schlich er in den Garten, das schwarze Auge unter den borstigen Brauen musterte unstet die Gäste, das schneeweiße Haar hing tief in die Stirn, als sollte es die Ränke verhüllen, die dort auskochten. Die breite Unterlippe zeigte einige Narben, im Zorn pflegte er sie zwischen die Zähne zu klemmen. Der Kopf steckte tief zwischen den Schultern, ein Höcker drückte ihn nach vorwärts. Den hatte er sich im Wald geholt. An Feiertagen, wo die Mühle stand, ging er nämlich wildern, um den Advokaten, die er bei seinen zahlreichen Prozessen benötigte, kein Geschenk kaufen zu müssen. Da überraschte ihn einmal der Forstwart, als er ein Gemslein niedergebrannt hatte; im Rohr war kein Schuß mehr, er mußte fliehen, stolperte über eine Wurzel und verletzte sich an einem Ast die Rückenwirbel. Diesen Höcker nannten die Armen, denen er nur wenn es Bauernbrauch forderte und dann höchstens eine Handvoll mulmiges Mehl gab, des Teufels Schatzkästlein, wo er die Schuldzettel für die Hölle niederlege. Der Müller war übrigens zu Absam nicht gut gelaunt, er zankte mit der Kellnerin um einen halben Kreuzer und humpelte, ohne jemand zu grüßen, über die Felder davon. Später erfuhr ich, er sei wallfahrten gewesen und habe beim Pfarrer einige Messen bestellen wollen, sei aber von diesem, weil er als frommen Zweck angab, die Muttergottes möge dafür die Getreidepreise steigen lassen, zur Türe hinausgejagt worden. All die Anekdoten über die raffinierte Art und Weise, wie er die Leute zu prellen pflegte, will ich nicht wiederholen. Dem Lohnkutscher Knoll verkaufte er einen Stock Heu, unter dem er eine hohle Kammer

angebracht hatte. Bei Gericht half es ihm freilich nicht, daß er angab, er habe nur gesagt, dieses Heu koste zwanzig Gulden, ohne das Gewicht zu bestimmen. Er wurde trotz des für den Advokaten gestohlenen Gemsbockes in eine tüchtige Geldstrafe verfällt. In solchen Fällen rannte er wie ein wildes Tier im Hause herum, teilte Püffe und Schläge aus, schloß sich abends früh in die Kammer ein und machte den Heiligen bittere Vorwürfe, daß sie ihn trotz manches schönen Opferkreuzers in der Klemme gelassen hatten. Den Bauern ist die Religion oft nichts anderes als eine Geschäftssache mit dem lieben Herrgott: nach der juridischen Formel do ut des! Man macht die Zeremonien mit, zählt am Paternoster die Ave, empfängt den Beichtzettel als Wechsel an den heiligen Petrus und blickt auf jeden, der das nicht tut, mit dem heuchlerischen Hochmut des Pharisäers und dem stillen Hintergedanken: „Ich schau einmal vom Himmel aus zu, wie dich der Teufel in der Hölle mit glühenden Zangen zwickt!" Alles ist äußerlich und handelsmäßig, wo nicht der Aberglauben die Arabesken seiner Mystik um die Tage der Woche schlingt und aus einem Boden, den der heilige Tau der Poesie weit seltener befruchtet, als manche Freunde des Volkes wähnen, hie und da eine phantastische Blume lockt. Ueberdies ist die Verfolgung Andersgläubiger sehr wohlfeil, Fluchen und Beten geht aus einem Munde, warum sollte man nicht eine Sprosse der Jakobsleiter erklimmen? Die Religion ist für solche Leute mit dem Kultus, den sie als einträgliche Sonntagsarbeit des Priesters betrachten, erschöpft und überzieht nur die Roheit mit einem gleißenden

Firnis, ohne sie zu bändigen, während echte Bildung mit echter Sittlichkeit stets schwesterlich Hand in Hand geht, so daß man sich fast zu dem Aphorismus bekennen möchte: Echte Bildung ist echte Sittlichkeit. Doch gelangt auch mancher Bauer, in dem Erfahrung des Lebens angeborene Tugend reift und weiht, aus sich zu einer Harmonie des ganzen Wesens, die wohl als Ziel und schönste Blüte seines arbeitsvollen Daseins gelten darf.

Da fragt man denn wohl, welche Stellung der Müller zu den Nachbarn einnahm. Keine schlechte, und das ist wieder für die bäuerlichen Verhältnisse charakteristisch!

Der Mann steigt in der Achtung mit jedem Stück Feld, das er erwirbt, mit jedem Paar Ochsen, das er zu Markte treibt. Der Durchschnittsbauer ist ein Geldprotz; wie albern, von modernem Materialismus zu faseln, als ob der Stolz auf einen Acker, den man erschachert, die heimliche Freude daran besser wäre, als der Stolz und die heimliche Freude, wenn man eine Aktie in feuerfeste Kassen legt. Geiz und Habgier sind so alt als die Menschheit, sie sind unter Umständen ein Hebel, der die Menschen vorwärts schiebt.

Der Müller wog schwer, er hielt auf den Bauernstand und zum Bauernstand. Die Bauern fühlen sich als ein zusammengehöriges Ganzes; trotz dem Groll des einzelnen gegen den einzelnen schließen sie sich fest aneinander, der Nachbar betrügt den Nachbarn aus demselben Grund nicht, warum der Fuchs die Hühner um seine Höhle nicht frißt.

Unser Leutascher war als Knecht gedingt; Arbeits-

kraft empfahl ihn dem Vater, ein munteres Wesen und eine hübsche Gestalt der einzigen Tochter. Er hatte Geld, sich zu putzen, bald erhob er zu ihr den Blick, er wagte zu fensterln und wurde nicht abgewiesen, — es traten Umstände ein, die jedes Bedenken niederschlugen. Solang der Schwiegervater lebte, hielt er schlau zurück, kaum hatte dieser die Augen geschlossen, so war er Herr und die guten Tage der Frau zu Ende. Sie litt Unsägliches von seiner Roheit, seinem gemeinen Geize, der, wie die Bauern sagen, die Mäuse molk und der Laus den Balg abzog. Kaum daß er ihr den Unterhalt gönnte, jeden Bissen vergällte er ihr durch seine Aufpasserei, seinen giftigen Argwohn, auf ihre Tränen antwortete er mit Hohn und der Drohung mit dem Ochsenziemer. Nur ihre zwei Töchterlein hielten sie zurück, sonst wäre sie vom Erbe ihrer Väter barfuß fortgelaufen.

Das sollte jedoch besser werden. Der Müller lieferte einem Beamten zu Innsbruck das Mehl, das dieser nicht immer regelmäßig bezahlen konnte, so daß stets eine laufende Schuld à conto stand. Der Beamte wurde vom Flecktyphus befallen und erlag demselben. Der Müller drang auf Exekution und erhielt die Kleider des Toten zugesprochen. Bei einem Versuch, sie an einen Trödler loszuschlagen, merkte er, daß er hier weniger erhalte, als wenn er sie gelegentlich selbst verschachere. Er schlang sie in ein Bündel und warf dieses in den Leiterwagen. Auf dem holperigen Wege schob er es hinter das Sitzbrett und benützte es als Rückenlehne. In der Eile, sich der Sachen zu bemächtigen, hatte er sie gar nicht waschen lassen, der

ekle Dampf drang in seinen Körper und vergiftete ihn. Bald zeigten sich die Folgen der Ansteckung, er verlor die Lust an Speise und Trank und mußte sich niederlegen, ohne nun zu seinem größten Leidwesen den Gang der Mühle überwachen zu können. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, man rief Geistliche, einen nach dem andern, keiner wurde mit dem verstockten Sünder fertig. Da erinnerte sich eine alte Base an den Pater Benizi, der gerade einige schöne Sommertage zu seiner Erholung im nahen Bade zu Medraz verbrachte. Pater Benizi ist jetzt längst schon Staub und Asche, allein sein Andenken wird noch verehrt, jeder Zug, den man von ihm erzählt, bestätigt seine edle und große Natur, der zwar das Gift der Schlange fehlte, aber nicht die Klugheit derselben. Niemand verstand es so wie er, harte Sünder zu zermalmen, dann emporzuziehen mit der sanften Hand der Liebe und durch strenge Buße versöhnend hinzuweisen auf die unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes.

Man holte ihn in einem Einspänner, es war jedoch zu spät, der Kranke raste schon. Angstvoll saß das Weib am Bett, sie wußte die Worte, die er bald stammelnd, bald laut schreiend ausstieß, nicht zu deuten, mit Grauen hörte sie der erfahrene, seelenkundige Priester und hieß alle sich entfernen: er werde diese Nacht in der Stube zubringen. Die Tobsucht milderte sich, der Kranke duselte bewußtlos fort, bis die Kraft seiner Natur die Ansteckung bezwang. Er genas langsam, um sein früheres Leben fortzusetzen. Die Treue, mit der ihn sein oft mißhandeltes Weib gepflegt, rührte ihn wenig, das war ja ihre verdammte Schuldigkeit, er

fluchte über das Honorar der Aerzte, ein Bader hätte es wohlfeiler getan, er knauserte noch mehr als früher, denn man müsse einholen, was verschleppt und gestohlen worden, man habe ihn fast zum Bettler gemacht.

Da ließ ihn der Pater Benizi holen. Der Müller hatte ihn nie gesehen: aus seinen Delirien stand ihm nur eine hohe, schwarze Gestalt, mit langem, weißem Barte vor der Erinnerung, der er keinen Namen zu geben wußte. Diese Gestalt trat ihm jetzt plötzlich entgegen.

„Der Herr hat dich aus dem Rachen des Todes gerissen, wie willst du ihm danken?"

Rasch fuhr der Müller in den Sack, zog einen ledernen Beutel und nahm etliche Zwanziger heraus. „Mein Hauswesen," sagte er bitter, „ist zwar durch die Krankheit zurückgekommen, und mein Weib — —"

„Schilt dein Weib nicht," sagte der Priester streng, „denn sie ist gut und recht; daß sie mit dir gesündigt, dafür hat sie Gott gestraft, weil er dich ihr zum Manne gab!"

„Nu, man kann mir doch nichts Unrechtes nachweisen?" rief der Müller und warf sich hochmütig in die Brust.

Ein Blick des Priesters, der in die Tiefe seiner Seele drang, machte ihn verstummen.

Er legte die Zwanziger auf den Tisch. „Bitte, geweihte Kerzen zu kaufen und eine heilige Messe zu lesen."

Der Priester schob das Geld zurück: „Gott will nicht das Opfer des Sünders, sondern seine Besserung,

Gott läßt sich nicht mit Geld bestechen, an welchem Tränen und Blut kleben."

Frech und trutzig blickte ihn der Müller an.

„Erinnerst du dich," sprach der Priester leise, „an jenen jungen Deserteur aus dem Pustertal? — Siehst du, so faltete er die Hände und bat dich mit Tränen: ‚Laß mir das arme Leben, ich bin der einzige Sohn meiner Eltern und möchte sie noch einmal sehen.' Du stießest ihn über den Felsen!"

Der Müller stammelte erblassend: „Das war ein bayerischer Soldat und 1809 — —"

„Es war ein Deserteur!" fuhr der Mönch leise fort: „Erinnerst du dich an jenen Förster, den du angeschossen, daß er sich nicht mehr wehren konnte? Du knietest ihm auf die Brust, er bat dich um Christi willen, du sollest sein Weib nicht zur Witwe machen und seine Kinder zu Waisen. Du grubest die Finger in seine Gurgel und erwürgtest ihn, daß er dich nicht verrate."

Entsetzt brach der Müller in die Knie.

Nun erhob sich der Greis in voller Majestät und zog ihn bei seiner Schulter zum Fenster, riß dieses weit auf und rief mit Donnerstimme: „Dort ist das Landgericht, dort der Platz, wo man den Galgen zimmert, und unter dir der feurige Abgrund der Hölle!"

Der Mönch erschien dem Müller wie ein überirdisches Wesen, vertraut mit geheimnisvoller Offenbarung, er knickte zusammen und erbot sich weinend und wimmernd zu einer Generalbeichte, die für immer unter dem Geheimnis des Sakraments ruht.

Er kam nach Hause, nicht als innerlich umgewan-

delter Mensch, nicht gezähmt, sondern gefesselt wie ein Raubtier, das die Stimme des Wächters fürchtet.

Der Pater besprach sich noch heimlich mit der Müllerin; verfiel der Mann in seine frühere Unart, so brauchte sie ihn nur zu warnen: „Du, denk' an den Benizi!" und es war wenigstens der äußere Schick hergestellt.

Die gestohlenen Jahre des Glückes, all die getäuschten Hoffnungen und stillen Qualen konnten der Armen nichts ersetzen, sie begann zu kränkeln und verschied, ehe sie noch ihre Gertraud und Vroni zu Jungfrauen aufblühen gesehen. Es war gut, daß sie der Benizi überlebte. Wohl mochte es sein Einfluß bewirkt haben, daß das Vermögen der Mädchen unter andere Vormundschaft als die des Vaters gestellt wurde, und dieser eine alte Verwandte als Wirtschafterin berief.

Hatte denn der Müller gar keine Liebe zu den Kindern?

Wie die Natur in Tieren gute und böse Eigenschaften mischt, so auch im Menschen, nur soll er jene veredeln und diese durch die Kraft eines sittlichen Willens bezwingen, sonst bleibt er im Guten und Schlechten eben nur ein Tier. Der Müller liebte seine Kinder leidenschaftlich, das hinderte jedoch nicht, daß er sie, wenn sie ihm nicht zu Willen waren, mißhandelte und wo möglich verkürzte. Seine Ausrede war, er spare ja doch nur für sie.

Vroni wurde einmal krank, da sah man ihn auf dem harten Steinpflaster der Waldrast knieen und Rosenkranz um Rosenkranz mit hastiger Lippe murmeln;

als man ihm riet, einen Arzt aus der Stadt zu holen, wies er den Vorschlag unwillig zurück, die Muttergottes helfe billiger. Das Mädchen genas auch.

Zu rechter Zeit legte sich die Wirtschafterin ins Mittel.

Ein böses Weib zwingt den Teufel, warum nicht auch einen Müller? Sobald sie den zahnlosen Mund öffnete, um zu keifen, und ihre grelle Stimme, begleitet vom stechenden Blick der grauen Augen, zu schallen begann, nahm er Reißaus wie die Philister vor der Trompete von Jericho. Er hätte sie auf den Mund geschlagen, aber sie allein konnte die Salbe kochen, die bei Witterungswechseln seine Rückenschmerzen linderte; hatte er sie beleidigt, so ließ sie ihn heulen und zappeln, bis sie ihm endlich unter einer furchtbaren Predigt auf Bitten der Töchter half. So wurde der stolze Müller, welcher der ganzen Welt eine Nase zu drehen vermeinte, der Sklave eines alten Weibes.

Sie besaß ein gutes, redliches Herz, das sie freilich nicht auf der Zunge trug, weil angeborener Verstand und reife Erfahrung sie längst gelehrt hatte, daß dieses nur die Narren tun.

Ihr übergab der Vormund das Geld zur Ausstattung der Mädchen, und mochte der Müller auch knurren, sie waren stets nicht bloß nett und sauber, sondern auch so gekleidet, wie es den reichen Erbinnen von Vallrupp ziemte. Nach städtischem Putz und bunten Flittern verlangten sie nie. Im Stubai wohnt kein schöner Menschenschlag, die Jungfrauen, welche ich jüngst hinter dem Muttergottesbilde in Prozession vorüberwandeln sah, hatten solche Essiggesichter, daß es

mich nicht wundern würde, wenn das Freien aus der Mode käme. Gertraud und Vroni konnten wenigstens als hübsch gelten, wenn auch nicht als Schönheiten.

* * *

Der Nikolausmarkt gehört zu den lustigsten Erinnerungen meiner Studentenzeit. In zwei langen Reihen zogen sich die Buden den Stadtplatz hinan, wo wir Knaben mit Wonne all den bunten Kram betrachteten, der im hellen Licht der Laternen und Ballons so glänzte und schimmerte, als hätt' ihn wirklich der Heilige vom Himmel geschickt; ach, wie herrlich wär' es gewesen, die kleine Bronzekanone zu besitzen und droben auf dem Spitzbühel abzufeuern! Nun, wir hatten entweder kein Geld oder zu wenig, und begnügten uns mit den Schleckerln; wer eines geschickt zu schnipfen wußte, war auch ein Held.

Als Lehrer am Gymnasium besichtigte ich später mit einigen Kollegen ebenfalls den Nikolausmarkt, um die Rangen etwas im Zaum zu halten, wenn auch nicht gerade zu strafen; hatten wir es doch getrieben, wie sie! Gefallen wollten mir die Sachen freilich nicht mehr so wie früher, der Markt ist auch in Abnahme, weil das liebliche deutsche Christkindl den welschen Nikolaus mit seinem fürchterlichen Klaubauf aus den Familien verdrängt; dafür beobachtete ich das Leben und Treiben der Volksmenge und erfreute mich an manchen Szenen, die den besten Genremaler der Mühe des Erfindens überhoben hätten. Ein solcher Auftritt ist mir noch vor Augen, er hängt mit unserer Geschichte zusammen. Handwerksbursche und Lehrlinge treiben viel

Unfug; sehen sie ein Frauenzimmer ohne männliche Begleitung, so drängen sie sich auf Verabredung plötzlich um sie, schmieren ihr Ruß ins Gesicht oder hängen ihr Puppen an und stoßen sie dann mit wildem Gejohle hin und her, bis ein Polizeidiener oder eine mitleidige, derbe Faust die Geängstigte befreit. Ich stand neben dem Stadtturm, plötzlich hörte ich wüstes Geheul und schrilles Pfeifen, ein Bauernmädchen wurde von den Schlingeln mißhandelt, zornig und resolut gab sie den Frechsten tüchtige Ohrfeigen, machte aber die Sache nur schlimmer. Schon wollte ich ihr mit dem Rohrstock zu Hilfe eilen, da sprang ein riesengroßer ungarischer Grenadierkorporal mitten ins Gedränge, teilte Püffe aus, warf den einen bei den Ohren, den andern bei den Haaren auf die Seite und pflanzte sich gewaltig wie Sankt Christoph neben das erschrockene Mädchen. Ehe sie ihm noch danken konnte, rief eine heisere Stimme aus einem nahen Hause: „Wo bleibst denn, du Gans?"

„Ich hab' für Vroni ein paar Bänder gekauft," antwortete sie, indem sie den Grenadier scheu anblickte.

„Geh, gib mir d' Hand, Madel?" flüsterte dieser, „wo bist denn daheim?"

Da trat der Vater unter die Türe, sie eilte schnell davon.

Der Ungar warf ihr einen Blitz seiner dunkeln Augen zu, besann sich, den schwarzen, spitzen Bart streichend, eine Weile und schloß sich dann einem Trupp Kameraden an.

Das war das erste Zusammentreffen von J a n o s S z a l a i und G e r t r a u d N e u n e r.

In Vallrupp ging alles wie bisher, die Mühle klapperte, der Alte knurrte und die Wirtschafterin keifte, der Winter verfloß unter der gewohnten Beschäftigung, nur brach Gertraud beim Spinnen hie und da der Faden und der Vater schalt manchmal wegen Gedankenlosigkeit. Mit den Veilchen kamen die Schwalben, die Amsel schlug im jungen Buchenlaub, Gertrauds helle Stimme klang wieder durch den Wald, doch sang sie andere Weisen als früher; das bekannte Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat!" mag sich wohl nur zufällig ins Stubai verirrt haben.

Der Müller wurde immer bresthafter, er hätte am liebsten sein Weib im Grab gescholten, daß sie ihm keinen Knaben geboren, um die Stelle des Knechts zu versehen. Lange sträubte er sich; erst nachdem er sich überzeugt, daß ihn die Wirtschafterin mit Salben und Pflastern nicht mehr zusammenflicken könne und auch das Geld für Messen kein Wunder wirkte, hielt er Umschau und dingte endlich einen jungen Menschen, der bereits zu Pleben die Stelle des Schaffners versah und sich des besten Rufs erfreute. Beim Lohn mäkelte er um jeden Pfennig, der Knecht machte keine Schwierigkeiten, er lächelte vor sich hin, als ihn jener auf ein Drittel dessen, was man zu zahlen pflegt, herabgedrückt hatte und ihn im stillen für einen Esel hielt, den er hübsch dran gekriegt, um ihm für Disteln schwere Säcke aufzuladen. Jonas war ein schlichter ehrlicher Mensch mit einer guten Dosis gesunden Menschenverstandes, den er als Bursche unter verschiedenen Meistern anzuwenden gelernt hatte. Er hatte den Hof des Vaters verlassen, solang dieser stark und rüstig war,

weil es ihm, wie er sich ausdrückte, zu Haus nicht mehr recht fein dünkte, obwohl ihm niemand etwas in den Weg legte und die Mutter ihre Nudeln ebenso schmalzig kochte, wie jede andere Bäuerin. Die Sehnsucht, in der Welt sich umzutummeln, hatte ihn fortgetrieben, die Sehnsucht nach der Heimat führte ihn, nachdem er sich die Hörner abgestoßen und den neunundzwanzigsten Geburtstag gefeiert, wieder zurück. Auf dem Wege leuchtete ihm das freundliche blaue Auge Gertrauds, er dachte daran, sich einen eigenen Herd zu gründen, sei es nun, daß er auf der Mühle bleibe und Vroni ausheirate oder umgekehrt, wo er dann mit seinem Vermögen ein kleines Gütchen gekauft hätte, um Gertraud dort ins Nestlein zu setzen.

Der Müller hatte sich daher getäuscht, als er sich heimlich ins Fäustchen lachte, daß er einen tüchtigen Knecht so spottwohlfeil gewonnen; der kam und diente nur um Gertraud.

Jonas hatte alles klug überlegt, die Grundlage für sie und ihr eheliches Glück sorgsam geprüft, jeden Kreuzer für Einnahmen und Ausgaben berechnet, nur das Herz des Mädchens nicht.

Derlei Herzen sind freilich oft inkommensurable Größen.

Sie plauderte gern mit dem wackern Burschen, dankte ihm freundlich für jeden Blumenstrauß; als er sie einmal um eine Nelke von ihrem Stock bat, pflückte sie ihm dieselbe und befestigte sie an der Hutschnur.

Seine Freude kannte keine Grenzen.

Er trank nach der Vesper — es war Sonntag — einen Schoppen mehr, fest entschlossen, abends die

Sache zum Austrag zu bringen. Ein Ringlein von Steinbockhorn, welches die Treue verbürgt, eingefaßt mit goldenen Streifen und geschlossen von zwei Herzen aus Granat, um die sich ein Kränzchen blauer Vergißmeinnicht schlang, hatte er zu Innsbruck eingehandelt und trug es sorgsam in Papier gewickelt in der Tasche.

So kehrte er zur Mühle zurück. Auf der Höhe, von der man den First des Daches erblickt, schnalzte er ein paarmal mit der Zunge und pfropfte einen hellen Juchezer drauf, um den Mut zu steigern. Gertraud hörte ihn erstaunt, so etwas war sie von dem nüchternen Burschen nicht gewöhnt.

Als er sie bemerkte, wurde er plötzlich kleinlaut; er machte sich darüber Vorwürfe, hatte er doch mit allerlei Menschen verkehrt und sogar mit dem gnädigsten Prälaten von Fiecht, der doch ein dicker Herr mit einer Goldkette um den Hals war, ohne Zagen geredet!

Endlich raffte er sich zusammen, er trat vor sie hin: „Guten Abend, heut' ist schön Wetter!"

„Freilich, Jonas."

„Gott sei Dank! In der vorigen Woche hat es auf der Saile geschneit."

„Und bei dir heut ein bißchen geblitzt!" sagte sie scherzend.

„Nimmst mir's etwa gar übel, daß ich heut' ein Seitel Roten auf deine Gesundheit getrunken?"

„Danke dir! der Wirt hat ja auch für dich Wein im Keller. Sei es dir herzlich vergönnt."

„Hm! wenn ein Reif kommt, erfrieren die Rüben."

Sie sah ihn lachend an.

„Kreuzdonnerwetter, schau mich nicht an, sonst weiß ich kein Wörtlein mehr, und ich hab' doch mit dir etwas Wichtiges reden wollen."

„Brauchst was, so weißt du, daß ich dir gern aushelfe."

„Ja, freilich, Gertraud, brauch' ich was!" Er zog das Ringlein heraus. „Siehst du die zwei Herzen darauf? Eines ist das meinige, und da tät halt das deinige gut dazu passen, so mitten unter die Vergißmeinnicht."

Sie schwieg betroffen, ohne das Ringlein, das er ihr reichte, anzunehmen.

„Bin ich dir zu schlecht?" fragte er verlegen.

„Gewiß nicht!" rief sie rasch, „ich weiß dich zu schätzen, aber — —"

„Aber — —," er trat einen Schritt zurück, „du kennst doch meine Verhältnisse?"

„Ein braves Mädchen kann mit dir zufrieden sein."

„Und du? Doch du willst nachdenken! Mit dem Alten hoff' ich in Ordnung zu kommen."

„Nein," entgegnete sie mit Wärme und faßte ihn bei der Hand, „du bist zu brav, als daß man dich herumziehen sollte. Ich kann dir mein Jawort nicht geben, denn zur Ehe gehört ja die Liebe!"

„Die Liebe," rief er erstaunt, „die Liebe! du hast gewiß die herrischen Bücher gelesen, die den Fräulein die Köpfe verrücken — — —"

„Liebst du mich denn nicht?" fragte sie leise.

„Von ganzem Herzen!" rief er und legte beteuernd die Hand auf die Brust.

„Und ich soll dich heiraten ohne Liebe?"

Er sah sie groß an, sein Auge wurde feucht: „Gertraud, verwirf mich nicht! Die Zeit ändert des Menschen Sinn und ich will dienen um dich, wie Jakob um Rahel, und wär's sieben Jahre!"

Sie schüttelte das Haupt.

„Warum nicht. Liebst du einen andern?"

Erschrocken fuhr sie zusammen und verhüllte das Gesicht mit den Händen, als fürchtete sie, er sehe in ihr Inneres.

„Warum mußt du mich lieben," rief sie nach einer Pause, „warum mich, du wärst mit meiner Schwester vielleicht glücklicher!"

„So liebst du glücklich!" sagte er kleinlaut.

Ein Strom von Tränen brach aus den Augen des Mädchens.

„Nun weiß ich, daß du deinen Sinn nicht mehr änderst, wenn du aber auf der Welt einen treuen Freund brauchst, so versprich, daß du ihn bei mir suchest."

Er bot ihr die Hand, sie drückte sie heftig.

Stumm ging er in das Haus, das Ringlein war ihm entglitten und zu Boden gefallen, sie hob es auf; es ihm zurückzugeben, wagte sie nicht mehr. —

Der Seelenzustand Gertrauds bedarf keiner Erklärung. Sie besuchte wohl hie und da mit dem Vater die Stadt, schmucke Grenadiere begegneten ihr genug, aber nie Janos, den Namen desselben wußte sie nicht, wie hätte sie sich also erkundigen können?

Hatte Janos' Erscheinung auf sie einen tiefen Eindruck gemacht, so legte sich die Aufregung doch allmählich, bis die Werbung ihr Herz erschütterte und das

Bild des frischen Ungarn im Gegensatz zu dem schlichten Knechtlein lebhaft vor ihre Erinnerung zauberte. Die Frage, ob sie ihn heiraten wolle, hatte ihr Herz getroffen und ihr zum Bewußtsein gebracht, daß sie innerlich schon gebunden sei, ohne ein Wort gegeben zu haben. Unter anderen Voraussetzungen hätte sie vielleicht wie so viele Bauernmädchen nach einigem Zögern und Sperren Jonas geheiratet, jetzt wär' ihr dieses nicht möglich gewesen, wenn sie auch nie den Gedanken einer Verbindung mit Janos hegen konnte, ja fast die Hoffnung, ihm wieder zu begegnen, aufgegeben hatte. Daß sie die Werbung des Ferstl Rochus, der seinen Anspruch darauf gründete, er habe so viele Kühe im Stall wie ihr Vater, spröde, ja geringschätzig abwies, bedarf keiner Erklärung.

Auch der Müller wog diese Gründe und ihm schienen sie nicht so staubleicht, wie seiner Tochter, er schalt sie oft bitter, wenn sie den zudringlichen Burschen derb abschnalzte und drohte ihr mit einem Plätzlein auf dem Sterzinger-Moos, wo bekanntlich alte Jungfrauen den Mücken Strümpfe stricken und mit den Fröschen zu Ostern Alleluja singen. Gertraud erwiderte ihm höchstens: „Ledig gestorben, ist auch nicht verdorben," und ging dann schweigend zur Türe hinaus.

Aber auch noch ein anderer Freier meldete sich: der himmlische Bräutigam. So wenigstens behauptete der hochwürdige Ignazi, der wahrscheinlich von Engelstimmen den Auftrag erhalten hatte, für den Herrn Jesus zu werben.

Diesem lag das Seelenheil des Nebenmenschen ebenso an, als dessen Börse, aus der er nur zu gern

Peterspfennige oder Beiträge für Kirchenschmuck kitzelte. Freilich wußte er genau zu unterscheiden, und so sprach er mich, als er mich vor etlichen Jahren abends müde im Wirtshause zu Wattens traf, zwar um keinen Kreuzer an, machte jedoch den drolligen Versuch, mich zu bekehren. Vergelt's ihm Gott, obwohl es nicht anschlug! Eher kannst du einen Mohren weiß waschen, als so einen wetterbraunen Geognosten zurechtbringen, der mit Hammer und Kompaß durch das große Haus der Welt stolpert, ohne dem Herrn auch nur die Visitenkarte zu schicken! Ich schmücke mich nicht gern mit fremden Federn und so bestätige ich hiermit, daß diese gelungene Phrase aus dem Mund Ignazis stammt. Er hatte übrigens bereits vor dem Essen, wie mir der Wirt unwillig erzählte, ein gutes Geschäftlein gemacht. Seine Nachbarin, eine alte Jungfrau, war verschieden, nachdem er ihr vorher noch den letzten Gang dadurch erleichtert hatte, daß er sie dahin gebracht, ihr Hab und Gut der Kirche zu vererben — ohne Rücksicht auf arme Verwandte. Bei der gerichtlichen Verhandlung hielt er den schluchzenden Vettern und Basen, die im Gedanken schon Kühe und Felder verteilt hatten und nun leer ausgingen, eine bewegliche Rede und zwar ohne Bezahlung: wie die verstorbene Lisel nun zu höchst droben neben der Muttergottes sitze und nur warte, um dem heiligen Petrus zu winken, daß er jedem aus der Gemeinde Wattens den Himmel sperrangelweit auftue.

Doch Ehre, dem Ehre gebührt!

Die Verleumdung darf nicht einmal flüstern, Ignazi habe von den Summen, die er für kirchliche

Zwecke erbettelte, erschlich, erschwindelte, nur einen roten Heller für sich verwendet. Er fühlte sich als Glied eines großen Ganzen und lebte und webte in diesem und für dieses große Ganze.

Ignazi war ein auserkorenes Rüstzeug. Wie herrlich stand er vor der Katholikenversammlung zu Innsbruck, daß rauschender Beifall seinen Taten und Worten lautes Zeugnis gab! Wie beredt schilderte er die Not des heiligen Vaters! Aus den tiefliegenden Augen rannen Tränen auf die magere Wange und von da durch die lange Furche um den Mundwinkel auf das blaue Perlkoller; Nasenspitze und Lippe zuckten in schmerzlicher Erregung. Wie der Chor der Furien antwortete das Schluchzen der Betschwestern auf der Galerie, und gar manche gelobte für acht Tage nur die Hälfte der Kaffeebohnen zu rösten, um etliche Kreuzer mehr in die römische Blechbüchse werfen zu können.

Spöttelt nur darüber!

Herr Ignazi hat keinen vernünftigen Menschen gerührt, seine Rede war überhaupt nur auf die Armen im Geist berechnet, hier erschloß sie aber ein Silberäderchen, und das geschieht unter gleichen Verhältnissen auf der ganzen Erde; die Silberäderchen rinnen zusammen und ein reicher Strom fließt nach Rom, wo ihn die Kurie wuchern läßt ad majorem Dei gloriam und so fort ins Unermeßliche.

Herr Ignazi litt aber an einer Schwäche, die wir bald kennen lernen, und vielleicht knüpft ihn gerade der Umstand, daß er so oft der mütterlichen Verzeihung der Kirche bedarf, um so fester an diese. Diese Schwäche hinderte ihn nicht, brünstig auf violette Strümpfe

zu hoffen und zu erwarten, daß er als tapferer Streiter endlich damit belohnt werde. Tat er doch alles, um sie zu verdienen! So stiftete er einen Jungfernbund: die Mädchen trugen eifrig zu einer Statue der unbefleckten Empfängnis bei.

Wir haben natürlicherweise dabei kein Arg: schaut ihn nur an den frommen Ignazi, ist er nicht ein Bild der Askese, wenn er, das rotgeschnittene Brevier unter dem dürren Arme, mit Spindelbeinen den Häusern entlang huscht, die Knixe der Frauen und die Handküsse der Kinder empfängt und wie eine Hummel den Rosenkranz brummt — vielleicht für eine sündige Magdalena.

Nachdem wir ihn vorgestellt, kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Ignazi war damals Kooperator in einem nahen Dorfe und hatte bald die Mühle entdeckt. Als er den Alten und die Tochter in der Kirche sah, witterte er, daß er hier den Hebel ansetzen könne, um in der einen oder anderen Richtung etwas zu gewinnen; Betschwestern, die in jeden Topf gucken, bestätigten, als er sie vorsichtig ausholte, seine Ahnung.

Der Müller saß nachmittags gern ein Stündchen an der Sonne und blies dabei Wolken von Lauskraut, das er im Gärtchen nebenan gebaut, in die Luft.

Anscheinend ganz harmlos spazierte der Herr Kooperator vorbei, er tat, als ob er den Müller, der bereits die Hand an die alte, schmutzige Zipfelkappe legte, nicht bemerke, und schaute starr zu dem Bilde ober der Türe empor.

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief er plötzlich, „hätt'

Euch bald nicht gesehen, so gut hat mir die Muttergottes ober der Tür gefallen. Schon recht, wenn die Bauern ihre Schwelle mit solchen Gemälden segnen und schützen, schon recht, dann kommt nichts Böses hinein."

Der Müller war ehrerbietig aufgestanden.

„Niedersitzen, niedersitzen," sagte Ignazi sanft und drückte ihn mit der rechten Hand auf die Bank, „ein so alter Mann soll nicht stehen. Ist's gefällig?" Er zog eine ungeheure schwarze Dose, auf deren Deckel prächtig lackiert der heilige Aloysius mit dem Lilienstengel prangte.

Das tat dem Müller, der von Geistlichen nicht immer so viel Herablassung erfuhr, wohl, er faßte eine gewaltige Prise und schnupfte mit großem Behagen in mehreren Absätzen. Dann stand er auf, nahm die Mütze ab und lud den Hochwürdigen ein, in die Stube zu treten. Wie staunte Gertraud, als er ihr befahl, ein weißes Tuch auf den Tisch zu decken und Brot aufzustellen, er selbst nahm aus dem fest versperrten Schrank eine Flasche doppelt destillierten Branntwein und füllte ein geschliffenes Gläschen bis zum Goldrand.

Ignazi nippte. „Tät' einem gleich zu Kopf steigen! Ein schönes Kruzifix dort in der Ecke! So ist's recht, so soll es in christlichen Haushaltungen sein!" Er schielte bei diesen Worten nach Gertraud. „Das Töchterl? ja wohl!" Er wandte sich zum Mädchen. Sie zog die Hand fast erschrocken zurück, als er sie mit den feuchten Fingern berührte.

„Ist halt ein Bauerntrall," murrte der Alte, „die nicht weiß, wie man einen solchen Besuch ehrt."

„Behüte Gott," unterbrach ihn Ignazi, „ein solcher Vater hat nur brave Töchter."

Er empfahl sich bald mit einem demütigen Gruß. Den Fuß hatte er im Hause, das übrige sollte die Zeit reifen.

*

Auf der Wiese bei Mieders blühten schon einzelne Zeitlosen; die Schnitter banden abends die letzten Garben unweit des Kreuzbüchels, Gertraud hatte ihren Leuten Brot und einen Krug saure Milch zur Labung gebracht. Der Vater ruhte im Schatten des Kirschbaumes, der seitwärts an der Lehne steht. Die Fülle des Weizens war so groß, daß die Wagen unter der Last knarrten, er meinte jedoch, in seiner Jugend hätten die Aecker mehr getragen, weil man dort mehr und fleißiger gebetet.

Seine Betrachtung wurde durch den einförmigen Takt einer Trommel unterbrochen, auf der Straße in der Richtung gegen Schönberg glitzerten Musketenrohre, bald wurden in einer Staubwolke die weißen Röcke der Grenadiere sichtbar.

Gertraud erschrak, daß ihr Herz klopfte.

„Heilige Dreifaltigkeit," rief der Alte und ging langsam an den Zaun, „da kommen ja gar Soldaten an, für ein Manöver ist's noch zu früh, das wär' doch schrecklich, würden die Fresser im armen Stubai einquartiert."

Die Dirnen schauten von der Arbeit auf, sie warfen die Rechen weg und stellten sich neugierig hinter den Müller. Je näher die Kompagnie heran marschierte,

desto mehr freuten sie sich auf die schlanken braunen Ungarn, von deren Lustigkeit und Leichtigkeit beim Tanz man so viel geschwatzt. Die Burschen schauten mißtrauisch auf die flotten Uniformen, mancher griff mechanisch nach dem Schlagring in der Tasche, denn das konnten sie sich an den Fingern abzählen, daß ihnen die Gäste in den Hag geraten würden.

Mürrisch brummte der Müller: „Käm' das hochwürdige Gut, ihr hättet es nicht so eilig, schaut zum Zeug."

Die Dienstboten machten sich wieder zu tun, doch war kein rechter Ernst dabei.

Gertraud hatte den Befehl des Vaters überhört, weil sie den barschen Ton längst gewohnt war. Die ersten Rotten schritten vorüber, sie musterte Mann für Mann, da . . . der war's, er kannte sie, seine ernsten Züge erheiterten sich, und mit der Hand grüßend, rief er: „Grüß Gott Madl, bist auch da! Grüß Gott!"

Sie sah ihn mit großen Augen an, ohne eine Antwort zu finden . . . der Zug war vorüber. Nun stürmten die Mädchen auf sie los: „Deswegen bist du so gern nach Innsbruck, du Falsche, du hast also schon einen?" Und eine Flut von Fragen ergoß sich über die Geängstigte, von der nun auch der Vater Auskunft über die saubere Bekanntschaft mit einem Kamaschenhupfer forderte.

Sie erzählte kurz das Zusammentreffen auf dem Nikolausmarkt, die Freundinnen zupften einander ungläubig an der Schürze; wie hätte sich der prächtige Korporal von dort her noch erinnern und gar so vertraut grüßen können?

Gertraud schloß sich, ohne ein Wort zu sagen, den Schnittern an, die in das Dorf eilten, um dort das Neueste zu erfahren.

Richtig! Einquartierung!

Der Hauptmann marschierte mit drei Zügen weiter, um die Mannschaft in Telfes, Vulpmes, Medraz und Neustift unterzubringen, Janos blieb als höchster Kommandierender zu Mieders und erhielt die Bollette zum Neuwirt. Der Müller wurde diesesmal übergangen, da er von früher einige Köpfe auf Rechnung hatte.

Gertraud hatte Mühe, den Sturm ihres Herzens zu verbergen; kaum den Löffel aus dem Mund, stieg sie über die Treppe in die Kammer. Sie konnte nicht schlafen, doch flossen die Stunden vor ihrem brennenden Auge schnell vorüber.

Hinter dem hohen Glungezer stieg der Mond auf, die Gletscher schimmerten und die Verklärung des Friedens floß über die ruhige Herbstlandschaft. Plötzlich zitterte ein leiser Ton durch die Luft, weich und eigentümlich, ähnliche Töne schwebten näher, schwebten ferner, es war wie Musik und doch nicht Musik, sie horchte und dachte an Geisterstimmen, dann aber, ihres Aberglaubens spottend, öffnete sie das Fenster und beugte sich hinaus.

Eine hohe Gestalt trat aus dem Dunkel — sie starrte hinab, es war Janos: „Schlaf wohl, Gertraud," flüsterte er, „schlaf wohl!" und verschwand.

Wie manche Ungarn, namentlich die Zigeuner, ein Virtuos auf der Maultrommel, hatte er ihr mit diesem sonderbaren Instrument ein Ständchen gebracht.

Sie griff an die Stirn, ob sie wache; frisch wehte

sie die Nachtluft an und ihr Herz jubelte: „Er liebt mich! Er liebt mich!"

Ein einziges Gefühl wogte durch ihre Brust, beherrschte Hirn und Sinne: „Er liebt mich!"

Noch wachte sie, bald sollte sie träumen, ihr Auge schloß sich — wer so träumen könnte, wie sie! O, daß sich der Himmel nur in stiller Nacht zu uns niedersenkt, entweder führt er uns dann mit seinen Sternen hinaus über uns selbst in die selbstlose, ewige Unendlichkeit oder er zaubert in unsern stummen Schlaf die Bilder eines Eden, welche die Sonne mit ihrem Strahl wie mit einem Flammenschwerte zerstört.

*

Die Kreuzspinne läßt einen Faden fliegen, er hängt sich an ein Zweiglein, sie hakt sich ein und klettert daran empor, dann setzt sie sich in die Mitte des Netzes und wartet ruhig: die Beute rennt von selber in das fast unsichtbare Garn, verstrickt die Glieder und wird ohne Anstrengung ausgesogen.

So tat auch Ignazi, den der Alte bald als Muster von Heiligkeit bewunderte. Trotz der Ehrfurcht, die Tirolermädchen vor schwarzen Röcken und langen Stiefeln anerzogen wird, wichen diese doch mit einer gewissen Scheu aus.

Ignazi fand sich nicht selten ein, er spähte jeden Winkel aus und kümmerte sich um jede Kleinigkeit, daß es endlich selbst der Wirtschafterin auffiel und diese die Warnung nicht unterdrücken konnte: „Der bringt uns noch Unheil unters Dach."

„Du bist halt ein argwöhnisches Mensch," eiferte

der Müller zornig, „du suchst andere hinter dem Ofen, weil du selbst dahinter hockst."

„Nu," erwiderte sie schnippisch, „mit dir bin ich weiter nie hinterm Ofen gesessen, und Sankt Fuchs, dein neuer Heiliger, taugt auch nicht zu mir. Uebrigens, gesagt hab' ich's, gehört hast du's, tu' wie du willst, ich werde aufpassen und wie der Hase mit offenen Augen schlafen."

„Herr bin ich im Hause!" fuhr der Alte auf.

„Ja, es sieht darnach aus," entgegnete sie und schlug die Türe hinter sich zu.

Ignazi redete mit dem Alten oft über die unvergängliche Herrlichkeit des Himmels, für die man alles Gold der Erde wie Kot hinwerfen sollte, um sie zu kaufen. Der liebe Herrgott sei gnädig, jede Spende an seine Braut, die heilige Kirche, schreibe er in das goldene Buch des Lebens, das der Engel auf dem Totbett den Sterbenden entsiegle und ihnen zu ewigem Trost vorhalte. „Gieb der Kirche den Staub, den du doch nicht ins Jenseits schleppen kannst, und sie nimmt den Schlüssel, den ihr Christus übertragen, zu binden und zu lösen, sie schließt das Grab auf, nicht damit du dort vermoderst, sondern als Tor, das zu den Jubelchören der Engel führt, welche dir die Palme des Glückes überreichen!"

So rief er pathetisch, das Auge starr nach oben, als sähe er die himmlischen Scharen, den Arm erhoben, als griffe er nach der Palme.

Der Müller schwieg, nach einer Pause legte er eine Fünferbanknote auf den Tisch, damit Ignazi für ihn Messen lese.

Dieser nahm das Geld mit den übertriebensten Ausdrücken des Dankes, er hatte jedoch etwas anderes gewollt. —

Die Geieraugen des Müllers wurden nach und nach schwächer, sie röteten sich von leichten Entzündungen, einem der zahllosen Uebel des Greisenalters. Ignazi erfuhr es. Als der Alte klagte, sagte er mit der Zuversicht des Wundertäters: „Da kann ich helfen!" Er schlug das Brevier auseinander und überreichte ihm ein schönes Bildchen. Es stellte eine Nonne mit goldenem Heiligenschein vor, sie trug ein Buch, auf welchem zwei Augen lagen! „Dies ist die heilige Ottilie," fuhr er fort, „der Trost der Blinden; betet abends andächtig zu ihr, wascht die Augen mit kaltem Weihwasser, und es wird gut. Das ist ein Gnadenbronnen, wie viele danken ihm das Licht!"

Der Müller betrachtete das Bild aufmerksam.

„Hab' ich doch nie von dieser Heiligen gehört!"

„Nie?" rief Ignazi erstaunt, „wirklich nie? So geht's, wenn die Katecheten in der Schule nicht ihre Pflichten tun. Vernehmt und erzählt es auch Euern Töchtern. Die heilige Ottilie war die Tochter eines englischen Grafen, sie ein Muster jeder Tugend und Frömmigkeit, er ein Ausbund teuflischer Laster. Sie redete ihm oft mit kindlicher Liebe zu, er möge sich bessern, er schlug ihr jedoch mit der Faust auf den Mund und häufte Sünden auf Sünden, bis endlich die Wage voll war und ihn der Erzengel Michael in den Abgrund stieß, wo die Verdammten heulen und zähneklappern. Ottilie gedachte mit Angst und Schrecken des Schicksales ihres Vaters. Voll Inbrunst betete sie

nachts. Da würdigte sie Gott einer Offenbarung. Der Boden schwand unter ihren Füßen, der Schlund der Tiefe tat sich auf, blaue Flammen züngelten empor, der Unglückliche lag auf glühendem Rost, Teufel schlugen die ehernen Krallen in sein Fleisch — — —"

Den Müller überlief eine Gänsehaut.

„— — — er winselte: „Mein Kind, mein Kind, hilf mir!" Dabei streckte er die Hand nach dem Rande des Zimmerbodens, er zischte allsogleich in Flammen auf. „Mein Kind, mein Kind, hilf mir! bete für mich, tue Buße für mich, daß ich aus dem Ort der entsetzlichen Qual frei werde!" Ottilie sank ohnmächtig auf den Boden. Als sie des Morgens erwachte, sah sie auf der Diele die Hand des Vaters eingebrannt. Und was tat sie? Sie entsagte den Lockungen dieser Welt, stiftete mit ihrem Erbe ein Kloster und wurde die erste Aebtissin desselben. Sie legte den Stachelgürtel nie mehr ab, schwang beständig die Geißel, fastete, betete und weinte Tag und Nacht, bis sie blind wurde. Darum ist sie die Patronin der Blinden."

„Und ihr Vater?" fragte der Müller mit Spannung.

„Nach sieben Jahren hatte sie wieder ein Gesicht. Diesesmal öffnete sich die Decke der Zelle, himmlische Musik drang in ihr Ohr, helles Licht umfloß sie, und wen erblickte sie droben auf einer der höchsten Stufen der Seligkeit? Ihren Vater, der sich dankend zu ihr herabneigte. Ottilie wurde nach ihrem Tode heilig gesprochen und feiert nun an der Seite ihres Vaters das Lamm Gottes."

„Ist das möglich," rief der Müller erstaunt, „daß ein Kind den Vater aus der Hölle losbetet?"

„Wenn es in das Kloster geht und sich für den Vater opfert — ja! Zweifelt nicht, ein Zweifel an den Wundern der Kirche ist eine Todsünde, schwerer als jede andere, eine Todsünde, die kaum Verzeihung erlangt."

Den Kopf auf den Arm stützend, schwieg der Müller, der Kooperator überließ ihn seinen Gedanken und empfahl sich mit seinem gewöhnlichen Gruß.

Nach einigen Tagen fand sich der Alte mit Gertraud zufällig allein. Er benutzte die Gelegenheit und redete sie an: „Was hast du denn eigentlich im Sinn? Willst du den Rochus, der ein hübsches Anwesen hat, heiraten oder nicht?"

„Nein!"

„Das ist kurz genug! Ich kann dich nicht zwingen, denn die Häuserin meint . . . Wenn du übrigens auf einen verwunschenen Prinzen wartest, dürftest du vergebens warten."

„Die Sache hat ja noch Zeit genug!"

„Ja ja, so redet man, wenn man jung ist; wird man alt, dann hat's Zeit! Ich möchte nur wissen, wie ich mit dir daran bin und ob du glaubst, es müsse alles nach deinem eigensinnigen Kopf auslaufen?"

„Ich habe ja nichts verlangt."

„Das will ich dir nicht raten," brummte er; doch schnell stimmte er den Ton milder. „Wie wär's, wenn du in ein Kloster gingest? Das könnte mir und dir ewiges Heil schaffen, und die Gemeinde hätte gewiß die größte Freude. Du sagst nicht ja und nicht nein!

Meinetwegen, überleg' dir's, das Dümmste wär's aber nicht!"

Das Gespräch hatte vorläufig ein Ende. Gertraud hatte allerdings nicht ja und nicht nein gesagt — aber still an Janos gedacht.

Dem Alten schien sein Plan nicht ohne Aussicht des Gelingens. Doch plötzlich stieg ihm ein Bedenken auf, er fragte Ignazi, wie viel man denn einzahlen müsse, wenn ein Mädchen in ein besseres Kloster gehe.

„Nichts, gar nichts," erwiderte dieser, an das reiche Erbe denkend, „Mädchen wie Euere Tochter nimmt man überall mit offenen Armen auf!"

Das ist bekanntlich nicht der Fall, die meisten Klöster fordern eine große Ausstattung, und daß ihnen der Nachlaß des Ordensgliedes nicht entzogen werde, dafür ist gewöhnlich auch gesorgt.

Ignazi verließ den Alten und trat in den Garten. Die Mädchen begossen ihre Blumen und freuten sich an den duftenden Gelbveigelein, welche die Pflege mit üppigen Blüten lohnten. An einem Tisch saß die Häuserin und betrachtete den Herrn mit mißtrauischem Auge.

„Schöne Blumen, prächtige Blumen? Ich weiß aber einen Klostergarten, wo sie zu Füßen der unbefleckten Maria noch besser gedeihen!"

„In dem Klostergarten," unterbrach ihn die Alte, „wird wohl eine andere Sonne scheinen und feinerer Regen fallen als hier."

Er sah sie giftig an und sagte langsam: „Gott segnet die Seinen!"

Die Mädchen schenkten ihm keine Aufmerksamkeit

und überließen ihn dem Gespräch mit Gretl. Gertraud ging mit der Gießkanne an ihm vorüber, er klopfte ihr leise auf die Schulter. „Das wär' halt ein Klosterfrauele, das wär' ein Klosterfrauele, da hätte das liebe Jesulein eine Freude, wie einst über die heilige Agnes."

Gertraud wußte nicht, was sie antworten sollte; das übernahm die Alte: „Jedem Lappen, Hochwürdiger, paßt nicht jede Kappen! Meine Baselen werden den Weg zum Himmel schon treffen und ich mein', wenn sie in der Welt gut tun, hat das Christkindl auch keinen Verdruß."

Der Hochwürdige wandte das Gespräch auf andere gleichgültige Gegenstände und verließ die Gesellschaft, die bei seinem Abschied offenbar frisch aufatmete.

„Ihr wißt," begann die Base, „daß ich euch immer Ehrfurcht gegen die Geistlichen gepredigt habe, bei dem fällt mir stets der Wolf im Schafspelz ein. Laßt euch von ihm nie allein betreffen. Jedenfalls muß ich mit dem Benizi reden, daß er ihm den Steig verlegt. Vorläufig laßt niemand etwas merken."

Diese Andeutung verschärfte den Widerwillen der beiden Mädchen noch mehr, so daß sie beschlossen, ihm überall auszuweichen.

Er wählte den Weg um die Mühle, wo der Alte gerade einen Mehlbeutel mit Stiften festnagelte.

„Schon heim?" rief er dem Hochwürdigen zu.

„Muß heute noch das Brevier und einen Psalter beten. Wie lang habt Ihr Euere Häuserin?"

„Sie ist vor drei Jahren zu Jakobi eingezogen."

„Vielleicht wäre es für Euer Seelenheil besser, wenn Ihr eine fromme Klosterschwester ins Haus näh-

met, ich kann aus Freundschaft für Euch die Sache in Ordnung bringen."

„Pst!" flüsterte der Müller, den Finger auf der Lippe, „Pst!" und sah sich ängstlich um, ob es die Alte nicht höre.

„Es käme auch viel wohlfeiler," bemerkte der Geistliche leise, „solche Schwestern tun ja alles aus Liebe zu Gott!"

„Das gäb' ein fürchterliches Geheul von den Mädeln."

„Erinnert sie an das vierte Gebot!"

Der Müller schüttelte bedenklich den Kopf.

„Vielleicht schickt Gott eine Gelegenheit, die alles ins Gleiche bringt!"

Im Haus wurden schwere Tritte hörbar; das Wasser, das abgestaut in den Graben floß, stürzte auf die Mühlräder und setzte sie in Schwung, Jonas trat auf den Gang, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei.

Der Geistliche betrachtete ihn prüfend, dann flüsterte er leise: „Ein schöner Bursch, ein schöner Bursch! Gebt acht, daß Ihr nicht den brennenden Zunder ins Stroh deln."

Der Knecht bemerkte das Zwiegespräch und beugte sich grüßend über den Söller, Ignazi bot dem Alten scheinbar gleichgültig eine Prise und entfernte sich.

*

Der wackere Korporal hatte indes manche Fensterpromenade ohne großen Erfolg ausgeführt, er konnte Gertraud, die seinen Gruß stets freundlich erwiderte, nie allein treffen. Schon nahte der Kirchtag, der Neuwirt hatte vom Bezirksamt bereits die Erlaubnis, bis

zwölf Uhr nachts tanzen zu lassen, mochte nun der Pfarrer scheel sehen oder nicht.

Diesesmal war ein Widerspruch nicht leicht möglich, denn die Garnison wollte den Kirchtagstanz zum Dank für die gute Aufnahme und zu Ehren ihrer Wirtinnen besonders festlich einrichten. Die Gärten wurden ihres letzten Schmuckes beraubt, vor den Türen saßen bärtige Soldaten, denen Buben und Mädchen Blumen und Tannenzweige zutrugen, beschäftigt, lange Girlanden zu flechten und mit Streifen bunten Papiers zu umwinden. Das hatte Janos selbst ausgewählt und eingekauft, aber noch wichtiger schien ihm in der Kunsthandlung Groß zu Innsbruck etwas anderes. Die Ladenmädchen mußten ihm verschiedene Sorten Briefpapier vorlegen, keines war ihm schön genug, bis endlich aus einem Schranke ein neues Heft geholt wurde. Wie schimmerten die Ränder von Gold, Vergißmeinnicht, Rosen, Veilchen und Nelken, zwischen denen Amoretten herumkugelten und mit Pfeil und Bogen nach brennenden Herzen zielten! Vergnügt strich er den Bart und zahlte den verlangten Preis.

Schon hatte er die Klinke in der Hand, da verfinsterte sich sein Gesicht, es fiel ihm ein, auf das Papier gehöre etwas, und bisher hatte er nur Kompagnietabellen, Rapporte und Berichte über Kommißbrot, wenn auch in zierlichster Schrift, verfaßt. Die Mädchen kicherten, weil sie seine Not errieten.

„Ist vielleicht ein Briefsteller gefällig?“ fragte Rosa und reichte ihm einen.

Er setzte sich auf das Stühlchen hinter der Glastüre und begann zu blättern. Nach einer Weile schnalzte er

mit den Fingern, er hatte ein Muster gefunden, so reich an Blumen, Herzen und Amoretten, wie die Zeichnung seines Papieres; das paßte ihm.

Er versprach, das Buch sorgfältig zurückzusenden, und erhielt es geliehen. Zu Mieders schrieb er den Brief ab: die Anrede mit Karmin und Fraktur, die erste Zeile in Kanzleilettern, und dann Kursivschrift.

Voll Selbstzufriedenheit, denn welches Mädchen sollte dieser Bombe widerstehen? — siegelte er, schrieb die Adresse: „An die ehrsame und tugendhafte Jungfrau Gertraud Neuner Fräulein und Tochter in Vallrupp" und schickte einen Soldaten mit den nötigen Erläuterungen.

Dieser fand Gertraud bei einem Beete, wo sie gerade Zwiebelröhre schnitt. Er stellte sich am Gartenzaun steif aufrecht, salutierte und begann:

„Korporal hat sie mich an Madel geschickt, soll geben ihr diesen Brief!"

Er zog ihn aus dem Stulp des Rockärmels, überreichte ihn und salutierte wieder.

Gertraud zitterte vor Freude, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, so daß sie kaum all die zierlichen Sprüchlein und Verslein lesen konnte, die im bunten Farbenschmuck der Einfassung prangten.

„Komm in einer halben Stunde dort zur hintern Türe!" flüsterte sie.

Der Soldat begriff allsogleich ihre Absicht, salutierte und verlor sich in den Wald.

Sie warf die Zwiebelröhre weit weg, pflückte die schönsten Herbstblüten und band einen Strauß mit einer Dolde „brennende Liebe", so heißt nämlich eine

feuerrote Blume von symbolischer Bedeutung. Vorläufig legte sie ihn unter die Bank, eilte in das Haus und kehrte mit einem Seitel Schnaps in der Schürze zurück. Der Soldat stellte sich pünktlich ein, die Blumen gab sie ihm für den Korporal, den Schnaps als Belohnung für den Gang.

„Prächtiges Madel das!" sagte der Soldat zum Korporal, der ihn nicht ohne Sorge erwartete, „prächtiges Madel, hat mir Schnaps geben eine ganze Flasche!"

Als wär' ihr der Takt schon in den Füßen, lief Gertraud zur alten Margareth und klatschte voll Freude in die Hände: „Uebermorgen wird beim Neuwirt getanzt, nicht wahr, du führst mich hin."

Aus dem Nebenzimmer schob sich der Kopf des Müllers: „Nimm sie nur mit, kann sie noch ausgumpen, vor sie ins Kloster geht."

„Man kann auch tanzen, ohne ins Kloster zu gehen!" schnarrte die Häuserin zurück.

„Vroni laßt ihr zu Hause, daß ich jemand habe, für solche Lappereien ist sie überhaupt noch zu grün!" Der Alte verschwand wieder.

„Diendl, was ist denn das auf einmal mit dir," fragte Gretl verwundert; „das ganze Jahr hast nicht tanzen wollen und jetzt hüpfst du, ehe noch eine Geige klingt."

„Ja, der Himmel hängt voll Geigen," rief Gertraud heiter. „Morgen wollen wir lustig sein, der Vroni bring' ich Torte und Muskazoner heim, daß sie auch eine Freud' hat."

Sie trällerte ein Liedchen, das damals die Burschen nicht selten sangen:

„A Bußl ist a gspaßigs Ding!“

Nicht wahr, Gertraud ist ein leichtfertig Ding! Fast fürchte ich, sie hat die Gunst mancher Leserin verscherzt und ich mit ihr. Ich dachte eine Weile nach, ob es sich wohl schicke, daß sie so mit beiden Füßen in die Liebe hineinspringt und mit einem Soldaten anbandelt, ohne auch nur zu erwägen, ob er heiratsfähig sei, und die Erlaubnis dazu von einem hohen Militärkommando im Sack trage. Aber Natur bleibt eben Natur, und daß diese beim Volk im guten und schlechten unverpfuscht und ungeschniegelt hervorbricht, gerade aus diesem Grund gehe ich gerne mit dem Volke um. Eben deswegen muß man aber von mir keine Honigfarbe verlangen, ich male, wie ich schaue; meine Bauern und ich sind viel zu ungeschlacht und knorrig, um uns anders zu geben, als wir sind.

Während dieses Seitensprunges, den wir nicht ohne Grund gewagt, hat sich Gertraud für den Tanz geputzt. Es stand ihr alles vortrefflich, der breite Filzhut mit goldenen Quasten, der braune Spenzer aus Merino und der blauseidene Schurz mit den eingewobenen roten Rosen.

Beim Fortgehen aus der Mühle überlustig wie ein Kitzlein, wurde sie, je näher die Klänge der Musik aus dem Wirtshaus rauschten, um so befangener. Die Burschen standen vor der Tür, welche so wie die Fenster von Laubwerk und Blumen eingefaßt war — schöner als bei irgend einer Primiz —, musterten die Mädchen, die niedergeschlagenen Blickes und doch voll Verlangen

von allen Seiten ankamen, um ein Schätzchen, oder was sonst jedem gefiel, abzufangen. Trutzig, die Hände im gestickten Bauchgurt, wo die Taler klapperten, hatte sich Rochus hingepflanzt; in der Ueberzeugung, daß jede nur auf ihn warte, würdigte er die armen Dinger keines Blickes. Gertraud wollte durch das Gedränge in den Saal, er packte sie beim Arm.

„Heut' abend wirst du wohl mir gehören?"

Sie kräuselte stolz die Oberlippe, schlug ihm ein Schnippchen und kehrte ihm den Rücken. Ringsum lautes Gelächter, er grinste vor Wut, jeder gönnte es ihm, daß er „abgetakelt" worden.

Der Korporal sprach mit den Musikanten; kaum erblickte er Gertraud, eilte er auf sie zu, die Musik begann mit Klarinette und Posaune, als wär' das jüngste Gericht; sie flogen im Tanz dahin, ehe sie noch ein Wort gewechselt. Die Häuserin stellte sich in eine Ecke und dachte: „Das also war's, du falsches Diendl!"

Der Korporal wußte jedoch Lebensart; als der Tanz vorüber war, trat er, das Mädchen am Arm, mit zierlicher Verbeugung vor die Alte und führte beide an einen Tisch. Die Kellnerin stellte Schweinsbraten und Wein auf, das schmeckte köstlich. Er ließ die Alte nicht aus den Augen, legte ihr vor und schenkte ein, daß sie in die rosigste Laune geriet. Auf seinen Wink stellte sich ein ungarischer Grenadier vor und fragte, ob sie nicht Lust habe, es mit ihm zu wagen. Die Musiker stimmten aufs neue, geschmeichelt lächelte sie, lehnte aber doch ab, weil man jetzt anders tanze als früher, wo man nicht so ungeheure Hupfe gemacht. Nachdem der Korporal den Zaun wegen des Blumenstöckchens da-

hinter geehrt, wirbelte er wieder mit Gertraud dahin. Allein er konnte nicht jede Tour mit ihr tanzen, die Vettern wollten auch ihr Recht, so überließ er sie einem derselben und setzte sich zur Alten.

Er schenkte die Gläser voll und hob das seinige: „Gertraud soll leben, ist doch die schönste von ganz Stubai!"

Die Alte stieß an, jetzt wollte sie ihm auf den Zahn fühlen: „Ihr kennt etwa das Mädchen wohl schon länger?"

„Ich bin heut' mit ihr das erstemal zusammen," erwiderte er, „das tut aber nichts, deswegen hab' ich sie doch von Herzen lieb und will sie heiraten."

Die Alte maß ihn, in den Stuhl zurückgelehnt, mit großen Augen, endlich besann sie sich, stieß das Glas auf den Tisch und sagte: „Ja heiraten! Man kennt euch Soldaten. Ihr habt die Kindstauf vor der Hochzeit und die Hochzeit gar nicht."

„Nein, nein, so ist es nicht gemeint," erwiderte er ruhig auf ihre derbe Rede. „Es ist mein voller Ernst. Meine zweite Kapitulation geht zu Ende, oder ist eigentlich zu Ende. Stündlich erwarte ich den Abschied. Ich bin kein heuriger Hase mehr, statt des ewigen Herumziehens möchte ich mich auf eigener Hufe niederlassen, dazu braucht es jedoch ein Weiblein. Siehst du, Alte, ich hab' manche angeguckt — —"

„Und angeschmiert!" platzte sie heraus.

Der Korporal wurde unwillig: „Nein, Alte, auf Ehre nicht. Ich habe eine brave Mutter daheim und stets geglaubt, ich tät' mich an der versünden, würd' ich bei Weibern oder Mädeln liederlich."

„Das ist aller Ehren wert," antwortete sie gerührt. „Zum Heiraten braucht es jedoch außer der Lieb' auch noch andere Dinge."

Rochus ging am Tisch vorüber, er stieß heftig an den Stuhl des Korporals, ohne sich zu entschuldigen. Dieser rückte ein wenig beiseite und nahm das Gespräch wieder auf: „Liebe Alte, ich hab' diese Dinge! Drüben im Banat an einem Bach, wo die Forellen springen, wie hier in der Sill, steht eine kleine Mühle zwischen Nußbäumen und hinter der Mühle zieht ein Weinberg empor, da wächst ein Tropfen, den solltest du kosten! Das gehört mir. Ich bin eben Soldat geworden, wie tausend andere, die es daheim zu gut hatten, und bin jetzt froh, daß ich den weißen Kittel ablegen kann. Glaubst du's nicht, zeig' ich dir's schwarz auf weiß, und will es der Müller versuchen, so mag er mich ein Jahr als Knecht dingen. Er soll mich mit dem Besen zur Tür hinausfegen, mahl' ich nicht besseres Mehl als alle Müller an Ruetz und Sill."

„Aber Ungarn, das liegt ja fast außer der Welt!" jammerte die Alte.

„Der ungarische Himmel ist so blau wie der tirolische, und dazwischen geht weder eine Naht noch ein Sprung, und der ungarische Herrgott und der tirolische Herrgott sind höchstens zwei verschiedene Personen in der heiligen Dreifaltigkeit, sonst täten Ungarn und Tiroler nicht so gut zusammenpassen, das hab' ich im Kriege oft gesehen. Auch Deutsche gibt es drunten, recht viele in meiner Gegend, so daß Gertraud gar keine fremde Sprache zu lernen braucht. Morgen geh' ich zum Müller und halt' um das Mädel an!"

„G'segne Gott!" rief die Alte, „da betet vorher ein ordentliches Vaterunser!"

Rochus rannte wieder an, noch gröber als zuvor; der Korporal stieß einen tüchtigen Fluch aus.

Da kam Gertraud, sie setzte sich neben ihn auf den Stuhl, er faßte ihre Hand.

„Ja Madl, jetzt haben wir dich verschachert, aber nicht um dreißig Silberlinge, sondern um ein Herz und ein Bußl als Zuwag."

Er schob ihr das Glas zu. Horchen wir nicht auf das Geplauder der Liebe und zählen wir nicht, wie oft er ihre Hand drückte, oder sie im Tanze schwang.

Es mochte gegen elf Uhr sein. Da warf Rochus einen Kronentaler in den Teller der Musikanten und sang:

„Der ung'rische Kommißloab
Der tanzt wie a Totz'n,
Tiroler werft's 'n außi
Und laßt enk nit frotz'n."

Der Korporal verstand die Herausforderung, sandte ihm jedoch nur einen verächtlichen Blick zu. Nachdem der Reigen beendigt, stellte sich Rochus schon taumelnd vor ihn, sang seinen Trutzvers noch einmal und faßte den Korporal beim Rock: „Ist deine Courage so groß als dein Schnauz, so geh' mit in den Anger, wir haben was auszuraufen."

Der Ungar schob ihn beiseite; bis jetzt hatte im Saale Eintracht geherrscht, er wollte keine Händel.

Der Bursch wurde noch frecher: „Wenn du schlafen gehst und laßt das Mädel da, so tue ich dir nichts, du schlampeter Sauhirt!"

„Kerl," rief Janos zornig und schleuderte ihn zurück, „mit solchen Buben wie du rauft kein ehrlicher Grenadier, in Ungarn tät dich der Komitatspandur auf die Bank legen und dir fünfzig aufmessen."

Rochus stürzte wütend auf den Soldaten, der den Halbtrunkenen ohne Mühe abwehrte. Nun sprang der Gerichtsdiener hinzu und faßte ihn beim Kragen. „So, so, du bist's, Posch," schrie Rochus, „laß mich an den Soldaten!"

Jener drängte ihn jedoch mit Hilfe von ein paar Soldaten durch die Tür und schleppte ihn in eine leere Keuche, wo er ausnüchtern konnte.

Gertraud wollte nicht mehr bleiben, sie rüstete sich mit der Base zum Aufbruch. Janos begleitete sie. Auf der Höhe vor der Mühle schlang er den Arm um sie und drückte einen feurigen Kuß auf ihre Lippen — den ersten!

„So, erst jetzt bist du meine Braut, mein auf ewig!" flüsterte er.

Sie erwiderte den Kuß: „Dein auf ewig!" Er kehrte in das Quartier zurück.

Hämische Zungen hatten dem Alten schon bei der Frühmesse erzählt, was geschehen war. Zu Hause suchte er das Mädchen. Gertraud war jedoch mit Gretl nach Schönberg gegangen, wo in der Kirche ein Jahrtag für eine weitschichtige Verwandte abgehalten wurde.

„Die soll mir kommen!" brummte er; da rief ihm Rochus einen guten Morgen ins Fenster.

Er antwortete kaum.

„Gratuliere!" sagte jener, höhnisch den Hut abziehend; „gratuliere zum künftigen Schwiegersohn, der ist

kaiserlich königlich und kleidet sich in zweierlei Tuch!" Das Lied vom „Augustin" pfeifend, entfernte er sich.

Nach einer Weile klopfte es an die Stubentüre. In voller Uniform, die Tapferkeitsmedaille und den sechseckigen Messingstern, eine Auszeichnung für Soldaten, die das zweitemal dienen, an der Brust, trat Janos ein und bot dem Müller einen guten Morgen.

„Was wollt Ihr?" fuhr dieser auf; „hier ist keine Kaserne, wo Euresgleichen die Nase hineinzustecken haben."

„Es ist eine wichtige Angelegenheit," sprach der Korporal, „über die ich mit Euch verhandeln will, mag es Euch nun lieb oder leid sein, so geschehe es wenigstens mit dem Anstand, der Männern ziemt."

„Ich bin Herr in meinem Hause, Ihr habt hier nichts zu suchen."

„Gut, so mag das, was ich in Freundschaft von Euch wollte, gegen Euch und ohne Euch geschehen. Ihr habt dann kein Recht zur Klage. Ich wollte Euch um die Hand Gertrauds bitten, nun werde ich sie von ihr selbst empfangen. Das ist mein letztes Wort an Euch, Beschimpfung duldet weder mein Kleid, noch meine Person."

„Also heiraten will der! Auf was denn? ha ha ha! Ein halber Kommißlaib für den Tag, trifft auf eins ein Viertel, und will das Weib Fleisch, mag es sich in die Zunge beißen!"

Der Korporal stand einen Augenblick sprachlos, er griff an die Türe, und obwohl er Batterien gestürmt, floh er doch vor dieser entsetzlichen Roheit.

Er traf Gertraud und Gretl auf dem Weg. Be-

bend vor Zorn erzählte er ihnen, was sich zugetragen; er faßte leidenschaftlich Gertrauds Hand: „Ich werde dich nie aufgeben, nie und müßt' ich dich der Hölle abtrotzen. Mit solchem Spott hätte der Teufel nicht geantwortet" — es versagte ihm die Stimme.

Gertraud hatte sich bald gefaßt, sie blickte ihm mit ruhigem Ernste in das Auge. „Mein Wort soll nicht schlechter sein als das deine. Du bist meiner Treue gewiß, wozu die Heftigkeit? Wir zwei haben die Sache auszumachen, du bist mein und ich bin dein, wer darf uns trennen?"

„Um Gottes willen, denk' an den Vater," rief die Häuserin; er hat auch dreinzureden."

„Ich hab' ihm erwiesen, was ihm gehört, trotzdem, daß er mich . . . . . doch er ist mein Vater! Meine Mutter da droben — hätte auch dreinzureden, sie würde nicht widersprechen und über mein Wort verfüge ich selber, denn ich bin die Tochter des Müllers und nicht seine Viehdirn. Auf Wiedersehen, Janos! Tu' mir nicht die Schande, an mir zu zweifeln!"

Betroffen schwieg er, sie reichte ihm die Hand, er drückte rasch einen Kuß darauf.

Sie betrat das Haus mit jener Selbstgewißheit, jener Ruhe für die Zukunft, welche den begleitet, der mit sich einig und fest entschlossen steht. Welch einen Gegensatz bildete der Vater; als sie kaum die Türe hinter sich zugeklinkt, sprang er, so schnell es seine alten Glieder erlaubten, auf sie los.

„Du hast also hinter meinem Rücken ein Techtelmechtel angefangen?" brüllte er ungestüm.

„Nicht hinter Eurem Rücken. Im Einverständnis

mit mir war heute Janos da, um Euch alles aufzuklären; Ihr wolltet ihn nicht hören."

„Du schämst dich nicht, mit einem Soldaten herumzuflankieren, du, die Tochter des Müllers?"

„Dieser Soldat ist der Sohn eines Müllers. Wart Ihr vielleicht bereits Müller, als Euch meine Mutter heiratete?"

Wie von einer Viper gestochen, fuhr er zurück und dann die Faust ballend wieder vorwärts:

„Willst du von dieser Liebschaft ablassen oder nicht?"

„Nein."

„Steht für dich das vierte Gebot nicht in der Bibel? Doch wozu noch reden! Du gehorchst, hörst du!" er stampfte mit dem Fuße auf den Boden, „du gehorchst, oder ich schlag' dir die Haren ab!"

„Ich bleibe Janos treu!"

„Ins Kloster gehst du, das will ich, und dabei bleibt's!"

„Ich bin bald majorenn, dann verlasse ich dieses Haus, nachdem ich das Erbteil meiner Mutter eingefordert. Oder wollt Ihr mir weigern, was verbrieft und verschrieben ist?"

Er riß das Gewehr von der Mauer, daß der Nagel auf den Boden fiel. „Siehst du, wenn sich der Ungar noch einmal auf tausend Schritte blicken läßt, brenn' ich ihn nieder."

Vor Wut zitternd, ließ er den Stutzen fallen. Das Mädchen hob ihn gleichgültig auf und legte ihn auf die Ofenbank. „Ihr habt mich," sagte sie langsam, „an das vierte Gebot erinnert, ich habe es bis jetzt nicht

verletzt, und verletze es auch jetzt nicht, indem ich mein Recht behaupte. Habt Ihr stets an das fünfte gedacht, das da lautet: „Du sollst nicht töten."

Die Rede geschah ohne Vorbedacht. Der Alte prallte erbleichend an die Wand zurück und wieder vor. Seine Kniee wankten, er suchte die Faust zu ballen, dann wischte er den Schweiß von der Stirn und taumelte in die Schlafkammer. Erschrocken ließ sie ihn allein. Sie wußte, daß er über die Sache nicht weiter sprechen, wohl aber, wie es seine Art, irgend einen tückischen Streich aussinnen werde. Der Häuserin erzählte sie den wesentlichen Inhalt des Gesprächs, auch die Alte hatte keine Lust, den Handel noch einmal aufzurühren. So gingen im Müllerhause die nächsten Verwandten kalt aneinander vorüber, als wäre nichts geschehen oder als wären sie nur Fremde, die der Zufall auf etliche Minuten zusammengeführt hatte.

Nur einer hoffte bei dem Feuer, das unter der Asche glomm, zu gewinnen; es war Ignazi. Nach der Frühmesse traf er den Alten wie zufällig; er bot eine Prise, ein Wort gab das andere; jener fühlte das menschliche Bedürfnis zu klagen und fand williges Gehör.

„Da ist leicht zu helfen," meinte der Kooperator, nachdem er wie um Erleuchtung aufwärts geblickt; „ganz leicht. Habt Ihr vielleicht irgend eine Base im Kloster?"

„Zu Gnadenzell!"

„Gnadenzell!" wiederholte der Hochwürdige langsam und zog die Stirn in senkrechte Falten. „Gnadenzell...!" plötzlich leuchtete sein Auge. — „Gnaden-

zell! ganz recht. Ich kann einen Brief vorausschicken und alles einleiten. Ihr besucht mit Gertraud die Base, das Kloster empfängt Euch mit den Armen heiliger Liebe, man lad't Eure Tochter ein, während Eures Aufenthaltes ein Stübchen neben ihr zu beziehen, damit diese den so lang entbehrten Umgang recht genieße. Eines Morgens verlaßt Ihr Gnadenzell ohne weiteren Abschied, der ja doch nur schmerzlich für beide wäre, die Oberin tröstet Gertraud und legt ihr eine Urkunde mit Eurer Unterschrift vor: daß ihr sie kraft väterlicher Autorität dem Kloster für ein Probejährchen überlassen. Sei sie auch ein ganz verdorrtes Weltkind, so wird sie nach einigen Wochen von der Süßigkeit des Klosterlebens so entzückt, daß sie nicht mehr nach dieser schnöden Welt begehrt. Bei Christinnen begreift man dies; was für Wunder der Gnade haben wir nicht schon an Judenmädchen erlebt, welche die göttliche Barmherzigkeit in die Arme frommer Nonnen geführt! Welche Gnade! Welche Wunder! Uebrigens bindet die Kirche nie und nirgends den freien Willen, gefällt es ihr nicht, kann sie jede Minute wieder austreten."

Der Alte erwiderte kein Wort. Ignazi wußte, daß er nicht umsonst gesprochen, und jener nur noch über die Art der Ausführung nachsinne. —

„Du, Gretel," rief er eines Tages, „ich wär' zu einer Wallfahrt aufgelegt."

„Die Waldrast ist nahe, gehen wir Sonntags alle vier hinauf."

„Ich brauch' Euch nicht alle, was tät' das Hauswesen derweil? Ich will mit Gertraud nach Gnadenzell!"

Die Alte schöpfte gleich Verdacht und unterdrückte deshalb jede weitere Frage, jede Bemerkung; doch warnte sie das Mädchen.

Zum Kooperator sagte der Müller gelegentlich: er möge doch auch einmal mit Gertraud von der Herrlichkeit und dem Segen des Klosters sprechen, vielleicht folge sie den feinen Worten.

Gertraud hatte sich mit Janos verständigt; die Liebenden sprachen sich alle Tage bei jenen Lärchen, deren leuchtend Gold mit dem dunkeln Hintergrund der Föhren mir, als ich die Mühle zum erstenmal sah, so sehr gefiel. Janos wollte das Mädchen bereden, mit ihm zu fliehen, auf einem Donauschiff sei Ungarn schnell erreicht und dort werde sie niemand mehr verfolgen; ein anderes Land, andere Gesetze! Sie wies den Vorschlag sanft, aber entschieden zurück; sie wolle dem Vater nicht davonlaufen, er selbst solle sie frei entlassen, wenn er sich überzeugt, daß sie unerschütterlich auf ihrem Recht bestehe, nachdem sie alle Pflichten gegen ihn erfüllt, die er beanspruchen dürfe.

Dem Alten deuchte Gertrauds Schweigen — sie war hierin seine Tochter — immer unheimlicher; daß sie ihrer Liebe auf seinen Befehl abgesagt, daran glaubte er nicht und hoffte es auch nicht. Er konnte sie nicht am Schnürchen anhängen; mochte er lauern wie er wollte, nichts führte ihn auf eine sichere Spur. Argwöhnisch schlich er umher, da huschte ein Schatten, dort störte ihn nachts ein Geräusch, er horchte durch das Fenster und glaubte flüstern zu hören; ihre Kammer lag fast vereinzelt, sein Pochen erhielt keine Antwort. Er eilte ins Freie, es raschelten Schritte durch das

dürre Laub. „Wart,“ dachte er, „du entgehst mir nicht!“

Tags darauf kam er mit einer Bleiplatte in die Küche, hieb mit der Axt ein Stück herab und zerschrotete es.

„Was hast im Sinn?“ fragte die Häuserin.

„Weißt wohl, die Füchse fressen uns die Erbsen und stehlen am Ende gar die Hühner; ich möcht' für alle Fälle einen Schuß im Rohr haben.“

Sie kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Um zehn Uhr nachts stieg der Mond. Der Müller hörte ein Geräusch auf dem Flur, vielleicht ein Mäuschen, er eilte an das Fenster; neben den Haselstauden am Ackerrain regte sich etwas, er empfand eine grimmige Freude, dem verhaßten Feind einen Denkzettel anzuhängen, töten wollte er ihn nicht, ein Schuß in den Fuß jedoch sei wohl angebracht, meinte er. Dann möge er als Krüppel im Invalidenhause verfaulen. Mit dem Kriminalgesetz hatte er die Rechnung schon fertig: er war auf die Füchse gegangen, hatte in der Staude Bewegung gespürt und, durch sein blödes Auge irregeführt, losgeknallt.

Mit diesen Vorsätzen verließ er das Haus und schlich gebückt den Zaun entlang bis auf Schußweite. Er lugte durch die Aeste, eine große Gestalt breitete die Arme — krach — — eine Feuersäule stieg auf. Der Schuß hatte getroffen, allein nicht bloß die Schrote, sondern auch der brennende Pfropf, er zündete den Strohmann an, den der Nachbar abends, um die Vögel zu scheuchen, aufgestellt hatte.

Die Leute liefen zusammen, und bald erfuhr man

von der Fuchsjagd des Alten. Der Nachbar fluchte, die Häuserin mußte eine neue Vogelscheuche zusammenflicken zum Ersatz für die verbrannte. Gertraud fragte den Vater, als er an ihr vorüberging: „Ihr war't auf der Fuchsjagd?“ Er schlug vor ihrem Blick das Auge nieder. Nun wußte sie alles!

Durch diesen verbrecherischen Anschlag hatte sich ihr Vater von ihr losgesagt, sie fühlte, daß sie sich zwar nicht gegen ihn wenden, jedoch von ihm scheiden dürfe, bis er Janos und sie, sein Unrecht erkennend, feierlich in das Elternhaus zurückrufe. Janos' freudige Mitteilung, daß sein Abschied demnächst in der Regimentskanzlei ausgefertigt werde, erwiderte sie ihrerseits damit, daß sie ihm erklärte, sie werde ihm jetzt folgen bis an das Ende der Welt. Sie sagte das mit dem Ausdruck schwermütiger Trauer; er fragte um die Ursache des plötzlichen Umschlages ihrer Gesinnung, leise seine Hand fassend, bat sie ihn mit Tränen, nicht weiter zu forschen. Die Häuserin war mit dem Plan völlig einverstanden, sie hoffte, wenn Gertraud entflohen sei, werde der Alte wieder die Macht der Liebe zu seiner Tochter fühlen, um so heftiger, da er sie durch eigene Schuld verloren, und weil zwar nicht die Berge, wohl aber die Leute immer wieder zusammenkommen, so lasse sich dann alles ausgleichen. Sie bestellte unter der Hand im Widum für Gertraud den Taufschein und lieferte Kleider sowie wertvolle Sachen an eine sichere Stätte nach Innsbruck.

Janos' Kompagnie sollte in einigen Tagen nach Kufstein verlegt werden, das paßte gut, man konnte die nahe Grenze um so sicherer überschreiten und zu

Rosenheim ein Floß besteigen. Gertraud wollte am Abend vor dem Abmarsch Stubai verlassen und in der Frühe mit dem Stellwagen nach Kufstein fahren, Janos hatte für sie bereits bei einer Bäuerin, in deren Hause er von früherer Zeit bekannt war, ein Zimmerchen bestellt.

Die Katastrophe sollte jedoch unvermutet schon am nächsten Nachmittag niederbrechen.

Der hochwürdigste Ignazi hatte den Auftrag des Müllers nicht vergessen und lang nach einer Gelegenheit gespäht, mit Gertraud allein zusammenzutreffen, umsomehr, da er wenigstens eines halbwegs günstigen Erfolges sicher zu sein glaubte.

Er lauerte gegen Abend, wo man die Gärten zu gießen pflegt, bei dem Kreuz, das auf der Straße rechts ober der Mühle steht. Kaum war Gertraud aus der Türe des Hauses, so steckte er das Brevier in das Gebüsch und schlich wie ein Iltis auf Umwegen hinunter; das Mädchen pflückte unter den Schlehdornhecken einige Veilchen, die der milde Herbst zur Unzeit hervorgelockt, da und dort war auch noch ein rotes Steinnelkchen, eine duftende Aehre von Quendel, einige kleine blaue Glöckchen. Sie schlang diese Blümlein zu einem Strauß für Janos, der sie heimlich erwartete. Ihre Stimmung war ernst aber nicht gedrückt, hie und da unterbrach sie sich wohl nachsinnend in ihrem Geschäfte, dann schwebten wieder Verse eines Tirolerliedchens leise von den Lippen:

„Je höher der Kirchturm,
Je schöner das G'läut,

Und zum Bub'n da ist's mir
Nirgends zu weit!"

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte sie Ignazi plötzlich, „das Sträußchen gehört wohl der Muttergottes?"

„Die hat einen Kranz von Georginen und Astern," erwiderte sie unbefangen.

„Nun, dann krieg' wohl etwa ich es?"

„Für so heilige Hände passen keine schlechten Blümlein!"

Er nahm eine Prise.

„Das soll wohl getrocknet mit ins Kloster," begann er neuerdings, „zur Erinnerung an das liebe Stubai?"

„Ei was! Es soll ... der Strauß soll ebensowenig im Kloster verwelken als ..."

„Liebes Kind, beherzige den Willen deines Vaters!"

„Ihr seid nicht mein Vater, mischt Euch nicht ein!"

„Nichts für ungut, nichts für ungut, Trautel, du ahnst nicht, wie glücklich die Auserwählten Gottes sind. Denk' nur an die feine Kost in den Klöstern!"

„Zu essen krieg' ich überall, wenn ich arbeite."

„Ich weiß es schon, Trautel, dich hält die Liebe in der schnöden Welt!"

„Und wenn es so wäre?"

„Die Liebe findest du ja auch im Kloster, oder meinst du, der Herr sorge nicht für die Seinen?"

„Nu, man wird doch bei den Ursulinerinnen nicht mit den Wiegenbändern zur Messe läuten?" fragte sie spöttisch.

„Das nicht! Gott hält von den Seinigen jedes Unheil fern."

„Von den Seinigen! Dazu gehören wohl außer den Klosterfrauen auch noch andere Leute?"

„Liebe Trautel, verständest du die heilige Schrift genau . . ."

Sie kehrte ihm den Rücken und bückte sich zu einer Blume.

„Kennst du," begann er nach einer Pause, während der sie ihn völlig unbeachtet ließ, mit leiserer Stimme, „kennst du den Bibelspruch: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Als Nonne bist du geweiht, und dann sind die Geweihten deine Nächsten."

Gertraud lachte hell auf, ihr fielen der wilde Pfaff und die Klosterfrauen hinten auf dem Gletscher ein.

Er faßte sie zärtlich bei der Hand: „Dann heißt es in der heiligen Schrift: Ohne die Werke ist die Liebe tot! Merk' dir das: ohne die Werke!"

„Das steht ja auch im Katechismus, meint Ihr nicht das Beten, Fasten und Almosengeben?"

„Das sind gute Werke, aber nicht die Werke der Liebe!"

„Und die wären?" fragte sie stutzend.

„Es heißt in der heiligen Schrift: Er küßte mich mit dem Kuß seines Mundes!" dabei legte er den Arm um ihre Hüfte und spitzte das Maul, wie ein Ferkel, das nach Kartoffeln schnüffelt.

Sie stieß ihn zornig zurück.

Schnell faltete er die Hände und lispelte sanft: „Omnia ad majorem Dei gloriam!"

„Was ist's mit Majors Gloria?" rief plötzlich eine rauhe Stimme. Janos trat aus dem Gebüsch und legte mit funkelndem Auge dem Priester die Finger auf die

Schulter, daß er zusammenknickte wie ein Taschenmesser. „Was ist's," rief Janos stärker und schüttelte ihn heftig, „was ist's mit des Majors Gloria? Du Zwetschgenklaubauf willst mir übern Zaun grasen! In Ungarn hätt' ich dich gewamst, daß du für ein Gulyas zu schlecht wärst."

„Omnia ad majorem Dei gloriam!" stotterte Ignazi, „ich hab' das Mädchen nur prüfen wollen, ob es keusch genug sei für eine Braut des Himmels."

Janos gab ihm einen Stoß: „Fahr' ab, und wagst du dich noch einmal an Gertraud, dann schau zu!"

Ignazi enteilte, nach zehn Schritten wandte er sich um: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Janos hatte sich mit Gertraud zusammenbestellt. Als sie, vom Priester aufgehalten, nicht kam, näherte er sich durch die Stauden dem Hause und war Zeuge von der verfänglichen Wendung des Gespräches. Leicht errötend bot sie ihm den Strauß, er steckte ihn nicht an die Brust, sondern wie ein Siegeszeichen auf die blaue Mütze. Während die Liebenden Pläne entwarfen, sprang Ignazi zur Mühle und rief den Müller: „Weh dir, weh euch! Gertraud mit dem Korporal dort in jenem Gebüsch . . . Sodoma und Gomorrha! über das Werk des Fleisches!"

Der Alte lief, so schnell ihn die gichtischen Beine trugen, zu den Stauden, er traf Janos und Gertraud im Gespräch. Wütend faßte er Gertraud rückwärts bei den Zöpfen, riß sie nieder und wollte sie durch die Dornen nach Hause schleppen. Der Korporal packte ihn rasch bei den Armen, er mochte sich winden und anstrengen, wie er wollte, er war festgeklemmt wie in

einem Schraubstock. Gertraud war aufgestanden, um sich zwischen die Männer zu werfen. Janos schob sie beiseite und ließ den Greis frei. Sie standen Aug' in Auge, von den Lippen des Alten träufelte blutiger Schaum.

„Dank' Gott, daß du ihr Vater bist," begann der Korporal. „Noch einmal treten wir uns gegenüber, noch einmal biete ich dir die Hand! Haben wir an dir gefehlt, so wollen wir dich kriechend um Verzeihung bitten, wir wollen dich umarmen als unsern lieben Vater, aber auch du denke an Recht und Billigkeit!"

„Fluch über euch!" brüllte der Alte. „Sie will deine Gesellin sein, sei sie es denn auf Erden und dann in der Hölle! Von der Heimat bist du ausgestoßen, fort auf die Straße, Dirne! Sei verflucht für jetzt und in Ewigkeit!"

Der Greis wankte dem Hause zu.

„Für den Fluch der Ungerechtigkeit hat Gott kein Ohr!" rief Janos, dann faßte er Gertraud, die sich erblassend auf einen Stein stützte: „Deine Mutter ist im Himmel, dort ist auch dein Vater, auf dieser Welt bin ich dein Mann, deine Stütze."

Er führte sie fort.

Als die Tür krachte, die der Müller hinter sich zuwarf, fuhr Gertraud heftig zusammen.

„Mein Haus ist jetzt dein Haus!" flüsterte Janos und drückte sie innig an die Brust.

*

Es galt, schnell zu handeln. Janos führte Gertraud sogleich nach Absam, einem Wallfahrtsorte, wo es

nicht auffiel, wenn eine Fremde einen Tag blieb und übernachtete. Die Zeit genügte, um sie, unterstützt von der Häuserin, mit den nötigen Kleidern zu versehen, so manches war bereits vorausgeschickt. Die Kompagnie war indes nach Kufstein marschiert, dort erwartete Janos Gertraud. Weil ihre Papiere in Ordnung waren, und sie bereits die Mündigkeit erreicht hatte, auch kein verbotener Verwandschaftsgrad vorauszusetzen war, erhielten sie Dispens, so daß sie der Feldkaplan nach einmaligem Aufgebote trauen durfte. Die Hochzeit wurde selbstverständlich in der Stille gefeiert, obwohl die Kompagnie, welche den Korporal hochachtete, gern ein offenes Fest gehalten hätte. Galt es doch auch seinem Abschied, der ihm in der anerkennendsten Form erteilt wurde. Die wackern Soldaten ließen sich jedoch nicht hindern, zu einem Ehrengeschenk beizusteuern, und so überreichte der Feldwebel dem Paar, als es zu Schiffe stieg, einen silbernen Becher als Andenken.

„Viel Glück! Lebt wohl!" riefen noch die Soldaten von der Brücke hinab, als die Schiffer die Seile lösten und die Ruder ergriffen.

Immer herrlicher und größer wurde der Strom, andere gesellten sich zu ihm, Dörfer und Städte tauchten am Gestade auf, die endlose Ebene dehnte sich vor ihnen, in blauer Ferne verschwanden die letzten Berge Tirols.

Gertraud setzte sich an Bord des Schiffes, verhüllte das Gesicht und weinte bitterlich.

Mögen sie gute Sterne geleiten, wir überlassen sie vorläufig dem Schicksale.

*

In der Mühle wurde wenig gesprochen, Vroni trauerte im stillen, sie wagte jedoch dem Vater gegenüber nicht zu reden; wie bald trocknen die Tränen eines Kindes! Die Haushälterin berührte den Vorfall mit keiner Silbe: „Er soll beizen in seinem Elend wie ein Rettich im Salz, bis die Zähren von ihm rinnen!" so dachte sie und mied es absichtlich, auf den Gegenstand zurückzukommen, so oft auch der Alte Gelegenheit bot. Größerer Aufruhr, als scheinbar im Hause, war im Dorf; der Müller wies jedoch unberufene Neugier, die seiner verschlossenen Art ohnedem widerlich war, scharf und kurz ab: „Gertraud war majorenn, sie konnte daher ihren Weg selbst wählen, das andere geht niemand an!"

Es ging freilich niemand an, ihm aber ging es von Tag zu Tag tiefer zu Herzen.

Die Vermutungen der Nachbarn erschöpften sich endlich, die üble Nachrede begann zu schweigen, die Stimme seines Gewissens wurde jedoch immer lauter, vergebens suchte er sie zu beschwichtigen. Die er sonst mit Hohn und Spott von sich gejagt, die bösen Geister wollten ihn nicht meiden, besonders lang dehnten sich die schlaflosen Nächte, deren Minuten er nach den Perlen des Rosenkranzes abzählte. Entschlummerte er, so kam es ihm wohl vor, Gertraud sei in ihrer Kammer, — so lebhaft, daß er aufsprang und an die Türe eilte, zu horchen. Ein Mäuschen pfiff, als wollte es ihn spotten, er schlich wieder auf den Socken zurück. Man raunte sich in die Ohren, er habe hie und da Erscheinungen, besonders in gewissen Nächten, wohl nur Träume .... einmal sah er die Tochter, vorwurfsvoll schaute

sie ihn an, er fuhr auf und brach in lauten Jammer aus.

So oft eine fremde Stimme an der Haustüre sprach, glaubte er, es sei ein Bote von ihr, einmal kam einer aus dem Widum und stellte ihm die Abschrift ihres Trauscheins zu, im Auftrag des bischöflichen Ordinariats. Es war ein Tropfen der Labung, so bitter er Janos haßte, fast empfand er gegen ihn jetzt ein Gefühl der Dankbarkeit, daß er Gertraud nicht in Schande und Elend gestoßen, er vergaß sich und gab dem Meßner einen — — Guldenzettel Trinkgeld. Tags darauf klopfte es wieder an seiner Stubentüre. Jonas trat ein und kündete ihm kurz, wie es der Brauch, den Dienst.

„So verläßt mich eines nach dem andern!" seufzte er.

Jonas begriff diese Aeußerung gar nicht; Dienstverhältnisse werden ja leicht geschlossen und ebenso gelöst. Indes hielt der Alte an sich und zahlte ihm den kargen Lohn.

Wir haben bisher den wackern Jonas nicht vergessen, sondern ihn nur, weil er sich selbst in den Hintergrund stellte, dort gelassen. Seit jenem Gespräch mit Gertraud kam er nur noch zum Essen in die Stube, kein Mensch ahnte, was vorgefallen; noch einmal davon zu reden, verbot ihm männliches Ehrgefühl. Er sah alles, was geschah; eingreifen konnte er nicht. Daher blieb er von der Szene weg; bedurfte Gertraud seiner, so brauchte sie ja nur zu rufen und er reichte ihr die treue, starke Hand. Auch sie gedachte seiner mit jener

Achtung, die ein solcher Mensch jedem unverdorbenen Weib einflößt.

Und es klopfte wieder — leise — leise.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ Ignazi trat ein, die Stirn des Alten runzelte sich.

„Wie geht's, Vater,“ begann jener, „wie geht's? Wir wissen alles und danken Gott; wen er lieb hat, den prüft er!“

„Wär' schon recht,“ murrte der Müller, „ich hab' jedoch unserm Herrn stets das Seine gegeben, keine Messe versäumt, keinen Fasttag mit Fleisch verunehrt und überdies manchen Opferkreuzer in den Beutel geworfen. Da sollt' er auch Einsicht haben und endlich die Sache zum guten wenden.“

„Vielleicht will er Euch nur belehren und dadurch, daß er Euch durch die erste Tochter solche Schmerzen bereitet, die zweite retten. Laßt Euch raten, Vater, und folgt mir, denn wer die Kirche hört, hört mich, heißt es in der heiligen Schrift. Also hört die Kirche, die aus meinem Munde redet und die Mutterarme voll heiliger Liebe öffnet, um sie schirmend über ein unschuldiges Lamm zu breiten. Eure Vroni ist jetzt sechzehn Jahre alt, die gefährlichste Zeit für eine aufblühende Jungfrau, wo Satan besonders gern die Falle stellt. Die gefährlichste Zeit! Wie wär' es, wenn Ihr sie in ein Institut schicktet? Es gibt herrliche Anstalten, Nonnen, gleich Engeln rein und selig, erziehen Eure Vroni, und Ihr sollt Freuden erleben, Freuden, die Euch alles Leid ersetzen.“

„Und was tät das kosten?“

„Für Euch recht wenig, recht wenig! Ihr könntet

das Geldchen sogar abdienen, wenn Ihr für solche selige Frauen das Mehl mahlen wolltet. Recht wenig, sag' ich Euch, recht wenig!"

Im verdüsterten Geist des Alten war bereits Argwohn gegen den Hochwürdigen, an dessen Verkehr sich ohnedem so bittere Erfahrungen knüpften, erwacht. Mit lauerndem Blick fragte er: „Und was soll dann aus mir werden?"

„Aus Euch? Als ob ich nicht schon gesagt hätte, daß ich eine fromme Schwester senden kann, die Euch pflegt, wie ihren Augapfel!"

„So, so, so," erwiderte der Alte, „die wird es aber auch nicht umsonst tun?"

„Die fordert nichts, als Gotteslohn. Ihr aber könnt der Kirche danken, die auf Euern Scheitel eine solche Fülle von Gnaden gießt, indem Ihr derselben das gebt, was doch nicht Euch gehört, sondern Eurer Feindin — —"

Der Müller zog die Unterlippe ein.

„Eure Tochter, ja! Die findet den Weg des Heiles, von dem sie abgeirrt ist, leichter, wenn sie nicht die Last irdischer Güter schleppt. Wie gut meint es der liebe Gott mit Euch! Sie hat sich geweigert, sich für Euch und ihr eigenes Seelenheil dem Himmel zu opfern, tretet ihr mütterliches Erbe an die Kirche ab, und für dieses schnöde Gold gewinnt Ihr in irgend einem Orden eine Stellvertreterin, deren sämtliche gute Werke Euch gehören. Reichen sie nicht aus, so hat die Kirche ja den Schlüssel zu einem Wunderbrunnen, daß Ihr rein wie ein neugetauftes Kind von Stund' auf gegen Himmel fliegt!"

„Das mütterliche Erbe!" sprach der Müller, „ist bei Gericht verbrieft und verfestet. Ihr scheint ob den himmlischen Dingen die irdischen zu vergessen, sonst wüßtet Ihr, daß da nichts mehr frei wird, nicht einmal auf Todesfall!"

„Gebt mir die Urkunde," rief der Kooperator und steckte gierig die langen Finger aus, „gebt sie mir! Zu Innsbruck ist ein Rechtskundiger, der treu zur Kirche hält, ein Rechtskundiger von tiefem Studium, von tiefer Gelehrsamkeit, der wird die Sache gegen jeden Advokaten des Teufels durchfechten. In Oesterreich gilt die Kirche noch etwas, ja wohl! darum wird Gott Oesterreich segnen! Gebt mir die Urkunde, und Euere Seele ist gerettet!"

Trotz seiner Bigotterie durchschaute der Müller jetzt den Kooperator, wilder Ingrimm kochte in seiner Brust, er hätte ihn am liebsten bei der Kehle gefaßt und an die Wand gedrückt, allein er besann sich auf die sieben Weihen, und wer die hat, gilt in den Augen der Bauern als gefeit, wie ein Zauberer.

Er bezwang sich.

„Hochwürdiger," stotterte er unwillig, „die Sache bedarf allseitiger Ueberlegung. Meine Tochter bleibt meine Tochter, ich fürchte, ich habe mich an ihr schon versündigt und will mich nicht noch mehr versündigen. Morgen geh' ich zum Pater Benizi nach Innsbruck und stelle dem die Entscheidung anheim."

Der Kooperator war sichtlich betroffen, was dem Müller, der ihn lauernd von der Seite ansah, nicht entging und seinen Argwohn steigerte. Ignazi überlegte, ob er den alten Pater als einen Josefiner bezeich-

nen sollte, der in seiner Art recht fromm sei, aber die päpstliche Vollmacht der neuen Geistlichen nicht besitze, oder ob er sich bis auf weiteres ein Plätzchen neben ihm erobern könne, wenn er ihn über die Maßen lobe und preise.

Er war noch nicht mit sich im reinen, als der Müller heuchlerisch die Hände gefaltet, seine Gedanken unterbrach: „Das Reden greift mich an," — er hüstelte dabei — „nicht wahr, Hochwürdiger, Sie kommen auch, wenn ich um Ihren Beirat bitte?"

„Freilich, freilich!" erwiderte dieser bittersüß, „obgleich der Benizi für sich gescheit genug ist. Laßt es mir nur sagen, doch jetzt — — gelobt sei Jesus Christus!"

Er schlich zur Türe hinaus.

Benizi, der Freund Andreas Hofers, dessen Tod er in einem Trauerspiel verherrlichte, war seinerzeit ein berühmter Geistlicher, der als Professor der Philosophie manchen Ungläubigen bekehrte und die härtesten Sünder zu erweichen wußte. Auch den tapferen Obrist Ditfurt, dessen Denkstein jetzt aus dem alten Friedhof in das Museum übertragen wurde. Dieser fiel am 12. April 1809 von einer Stutzenkugel getroffen tödlich verwundet in der Neustadt. Man trug ihn in das Spital. Fluchend und schimpfend verjagte er alle Priester. Da holte man den Benizi. Dieser trat an das Bett und sagte ruhig: „Herr Obrist, der Schritt in die Ewigkeit, den Sie heute noch machen müssen, ist wichtig, denn er entscheidet für die ganze Ewigkeit. Sie haben als Christ gelebt und werden als solcher sterben wollen. Ich bin da, um Ihnen zu dieser wichtigen Reise

meine Dienste anzubieten.“ Da wurde der Verwundete weich und fügte sich. Benizi starb hochverehrt; in der Jesuitenkirche wurde ihm ein Marmordenkmal gesetzt. Wenden wir uns wieder zum Kranken. Benizi kannte die Ränke des Kooperators schon längst und hatte sie, wo es immer tunlich gekreuzt, ohne ihn bloßzustellen, weil er das Ansehen des Klerus, den er selbst auf so würdige Weise vertrat, nicht schädigen wollte.

Mit schlichtem, einfachen Wort löste er jetzt die Verwirrung des Alten und beruhigte ihn wenigstens teilweise, indem er ihm Vertrauen zu Gott empfahl, der Unheil zum besten wende auch dort, wo der Mensch jeden Pfad verloren habe. Für den Notfall wies er ihn an den Pater Salesi, einen schlichten Mann, welcher Art und Bedürfnis der Bauern kannte, ihnen hier und da mit der Bodenbürste derb den Kopf wusch, wegen seiner wohlwollenden Gesinnung und uneigennützigen Tätigkeit jedoch sehr beliebt war.

Bald ersetzte dieser in der Mühle den gleisnerischen Ignazi, der sich seitdem nicht mehr blicken ließ und schon nach etlichen Monaten zu einer höheren Stelle berufen wurde, wo er wohl in seiner Weise für die Ehre Gottes zu wirken fortfuhr, bis ihn der strenge Bischof beim Kollar erwischte und in eine geistliche Strafanstalt für etliche Jahre einnähen ließ. Omnia ad majorem Dei gloriam!

Zu Vallrup ging wieder alles im gewohnten Geleise, die Jahreszeiten wechselten und mit ihnen die Geschäfte: säen und ernten und aus der Ernte schönen Gewinn ziehen, so wurde die Zeit voll, bis ein neuer Abschnitt begann.

Der Bauer kümmert sich wenig um jene Poesie, die wie der Klang der Sphären den Wechsel von Tag und Monat begleitet, ihm liefert die Natur nur Rohstoff für seine Zwecke, und jenes Gebirg, dessen Majestät der Fremdling bewundert, ist ihm ein wüster Steinhaufen, den Gottes Zorn hingestreut hat. Nur die Liebe macht ihn zum Dichter, und dabei ist er meistens ebenso realistisch, wie in der Auswahl der Leibgerichte, seinem Idealismus genügt die Muttergottes. Die Schnadahüpfeln, höchstens lyrische Motive, kaum jedoch Lieder zu nennen, sind manchmal zart und neckisch, warm und innig, meistens jedoch derb und zotig, roh und gemein, daß man in den Salons, wo man „G'satzeln" zur modischen Zither liebt, vor Schrecken erstarren würde. Einen solchen Vers singend, trat eines Abends Rochus vor die Mühle.

„Du kannst dir auch die Stimme mit Schweinefett schmieren, sonst weckst du die Hähne noch vor Mitternacht!" rief die Häuserin in das Dunkel hinaus.

„So bist du da?" schrie Rochus zurück, ich hab' gemeint, du seist auf dem Besen durch den Kamin aus, weil heut Pfinztag ist. Gesungen hab' ich fürs Vronele und nicht für dich, machst mir aber das Fenster auf und laßt mich hinein, dann darfst Likör mittrinken und ein Trumm Torte abbeißen."

Ein tüchtiger Platsch Wasser kühlte den Zudringlichen, daß er fluchend davon lief.

Die Häuserin machte das Fenster zu. Vroni hatte, versunken in den Schlaf der Jugend, von der ganzen Szene nichts gehört.

Bei der Flucht Gertrauds noch fast ein Kind, war

sie jetzt zur Jungfrau aufgeblüht, ein dralles Bauerndiendl mit Augen wie Schwarzkirschen, stets geneigt zu einer kleinen Schelmerei, aber dabei voll Herzensgüte, besonders gegen den Alten. Dieser schrumpfte von Tag zu Tag mehr zusammen, Furcht erregte er auch bei solchen, die seine schlimme Vorgeschichte kennend, ihn zu allem fähig hielten, keine mehr und der Haß derer, die er gekränkt, mochte sich wohl in Mitleid wandeln, sahen sie ihn zitternd einen Platz suchen, um in der Sonne zu rasten. Ein leichtes Lächeln spielte, wie ein verlorener Sonnenstrahl auf einem Gletscher, über sein ledernes Gesicht, wenn Vroni sich neben ihn setzte, die langen Nadeln in der Hand, ihm eine Wolljacke zu stricken. Sie bat ihn oft, ihr von alten Zeiten zu erzählen, vom Sandwirt, mit dem er in der holzgetäfelten Stube beim Domanig am Schönberg Krapfen aus einer Schüssel gegessen, oder von sich selber, wie er in der Leutasch 1805 die blauen Franzosen niedergebrannt, welche die Revolution als Muttergottes anbeteten und den scheußlichen Voltaire als Gottes Sohn verehrten.

Der Alte wurde hie und da geschwätzig, dann schüttelte er wieder das kahle Haupt, murmelte vor sich hin und wies Vroni unfreundlich zurück.

„Es ist nicht gut, viel von alten Tagen zu reden, denk' du an das, was vor dir liegt und forsche nicht, was geschehen ist!"

Rochus, der bei Gertraud abgeschlüpft war, wollte sich Vroni, die nach der Flucht ihrer Schwester ein noch größeres Vermögen zu erwarten hatte, nicht entgehen lassen und machte sich daher zeitlich daran, sie zu erobern. Er war jedoch alt geworden an Leib und Seele,

wenn er überhaupt je jung gewesen; die Habsucht, die weder sich noch andern was vergönnt, trocknet den Menschen bald aus und verwandelt ihn in ein Einmaleins, vor dem der frischen Jugend graut, und sei es auch in Gold gedruckt.

Vroni lachte ihn aus, wenn er von Liebe sprach, und als er sie frischweg einlud, als Bäuerin auf den Ferstlhof zu ziehen, war sie unartig genug, den Daumen an ihr spitzes Näschen zu setzen und eine Fratze zu reißen, die er nicht mißverstehen konnte.

Er beschloß es beim Alten zu versuchen. Als dieser einmal Sonntags vor der Türe saß, nahm er neben ihm Platz, zog aus der schwarzen Jacke von Manchester, die mit Seidenschnüren verziert war, eine Flasche Wein und lud ihn ein. zu kosten, das wärme besser, als die Sonne im Herbst.

Der ließ sich nicht zweimal laden und lobte den Trunk, den er nicht zahlen durfte, über die Maßen.

„Ich hab' die Halbe im Spiel gewonnen!"

„Da kann man aber auch verlieren!"

„Ich kenn' den Vorteil beim Zwicken" — er drückte blinzelnd das linke Auge zu — „da schlägt's fast immer ein!"

„Bis dir der Teufel über die Achsel in die Karten schaut."

„So hast vor zehn Jahren nicht geredt. Wo ist denn das Vronele? Sollt' ein Gläslein bringen und Gesundheit trinken!"

„Die laß nur bei der Häuserin, die ist dir nicht grün!"

„Aber ich hab' sie gern. Du hättest mir die Ger=

traud geben, wenn — — — doch rühren wir das nicht mehr auf. Vronele ist ein Schatz zum Fressen, warum sollte sie nicht meine Bäuerin werden?"

„Ich hab' dir schon gesagt, sie mag dich nicht!"

„Für was bist du denn ihr Vater, wenn du nicht kommandierst?"

„Nein, nein," erwiderte der Alte scheu, „die Mädeln haben ihre eigenen Köpfe und ich möcht' nicht noch einmal erleben, was ich erlebt."

„Nun so laß sie in Goldflinserln fassen und stell' sie auf den Altar neben die heilige Notburg, daß sie dir nicht auch ein Soldat stiehlt!"

Er sprang unwillig auf, steckte die noch halbvolle Flasche rasch ein und ging ohne ein Wort davon. —

Da war der Fallsoner Franzl ein anderer Bue. Er wußte jedes lustige Liedl und galt es, die erste Alpenrose zu pflücken, so trug sie gewiß Vroni Sonntags am Mieder. Hatte er mit ihr gelallt und getrallt, daß ihr die Augen übergingen vor Lachen, dann war er aber auch wieder fest bei der Arbeit und ließ sich nicht schelten. Wegen seines rötlichen Haares hieß er der Fallsoner Fuchs. „Rote Haare, falsches Herz!" Dieses Sprichwort traf jedoch bei ihm nicht zu, er war der beste Bursch von der Welt, ohne Arglist und Verstellung, gefällig bis zum Selbstvergessen — fürs Vronele wär' er durchs Feuer gerannt, natürlich, sie war ja seine Schulkameradin!

Bei dem roten Feldkreuz mit dem blutrünstigen Christus, wo sich der Weg nach Fallson abzweigt, Franzls Heimat, wartete immer eines auf das andere. In einem Täschchen trugen sie das Neunerbrot, sie

setzten sich auf den Betschemel, lösten die Schnur und legten die Leckerbissen, Aepfel, gedörrte Zwetschen und Birnzelten, die ihnen Mutter und Häuserin eingesteckt, der Reihe nach hin.

Nun wurde geteilt, jedes nahm die Hälfte vom andern, es galt strenges Recht, denn keines wollte leiden, daß es mehr bekomme, jedes Stücklein wurde auf Gewicht und Größe geprüft. Hier tröstete Vroni nach der Schule den Franzl, wenn er wegen einer Rauperei Tatzen gekriegt. Neben dem Kreuz stand eine schöne Eberesche, im Herbste reizten sie die prächtig roten Träubchen, Franzl stieg hinauf und warf herunter, Vroni faßte die Beeren an eine Schnur und wand Armringe und Halsband. Wie schön das war! Da schlug es neun, sie hatten eine Stunde verpaßt und liefen nun voll Angst in die Schule. Der Lehrer hielt ein strenges Gericht, er zog den Stock hinter der Tafel hervor, und jedem wurde sein Teil auf die flache Hand gemessen. Weinend liefen sie nach der Schule zum Kreuz, kauerten auf dem Schemel nieder, bliesen gegenseitig in die roten Händchen und guckten sich wehmütig an, bis sie endlich hell auflachend des Schmerzes vergaßen und allerlei Mutwillen trieben.

So verstanden sich Fallsoners Fuchs und Neuners Schwarze trefflich unter einander und nahmen die Freundschaft aus der Schule in das Leben.

Als sie größer geworden, sahen sie sich freilich nicht mehr so oft wie früher, sie konnten die Erdbeeren am Rain nicht mehr miteinander pflücken und zanken, wer mehr und schönere habe, dafür brachte ihr aber Franzl den Hut voll bis zum Gupf und sie behielt ihm manche

gelbe Kaiserbirne weich wie Butter, die er dann mit Behagen verzehrte.

Auch der Müller sah ihn, soviel er außer Vroni jemand lieben konnte, nicht ungern, schon der Tochter wegen, weil er dieser, wie ihm selber, manchen kleinen Dienst erwies. Uebrigens steckte ihr Verhältnis noch in den Kinderschuhen, denen sie selbst längst entwachsen waren; für Franzl war Vroni noch immer das „Schwarzele" und für Vroni Franzl das „Füchsl" von der Schule her.

Im Frühjahr zog er als Senner auf die Alm, dort nach Kaserstatt, das sich unter dem Burgschrofen so breit und grün der warmen Sonne gegenüberlegt. Sie konnte von ihrer Kammer aus den Platz recht gut sehen und dachte oft: „Was tut etwa der Franzl?"

Sonntags stand er richtig vor der Türe, frisch und heiter wie der Strauß, den er ihr mitgebracht, und sie liefen lachend und scherzend zur Kirche. War da nun das Hochamt vorüber, so kehrte er in der Stube ein bis Mittag; warf er die Lodenjoppe über den Rücken, da steckte immer Obst, Kuchen oder sonst ein süßes Andenken in den Taschen.

Im Herbst schützte Vroni Astern, Georginen und Windling vor dem Reif, soviel sie brauchte, um für Franzls Lieblingskuh einen Kranz zu flechten. Das war aber auch ein schönes Tier, schwarz wie Kohlen, mit junonischem Auge, um Homers Vergleich umzukehren, und einer rautenförmigen Blässe auf der Stirne. Der Kranz wurde um die Hörner geschlungen. Dann leckte das Tier Salz aus Vronis Hand und ließ sich muhend streicheln, bis es ein Klatsch auf den breiten

Rücken vorwärts trieb. Für Vroni brachte Franzl stets eine große Düte Almnüsseln, so heißt ein fettes Gebäck aus Butter, Rahm und feinem Semmelmehl.

Es wird ein Teig geknetet, in Kügelchen geballt und diese braun herausgebacken. Wie das Melchermus, erfordern auch die Almnüsseln geschickte Bereitung; unserm Franz gebührte der Preis und er bildete sich viel darauf ein.

So kam der Frühling, wo Rochus seine vergebliche Bewerbung unternahm. Er hielt den Fallsoner Fuchs für viel zu gering, um auf ihn Rücksicht zu nehmen oder sich um seine Anwesenheit zu bekümmern. Franz betrachtete ihn mit größtem Mißbehagen, seine Versuche bei Vroni erfüllten ihn mit dunkler Besorgnis, für die er schwerlich einen Grund, ja nur einen Ausdruck hätte finden können. Als sie jenen, wie wir erzählt, abgefertigt, war Franz seelenvergnügt wie noch nie, er lobte Vroni und fand es in der Ordnung, daß sie den Lotter tüchtig abgeschnalzt. Das lose Mädchen drehte sich auf dem Absatz herum und schnitt ihm die nämliche Grimasse. Er sprang hinzu, packte sie beim Handgelenk und hielt sie fest. Nach einigen vergeblichen Versuchen, auszureißen, wandte sie ihm das Gesicht zu, sie schauten sich in die Augen und ließen einander errötend los. Erst als sich die Häuserin zu ihnen gesellte und schalt, daß sich für einen so alten Buben und ein so altes Mädel derlei Kindereien nicht mehr schickten, löste sich ihre Befangenheit in harmloses Geplauder.

Franz traf jedoch nicht mehr den alten unbefangenen Ton, seine Besuche wurden zwar häufiger als früher, doch war er viel ernster geworden, vielleicht hatten

die Vorwürfe der Häuserin gewirkt, — oft näherte er sich der Mühle, ohne einzutreten, sah eine Weile zu Vronis Fenster empor und schlich davon, als man ihn bemerkte.

Schon wurde die Alpe grün, er sollte auffahren. Beim Abschied von dem Hause stockte ihm und Vroni hie und da das Wort, sie gingen recht einsilbig auseinander.

Nachts hörte sie hell jauchzen, sie richtete sich auf und vernahm Franzens kräftige Stimme:

„Siehst's Feuerl auf'm Berg
Dort brennen recht hell,
An mein brennende Lieb
Sollst denken dann schnell!"

Heut war er gewiß beim Wirt das Nachtlichtl, dachte sie, da hat er wohl auch die Verslein aufgeklaubt ... dann fiel ihr wieder ein, er könnte sie selbst gedichtet und an sie gerichtet haben. Es stieg ihr warm ins Gesicht.

Am nächsten Abend, als die Dämmerung der Nacht wich, konnte sie es nicht lassen, von der Ecke des Hauses nach Kaserstatt zu spähen ... es war nichts sichtbar, fast wurde sie unwillig. Nach dem Essen ging sie in die Kammer; als sie die Tür auftat, leuchtete ihr vom Berg ein Feuer entgegen: sie erschrak, als ob es im Hause brennte. Allerdings begann es zu glimmen, zu brennen.

Sie hatte sonst keine Sehnsucht nach den Alpenblumen in ihrer Wolkennähe, nun wünschte sie zu Peter und Paul, wo die Jöcher im schönsten Blütenschmucke prangen, hinaufzusteigen, sie wollte die Goldaurikeln

selbst von der steilen Wand pflücken, denn frisch dufteten sie viel feiner, den blauen Speik bewundern, wie er zwischen den zackigen Flechten aufstrebt, und die verschiedenen Arten Steinbrech, welche sich mit zierlichen Aestchen durch das feuchte Geklüft der Schrofen winden, vom Stein lösen. Der Gerichtsschreiber hatte in seinem Gärtchen aus Liebhaberei verschiedene Alpenkräuter angepflanzt, fast jeden Sonntag kam sie nachzuschauen, ob keine neue Knospe aufgebrochen. Wie glücklich mußte Franz sein, der das alles täglich vor Augen hatte und aus freier Brust über Berg und Tal hinaus jodeln konnte. Glücklich? — Da er heuer zum Schaffer auf der Alm vorgerückt, konnte er diese auch an Feiertagen der Aufsicht wegen nicht verlassen, den Buben mochte er weder Gruß noch Strauß aufgeben, weil sie ihn und Vroni schon früher oft geneckt. Der Vater hatte ein paar Kühe in Kaserstatt, der Knecht sollte hinauf, um den Almnutzen, so nennt man Butter und Käse, auszutragen. Vroni summte nun der Häuserin täglich in die Ohren, bis sich diese endlich bewegen ließ, mit ihr den Knecht zu begleiten. Franz hatte natürlich Botschaft erhalten, er mußte doch Lebensmittel in Bereitschaft halten und kochen.

War das ein Freudentag!

Er hatte die Hütte sorgfältig gescheuert, den Tisch blank gerieben und in den Krug einen großen Strauß gesteckt, auf dem Teller lagen Butterstrützchen, für die er eigens einen neuen Model geschnitzt, um ihnen allerlei Zierraten aufzudrücken, in zierlichen Bastkörbchen waren rechts blaue Heidel-, links rote Erdbeeren aufgehäuft. Von Zeit zu Zeit trat er vor die Türe, schaute

in das Tal und jodelte, daß es weithin widerhallte; endlich hörte er von fern Antwort, wie Lerchengesang drang Vronis helle Stimme empor. Er jauchzte und jauchzte wieder, immer näher die Antwort . . . endlich stand sie vor ihm auf der Isse. Sie zwitscherten und schwätzten wie die Schwalben im Frühling.

Vroni half ihm beim Kochen, bald dampfte das Melchermus, oben und unten schön braun, vor ihnen; die Häuserin stellte eine Flasche Wein dazu.

Nach dem Essen zeigte Franz Vroni alle Kostbarkeiten; er führte sie hinaus zu den Blumen, an die Schrofen, wo das Edelweiß nickte, er hob sie empor und ließ sie zuletzt auf seinen Rücken steigen, damit sie Sonntags vor den andern Mädchen mit Stolz einen selbstgepflückten Strauß an der Brust tragen könne. Dann bewunderte sie die Aussicht, er benannte ihr all die fernen Gipfel, sie freuten sich an den Häuschen, die so winzig aus der grünen Tiefe winkten, am glitzernden Bach und an tausend Kleinigkeiten, die ihnen wichtig deuchten. Auch die Sonne schien jetzt, seit Vroni auf der Alm war, schneller zu wandeln, als dort, wo Franz sie erwartete.

Die praktische Häuserin hatte indes den Milchgaden mit der aufgestockten Butter und die Käsemännchen gemustert, jede Kuh betrachtet und den Schafen den Rücken gekraut, um die Wolle zu prüfen, der Knecht stand mit der schweren Krare zur Abfahrt bereit, — sie mußten scheiden.

„Hast du mein Feuerchen immer gesehen?" fragte Franz.

„Freilich!" erwiderte das Mädchen.

„Siehst du, machen wir es in Zukunft so," sagte er treuherzig. „Du trittst mit dem Licht an dein Kammerfenster und bewegst es auf und ab, dann löschest du es aus und wünschest mir eine freundliche gute Nacht, und ich lösche das Feuer aus und wünsche dir eine gute Nacht!"

„Das kannst du ja nicht hören und ich auch nicht!" sagte sie schelmisch.

„Wir können es aber sehen."

„Du bist ein Lapp," kicherte sie, „und willst, daß man sehe, was man hören soll!"

„Nun, so wollen wir es denken!"

Sie drückten sich die Hand.

Noch am nämlichen Abend spielte das telegraphische Feuerzeichen zwischen Berg und Tal.

Es spielte, wenn sich nicht die Nebel zu tief senkten, bis in den Herbst.

Zu Michaeli warf der Nordwind Schnee auf die Berge, die Senner mußten abtreiben, auch unser Franz kehrte zurück mit der Düte voll Almnüsseln. Man traf ihn oft in der Mühle; Vronele wurde von den Gespielinnen bald wegen ihres Fuchses aufgezogen, sie nahm es eben nicht übel, ohne daß ihr Verhältnis einen Schritt weiter gerückt wäre.

Franz mußte Streu holen. Er wählte sich einige Tannen unweit der Mühle, wie erschrak Vroni, als sie ihn einmal in der Frühe wie aus den Wolken jauchzen hörte. Rasch sprang sie aus dem Bette, kleidete sich an und riß das Fenster auf. Sein rotes Haupt leuchtete aus dem Wipfel eines hohen Baumes, er schwang das Hütlein und wünschte ihr einen guten Morgen. Sie

drohte mit dem Finger. Er setzte die Arbeit fort, Zweig um Zweig fiel unter seinem Beil, dann stieg er auf eine andere Tanne, um sie zu entasten. Das Stroh wird nämlich in Tirol häufig verfüttert, der Wald muß zu seinem Schaden den Ausfall an Streu decken. Nachmittags wollte sie ihm einige Nudeln bringen. Ehe sie ihn erblickte, hörte sie ihn unter einem Baum in der warmen Sonne schnarchen. Rasch bückte sie sich und warf ihm einen Tannenzapfen an den Kopf. Er fuhr auf, rieb sich die Augen und schaute fluchend zum Baum empor, in der Meinung, ein Eichhörnchen sei droben. Da er keines sah, legte er sich auf das andere Ohr und schlief wieder. Ein zweiter Zapfen traf ihn so empfindlich, daß er in die Höhe sprang. Vroni hüpfte aus einer Staude und lief lachend davon. Er nach, bald hatte er sie eingeholt, schlang den Arm um ihren Leib und drückte der sich Sträubenden einen Kuß auf die Wange. Sie riß sich scheltend los, enteilte und rief schmollend zurück: „Weil du von deinen sauberen Kameraden alle Unform gelernt hast, so komm mir nicht mehr nahe!" Dann rieb sie die Wange und ging ohne umzuschauen heim. Franz erschrak, er bereute seine Keckheit und wagte sich einige Tage gar nicht mehr in die Nähe der Mühle.

Vor Allerheiligen brach ein heftiger Südsturm los, der Schnee schmolz und Ströme lauen Regens rauschten nieder. Die Bäche schwollen in Wut, die Ruez ergoß ihre braunen Fluten über die Wiesen und warf bereits den Gischt auf den Steg von Mieders nach Telfes. Endlich klärte sich der Himmel. Franz lauerte in der Nähe der Mühle, lang vergebens! Nachmittags öffnete

sich die Türe, Vroni trat heraus, sie trug eine große Eierbretze, die sie einem Patenkind bringen wollte.

Nachdem sie eine Weile nach allen Richtungen ausgeschaut, als ob sie jemand erwarte, stieg sie auf den schmalen Pfad nieder.

Franz begrüßte sie: „Darf ich dich etwa begleiten?"

„Wenn du dich anständig benimmst!" erwiderte sie lächelnd.

Er wollte an ihre Seite treten, sie machte eine abwehrende Bewegung und rief: „Drei Schritt von meinem Leib!"

So oft er sich ihr nähern wollte, wiederholte sie es, so daß er nebenher durch den nassen Anger laufen mußte.

Sie waren am Steg. Franz sagte: „Jetzt mußt du mich doch an deine grüne Seite lassen, geh', sei gescheit und häng' dich ein!"

„Drei Schritt von meinem Leib!" rief sie scherzend und tänzelte, das Gesicht gegen ihn gewandt, rückwärts.

Er schrie, als sie sich dem Wasser näherte, vor Angst laut auf, sie erschrak, glitschte aus und stürzte in die tobenden Wellen.

Ohne sich zu besinnen, sprang er nach, es gelang ihm, sie zu erreichen und an das Ufer zu bringen. Beide waren wie in Schokolade gebadet, er schüttelte sich und wollte sie auf einen Stein setzen, ohnmächtig sank sie ins Gras.

„Du lieber Gott!" jammerte er, „wenn sie nur nicht stirbt!" Langsam legte er sie über die Achsel und trug sie zur Mühle. Ein leiser Hauch berührte seine Wange, sie begann wieder zu atmen.

„Das Vronele ist ins Wasser gefallen!“ rief er.

Der Müller stand zuerst wie versteinert, dann stürzte er über Vroni, die Franz auf die Bank gelegt hatte. Die Häuserin rannte mit einem Büschel aromatischer Kräuter aus der Türe, um sie vor ihrem Gesicht anzuzünden.

„Was treibt Ihr denn?“ unterbrach sie Franz abwehrend, „sie atmet noch, erstickt sie nicht mit Euerem Rauch.“

Der Müller starrte ihn ungläubig an, da regte sich Vroni und schlug die Augen auf, sie schaute im Kreis herum, ohne jemand zu erkennen und schloß das Auge wieder.

Ein paar Tropfen Melissengeist, welche die Häuserin auf ihre Lippe träufelte, erweckten sie wieder.

Franz stand vor ihr, über ihre Züge glitt jenes unbeschreibliche Lächeln seligen Verständnisses, der schönste Strahl aus dem Morgenrot des Paradieses, den ein milder Engel den Menschen gönnt.

Sie reichte ihm die Hand und sagte mit leiser Stimme: „Ich danke dir!“

„Und ich danke Gott,“ rief er feurig, „daß er mir das Glück gönnte, dich zu retten!“

Sie konnte sich langsam aufrichten; unterstützt vom Vater und der Häuserin wankte sie durch die Türe, das Haupt gegen Franz gewandt.

Er fühlte, daß er vorläufig überflüssig sei, und ging sinnend gegen Fallson.

Als sich Vroni ganz erholt, verließ sie der Müller und stieg in seine Kammer. Dort traf ihn die Häuserin in der Ecke; die Arme bewegungslos auf den Tisch ge-

legt, schien er in traurige Gedanken versunken und sie gar nicht zu beachten.

„Du bist mir der Rechte," begann sie unwillig, „oder besser, du bist halt, der du bist, sonst tätest du dich schämen. Ohne ein Wort des Dankes läßt du Franz vor der Türe, das ist denn doch ein bißchen zu wenig!"

„Ihm danken?" begann er, „ich zahl einige Messen zur Ehre Gottes, und ist er ein rechter Christ, so zahlt er auch ein paar, daß ihm der Schutzengel aus dem Wasser geholfen. Ihm danken? Hab' ich nicht gesehen, was sie für zärtliche Blicke getauscht? Ich weiß, was nun kommen wird; er freit um sie, und ich, ich werde allein bleiben, ganz allein und verlassen." Eine Träne füllte sein Auge, er wischte sie mit dem Hemdärmel weg, stand auf und trat, der Häuserin den Rücken kehrend, ans Fenster.

„Und warum soll sie den Franz nicht heiraten?" fragte diese.

„Schau," redete er über die Achsel zurück, „ich habe das Vronele lieb und in der Ehe gibt's oft bittere Brocken zu verkiefeln. Die Männer sind manchmal grob und schlecht."

„Denkst du vielleicht daran, wie du es ihrer armen Mutter gemacht? Der Franz ist kein solcher Zoch wie du!"

„Rochus wär' mir doch lieber, er hat einen schönern Hof und mehr Geld in der Truhe."

„Und wär' er ein Dukatenmännlein, sie mag ihn nicht, das weißt du längst. Lieber trägt sie gegerbtes Leder an den Füßen, als auf dem Rücken!"

„Ach Gott, daß die Geschichte gerade jetzt ausbrechen muß!"

„Was recht ist, ist recht zu jeder Zeit. Du brauchst nicht zu sorgen. Vroni ist brav und Franz auch, sei froh, daß du eine Stütze im Alter hast!"

„Du kennst mich ja," sagte er ausweichend, „laß mich's überlegen!"

Sie kehrte an Vronis Bett zurück.

Den weiteren Verlauf kann sich der Leser bereits vorstellen. Franz warb förmlich um Vroni, der Alte sagte knurrend zu, weil ihm Gertraud warnend vor der Seele stand, doch suchte er die Heirat hinauszuschieben so lange als möglich. Endlich war der Tag angesetzt, er konnte ihn nicht mehr verlegen. Da saß er einmal in Sorgen vertieft auf seinem Bett, nebenan flackerte ein Oellämpchen. „Am Ende verläßt mich Gretl auch!" seufzte er und sann neuerdings nach. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht, er schlüpfte in die bocklederne Hose, warf ein Leinentuch über die Schultern und ergriff die Lampe. Hüstelnd stieg er zu Gretls Kammer empor. „Sitzt dem Alten wieder der Geizteufel im Genick?" dachte sie, als sie das Klappen der Schlappschuhe hörte. Leise drückte er die Klinke auf und trat, wie der Tod auf Plattners Bild im neuen Friedhof zu Innsbruck vor ihr Lager.

„Bist du verrückt, Alter?" rief sie staunend.

„Gewiß nicht! Aber es ist mir ein guter Einfall gekommen. Ich will kein Wörtlein mehr gegen die Hochzeit mit Franz sagen, aber vorher selber heiraten."

Die Häuserin drückte sich erschrocken an die Wand,

denn sie glaubte nicht anders, als er sei närrisch geworden.

„Ja, das will ich," fuhr er fort, „und zwar dich! Sonst laufst du mir auch noch durch und wen hab' ich dann? Sag ja, und die beiden Jungen mögen sich acht Tage nach unserer Hochzeit haben und kriegen sich so um vierzehn Tage früher, als es bestimmt."

Sie setzte sich auf. „Meinetwegen!" sagte sie, „wenn du's nicht anders tust. Du ersparst dann meinen Jahreslohn und das hast du wohl auch schon berechnet?"

Der Alte schwieg verlegen.

Sie fuhr fort: „Ich will dich heiraten — aus Mitleid für dich und aus Lieb' zur Vroni. Kannst beim Pfarrer alles in Ordnung bringen. Jetzt pack dich aber durchs Zimmermannsloch hinaus, es will sich doch nicht recht schicken, daß ein Witwer zu seiner ledigen Häuserin des Nachts auf die Stube schleicht."

Er wandte sich zum Gehen, trat aber noch einmal an ihr Bett: „Du weißt nicht, wie oft ich an Gertraud denke und welchen Kummer ich ihretwegen trage. Hat sie dir nie geschrieben?"

„Keine Zeile!"

„Du lieber Gott! Vielleicht steckt sie in Elend und Jammer."

„Das glaube ich nicht. Sie schreibt nicht, weil sie sich nach dem schönen Abschied, den du von ihr genommen, nicht traut; ging es ihr schlecht, so würde sie ihr mütterliches Erbe einfordern."

„Das ist wahr!" antwortete er, „du hast recht."

Er verließ die Kammer. Zum erstenmal sprach er

heute von Gertraud, obwohl diese bereits drei Jahre aus dem Hause war. Gretl wußte nun, daß ihn die Vorwürfe des Gewissens und der stumme Schmerz weich gebeizt und hoffte das Beste.

Sie heirateten, und acht Tage darauf Vroni und Franz.

Als Vroni entbinden sollte, ließ der Müller einige Messen lesen. Man legte ihm ein Knäblein, das allsogleich die Wände tapfer anschrie, in die Arme, er machte ihm ein Kreuz, daß ihm die Hexen nichts anhaben könnten und sagte nach einer Weile traurig zu Gretl: „Meinst wohl, ob die Gertraud auch so frische Buben hat?"

Das geschah im Sommer; die Tage des Alten waren gezählt. Seine Füße schwollen an, nur nach mehrmaligem Atemholen konnte er den oberen Stock des Hauses ersteigen; die Blätter am Ahornbaum neben der Mühle vergilbten und fielen ab, er mußte sich zu Bett legen. Der Arzt von Mieders besuchte ihn täglich, er wurde schwächer und schwächer, ein Fieber gesellte sich zur Engbrüstigkeit; die Lage wurde bedenklich und verschlimmerte sich, als die warme Witterung mit heftigem Schneegestöber wechselte, noch mehr. Franz holte im Einspänner den Doktor Lantschner von Innsbruck. Dieser ließ sich vom Arzt die Symptome aufzählen, untersuchte den Kranken, blieb eine Weile nachdenklich, die Hand am spitzen schwarzen Bart, stehen und wandte sich dann, die Brauen leicht emporziehend, leise an den Kollegen: „Was geben wir ihm etwa?"

Dieser zuckte die Achseln. Der Doktor ergriff ein Blatt Papier und verschrieb Moschus.

Aufmerksam und ängstlich beobachtete der Kranke jede Bewegung. „Es steht wohl schlecht mit mir?" begann er zagend.

„Gut freilich nicht," erwiderte Lantschner, „alt seid Ihr auch."

„So muß ich abkratzen?" seufzte der Müller erschrocken.

„Das sag' ich nicht; Ihr könnt noch hundert Jahre alt werden; Ihr mögt jedoch an die vier letzten Dinge denken, morgen ist ohnehin Allerheiligen, wo es der Brauch ist, zu beichten und kommunizieren; tut es auch!"

„In Gottes Namen."

Lantschner winkte der Tochter, die weinend am Fuß des Bettes stand. Sie ging mit ihm vor die Zimmertüre.

„Nehmt den Vater wohl in acht, ich möchte nicht verbürgen, daß er Mitternacht erlebt."

Er stieg in den Wagen, Franz übernahm es, den Pater Benizi zu bringen.

Indes bereitete man den Alten auf die Ankunft desselben vor, gegen Abend hörte man das Rasseln des Einspänners, bald darauf das Klingeln eines Glöckleins, über die Stubendecke glitt der Lichtschein einer Laterne: Benizi trat in Chorrock und Stola, den Kelch in der Hand ein, ihm folgte der Meßner mit den übrigen kirchlichen Gerätschaften.

Franz zündete schweigend die Wachskerzen zu beiden Seiten des Kruzifixes an. Die überflüssigen Zeugen entfernten sich, der Pater trat an das Bett des

Kranken und sprach als Einleitung zur Beichte die liturgischen Formeln.

Der Müller faltete die Hände und flüsterte lang und leise.

„Also darf ich Eurer Gertraud sagen, Ihr verzeiht ihr allen Schmerz, den sie Euch verursacht?"

„Ich verzeih' ihr, wie ich wünsche, daß sie mir verzeihe! Sie soll meine Tochter sein, gleich an Ehre und Recht wie Vroni; könnt' ich beide mit ihren Kindern hier sehen, ehe ich die Augen zumache!"

„Ihr verzeiht auch Janos und erkennt ihn als Sohn?"

Aus dem matten Auge des Kranken fuhr ein Blitz, seine Finger zuckten krampfhaft.

Der Pater wiederholte die Frage ernst und gemessen.

„Er hat mich schwer getroffen! Aber um Gottes, um Getrauds willen verzeih ich ihm — um ihrer Kinder willen!"

„So mag auch Euch der Herrgott verzeihen! Tragt Ihr sonst gegen niemand Unrecht auf dem Herzen?"

„Ich hab' ja Messen lesen und Rosenkränze beten lassen."

„Das ist gut, damit allein seid Ihr aber der Pflichten gegen den Nächsten nicht ledig. Ihr müßt den Schaden, den Ihr verursacht habt, ersetzen."

„Wie kann ich das, die letzten Jahre hab' ich niemand verletzt, aber früher! . . . mancher ist schon tot."

Er ächzte wie unter der Last schmerzlicher Erinnerungen und faltete angstvoll die Hände. „Könnt Ihr mich nicht lossprechen?"

„Zuerst mußt du dich lossprechen vom Sündensold dieser Erde. Alle zu entschädigen ist unmöglich, aber es gibt Witwen und Waisen genug, tue für die etwas."

Der Alte zerrte mit zitternden Fingern einen Beutel unter dem Kopfpolster hervor, der Priester öffnete ihn, eine Rolle Dukaten kollerte auf den Tisch.

„Wie schön das Gold glitzert!" flüsterte der Alte gierig die Hand ausstreckend, „glaubt Ihr, ich soll es opfern? Hätten das meine Töchter noch, dann wären sie die reichsten im Dorf . . . dafür wollt' ich fast ein bißchen Fegfeuer aushalten."

„Dein Geld folgt dir nicht in das Grab, wohl aber die Schuld in die Hölle. Solang du dich nicht los-sprichst vom Kot dieser Erde, kann ich dich nicht los-sprechen, und es gälte auch nicht vor Gott, wenn ich dich lospräche!"

„Freilich, freilich," sagte der Kranke, „es war ein flüchtiger Gedanke von mir, den mir der Teufel in der letzten Stunde eingeblasen hat. Nehmt das Geld für Witwen und Waisen, ich werfe es um Gotteswillen mit aufrichtigem Herzen von mir!"

Der Priester erhob segnend die Hand zur Absolu-tion. Dann steckte er die Dukaten in den Beutel und verbarg ihn in der Kapuze, wo die Mönche gewöhn-lich Dosen und andere Kleinigkeiten aufbewahren.

Der Kranke schien beruhigter.

Benizi klingelte. Der Meßner trat mit den andern ein; während er zur Kommunion ein weißes Linnen auf die Decke breitete, knieten diese rings um das Bett nieder.

Der Müller suchte sich plötzlich aufzurichten: „Jesus, Maria und Josef," stöhnte er, „helft, helft!"

Der Pater trat mit der Hostie vor ihn und fragte sanft: „Was willst du?"

„Die ganze Stube war plötzlich schwarz, Flämmlein zuckten durch das Dunkel," antwortete der Alte mit gebrochenem Laut, „— — dort — — dort — — dort."

„Der Erlöser lebt!" sprach der Priester tröstend. „Empfange den Leib des Herrn und ruhe im Schoß seiner unendlichen Barmherzigkeit."

Er legte die Hostie auf die Lippe des Sterbenden. Dieser zuckte noch einigemale; ein hohler Seufzer und er war verblichen.

Schluchzend drückte ihm Vroni die Augen zu.

Der Priester sprach die Gebete für die Toten.

Bald erzählte man im Dorfe, der Teufel habe sich über das Bett des Kranken gelegt, mit den Fledermausflügeln flatternd, daß fast die Kerzen erloschen, die Klauen ausgespannt, um die Seele abzufangen; er sei erst gewichen, als ihm Benizi, der ihn schon oft aus dem Felde geschlagen, das Kruzifix zwischen die Hörner stieß. Die Hunde sähen Geister, darum habe Mordan zu dieser Zeit so schrecklich geheult und fast die Kette abgesprengt. Ohne Teufel geht es halt bei den Bauern nicht ab; gönnen wir ihnen die gute Gesellschaft!

Nach der Beerdigung, die mit jenem bäuerlichen Prunk abgehalten wurde, den der Brauch bei der Leiche eines so reichen Grundbesitzers forderte, pochte das Gericht an die Türe, um das Inventar aufzunehmen und das Erbe zu ordnen. Weil der Verstorbene

seine Aufschreibungen pünktlich geführt hatte, so erhob sich nirgends eine Schwierigkeit, nur war der Aufenthalt Gertrauds nicht zu ermitteln, obwohl von Amts wegen an das Militärkommando und von diesem an die Behörde des Werbebezirks, welchem Janos zuständig war, geschrieben ward. Franz wurde daher zum Verwalter des Vermögens bestimmt; daß er es auf das Redlichste tat, daß er und Vroni den aufrichtigsten Wunsch hegten, Janos und Gertraud gesund eintreffen und ihren Teil antreten zu sehen, besprechen wir als selbstverständlich nicht weiter.

Die wackern Leute veranlaßten auf eigene Kosten Nachforschungen um die Verschollenen, leider umsonst!

* * *

Ein heftiges Unwetter hatte 1860 das Korn auf den Feldern Stubais in den Boden gehagelt. Franz konnte sonst den Bedarf der Mühle, wo er einen geschickten Knecht angestellt hatte, durch eigenes Erzeugnis decken, diesesmal war es unmöglich und so entschloß er sich, auf die Schranne nach Rosenheim zu fahren; Vroni, die nie über Innsbruck hinausgekommen war, begleitete ihn.

Auf dem Platze hörte sie den Racoczimarsch auf einer Drehorgel spielen. Unwillkürlich wandte Vroni das Haupt, sie erinnerte sich an Janos, der ihn auf der Maultrommel oft gespielt, — ein großer Mann mit einem Stelzfuß drehte matt und verdrossen die Kurbel, graues Haar flatterte um die knochige Stirn und die eingefallenen Wangen, auf denen die Stoppeln eines verwahrlosten Bartes starrten. Ein zerzauster

Schnauz hing über die Oberlippe. Um die mageren Glieder schlotterte ein alter Soldatenrock, oft geflickt, der Staub der Straße ließ kaum die Farbe erkennen. Sein unstetes schwarzes Auge folgte einem Knaben, der in den Hut die kargen Kreuzer sammelte, welche das Mitleid spendete.

Vroni preßte Franz krampfhaft beim Arm: „Das ist ja Janos!" flüsterte sie.

„Was dir nicht einfällt!" antwortete Franz. Der Knabe trat demütig vor sie hin, Vroni warf ihm ein Sechserl zu und fragte: „Wie heißt dein Vater?"

„Janos Szalai aus Ungarn," erwiderte der Knabe unbefangen aufschauend.

„Er ist's, er ist's!" rief Vroni und stürzte mit Franz zum Bettelmusikanten.

Dieser ließ die Kurbel fahren. „Ja, du bist's, Janos!" rief Vroni noch einmal, faßte und drückte seine schwielige Hand.

Große Tränen rollten in seinen grauen Bart.

„Ihr verachtet mich also nicht, wenn ich auch weder Haus noch Gut mehr habe?" sagte er.

„Du bist unser Schwager!" entgegnete Franz.

„Wo ist Gertraud?" fragte Vroni ängstlich.

Schon hatten sich Leute um die Gruppe gesammelt, Janos nahm die Orgel auf den Rücken, der Knabe lief voraus bis zu einer ärmlichen Schenke, wo Gertraud eben Kartoffeln sott.

Wir schweigen von der Szene eines erschütternden Wiedersehens.

„Lebt der Vater noch?" war Gertrauds erste Frage.

„Wir haben ihn vor zwei Jahren begraben, er ist

mit aller Heiligkeit versehen gottselig verschieden und hat deiner noch liebevoll gedacht."

„O, daß ich ihn mit meinen Händen aus dem Grab scharren könnte, ihn um Verzeihung zu bitten für das Leid, was ich ihm bereitet!" schluchzte Gertraud. Vroni mußte ihr alles erzählen und wieder erzählen, sie hörte mit Rührung zu und ihr Schmerz milderte sich.

Unterdessen war Franz in die Stube gegangen und hatte der Wirtin aufgetragen, zu kochen, was gut und teuer sei. Bald schäumte der Gerstensaft frisch angezapft auf dem Tisch, zu dem eine gebratene Gans einlud. Unter Freud und Leid verzehrten sie das Mittagsmahl, — mit größtem Appetit der Bube, dem kein Schmerz den Genuß des seltenen Leckerbissens störte, und der eigentlich nicht begriff, warum die großen Leute, anstatt einzuhauen, immer wieder plauderten und weinten.

Wir erzählen nun kurz die Schicksale von Gertraud und Janos.

Einige Wochen nach der Hochzeit hatten sie die kleine Mühle mit den Nußbäumen und dem Weinberge erreicht. Gertraud gewöhnte sich bald ein und wäre ganz glücklich gewesen ohne die Erinnerung an die letzten Szenen in der Heimat ... Janos' Gut war zwar nicht groß, aber es nährte die Familie, zu der sich bald ein Knäblein gesellte. Gertraud schrieb bald nach ihrer Ankunft an Gretl und legte eine Banknote bei, daß sie Vroni eine Freude mache; nach der Geburt des Knaben schrieb sie an den Vater, schilderte ihm den Enkel und ihr Mutterglück und beschwor ihn bei dem Haupte desselben, ihr zu verzeihen. Auch dieses Mal legte sie

eine Banknote bei, zu einem ähnlichen Zweck wie früher, mit der Nebenabsicht, den Alten, der auf Geld und Gut hielt, um so leichter zu gewinnen, wenn er sähe, daß sie nicht arm geheiratet. Leider wurden in Oesterreich früher viele Briefe „verloren gegangen", wenn ich so sagen darf; wie sollten Geldbriefe ohne Recepisse auf der weiten Reise von Ungarn nach Tirol Diebsfingern entschlüpfen? Vergebens harrte sie auf Antwort, sie entsagte endlich mit dem traurigen Gedanken, sie sei von der Mühle ausgestoßen und vergessen für immer.

Der Neujahrsgruß von 1859 brachte den Krieg. Ueberall wurden Truppen ausgehoben, in Ungarn nahm man auch ausgediente Leute, was begreiflicherweise große Erbitterung gegen die damalige Regierung hervorbrachte. Ich erinnere mich selbst eines alten Feldwebels, der zu Innsbruck plötzlich vor einigen spielenden Kindern stehen blieb und bitterlich weinte: Er habe auch solche Kinderchen, sagte er und gab den Buben etliche Sechser, sie möchten sich Obst kaufen und für ihn in der Kirche dort beten, daß seinen Kindern der Vater erhalten bleibe! Dann erzählte er, wie man ihn neuerdings gezwungen, den Soldatenrock anzulegen. So ging es auch Janos.

Unfähige, hochadelige Generäle führten die Armee auf die Schlachtbank, überall traf man Verstümmelte, die freilich nicht tausende von Gulden als Pension erhielten, um sie in Ruhe zu verschlingen; — Janos ist uns begegnet.

Während er im Felde war, versah Gertraud die Mühle, sie kannte die Verhältnisse zu wenig und es ging viel Geld verloren. Janos kehrte zurück, ver-

mochte aber nicht mehr viel zu leisten und gerade damals wie wohl auch heute waren fremde Arbeitskräfte in Ungarn teuer und nie zuverlässig. Mit bitterstem Kummer sahen beide, wie sich die Wirtschaft aufzehrte, sie gerieten in Schulden, ihr Hüttlein kam unter Sequester. Die Liebe flieht gern vor Armut und Elend, Janos und Gertraud fühlten sich dadurch fester verbunden und stützten einander mit rührender Gattentreue.

Da nahm Janos den letzten Rest des Geldes, kaufte die Drehorgel und beide begannen in der Fremde das Elend zu bauen. Wohl dachte Gertraud an die Heimat, wie bitter empfand sie es, wenn harte Menschen sie fortwiesen, wie viel schmerzlicher mußte es sein, wenn sie der eigene Vater von der Türe jagen und die Nachbarn höhnend mit den Fingern auf sie und Janos deuten würden.

Sie dachte an das Erbe ihrer Mutter; sollte sie ihrem Vater, dem sie so schweres Leid bereitet, die Kapitalien kündigen und ihm wieder in das Herz greifen? Sie fragte Janos. Er war mit ihr einverstanden, lieber darben, als das tun. Doch wollten sie sich Tirol nähern und vielleicht nach Innsbruck wandern, wo sie niemand mehr erkennen würde, um hier Nachrichten einzuziehen.

So duldeten Janos und Gertraud. —

Der Plan für die Zukunft war leicht entworfen. Janos und Gertraud sollten nach Ungarn zurückkehren, die Mühle versteigern, denn vielleicht ließ sich trotz der Schulden noch einiges herausschlagen, dann nach Stubai zurückkommen und dort das Erbe übernehmen.

Franz trug eine schwere Geldkatze, er zählte dem Schwager für künftige Abrechnung eine beträchtliche Summe zu. Zwei Tage blieben sie in Rosenheim beisammen, wieviel hatten sie zu erzählen! Da erfuhr Gertraud auch, daß Rochus geheiratet, seinem Weib, als sie gesegneten Leibes war, einen Fußtritt gegeben und dadurch ihren Tod im Kindbett bewirkt habe. Jonas — auch ein ehemaliger Anbeter — sei noch ledig, obwohl ihm manche wackere Mutter ein Töchterlein nicht versagen würde.

Die Geschäfte wurden verabredetermaßen abgewickelt. Die Bauern erfuhren, Janos übernehme die Mühle von Vallrup und werde deshalb die seinige in Ungarn verkaufen, Franz kehre in sein Erbgut zurück.

Noch vor dem ersten Schnee wanderte Janos und Gertraud in die Heimat. Die Orgel stifteten sie aus Dankbarkeit gegen die Mutter Gottes, weil sie ihnen ihren gnädigen Schutz verliehen, auf die Waldrast, nicht daß sie dort bleibe, sondern mit der Bedingung, daß sie ein armer Invalid, dem sonst kein Erwerb blühe, nehmen und in der Mühle noch zehn Gulden Reisegeld dazu holen dürfe. Bis jetzt hat sich noch niemand gemeldet.

Sie sollten übrigens ihr Glück nicht lang vereint genießen. Janos begann noch mehr abzumagern, die beste Nahrung stärkte ihn nicht, Doktor Lantschner erkannte die Zeichen der Schwindsucht und wagte keine günstige Diagnose zu stellen:

„Bis zum Frühling!“ sagte er ernst.

Bis zum Frühling! Janos sah mit der Ruhe des Soldaten und vielgeprüften Mannes dem Tode ent-

gegen; als die ersten Blätter grünten, begrub man ihn neben dem alten Müller.

Die Schützen von Stubai erwiesen ihm die letzte Ehre und schossen über den Sarg. Ein gußeisernes Kreuz mit goldenen Knäufen und silbernen Strahlen bezeichnet seine Ruhestätte: wer den Friedhof von Mieders besucht, wird es auf der Ostseite desselben leicht finden und mag dann, wenn er die Inschrift auf der Blechtafel gelesen, mit dem Sprengwendel Weihbrunn auf den Hügel spritzen.

*

Gertraud wird in den Verdacht der Nüchternheit geraten, wenn es sich in den nächsten Blättern darum handelt, sie mit Jonas zu verheiraten; zartfühlende Herzen mögen daher die Erzählung bis zur letzten Seite weglegen, den Schluß vermißt ja doch niemand gern.

Gertraud war Witwe. Mit echter Trauer, mit aufrichtigem Schmerz trug sie den Tod des Gatten, er blieb und bleibt für immer eingeschlossen in ihrem Herzen wie in ihr Gebet; sie wandte sich jedoch, nachdem das erste Leid überwunden, den Pflichten des Lebens mit jenem Ernst, jener Tüchtigkeit zu, welche die vorzügliche und löblichste Eigenschaft einer gesunden Natur sind.

Solang Janos auf dem Krankenbette litt, verließ sie selten das Haus, Jonas hatte sie nur von weitem oder vor der Kirche gesehen. Hatte sich auch seine Leidenschaft zu einer ruhigen Freundschaft abgeklärt, über der nur noch ein Hauch von Liebe schwebte, daß

er seiner selbst völlig gewiß war, empfand er auch nicht den mindesten Widerwillen gegen Janos, der ihn als glücklicher Nebenbuhler ausgestochen, so widerriet ihm doch ein dunkles Gefühl, Vallrup zu besuchen, ohne daß er den Vorsatz gefaßt hätte, der Müllerin auszuweichen, wenn sie ihm der Zufall entgegenführe.

Das geschah, als sie vom letzten Seelengottesdienst zurückkehrte. Der kleine Janos lief, das Gebetbuch unter dem Arm, voraus, aufgeweckt und munter, denn er hatte noch kein Verständnis für den großen Verlust, der ihn getroffen. Jonas, der zu Mieders das Tagblatt holte, kam ihm auf der Straße entgegen. Das Büblein wollte nach Zigeunerart ein Rad schlagen, es verfehlte dabei den Rain der Straße und fiel laut schreiend in die Disteln. Das Unheil war nicht so groß, Jonas stellte es auf die Beine und führte es zur Mutter.

Ein leises Lächeln spielte über ihr verweintes Antlitz, von Verlegenheit oder Befangenheit war weder bei ihm noch bei ihr eine Spur.

Er bot ihr die Hand: „Grüß Gott, Gertraud! Es hat sich nie fügen wollen, dich früher zu sehen, — also noch einmal grüß Gott!"

Sie schlug freundlich ein und fragte: „Dir ist's immer gut gegangen?"

„Ich hab' halt so zwischen kalt und warm fortgelaggelt. Hätte nicht erwartet, dich so früh im schwarzen Rock zu sehen."

Ihr Auge wurde feucht.

„Du bist jetzt Witwe," fuhr er treuherzig fort, „für Witwen und Waisen sind schlechte Zeiten, wo sich Recht

und Billigkeit verschliefen, als gehörten sie gar nicht auf die Welt. Du hast an Franz einen braven Schwager; wenn er aber nicht beim Zeug sein sollte, so geh' bei mir nicht vorüber!"

„Vergelt dir Gott deinen guten Willen," erwiderte sie gerührt, „daß du es außer meinen Verwandten am besten mit mir meinst!"

„Janos soll einmal nachschauen, ob an meinem Spalier nicht bald die Pelzkirschen reifen."

„Behüt Gott!"

„Behüt Gott!" Sie trennten sich.

Der Müllerin tat Freundeshilfe sehr not, umsomehr, da Gretl schwach war und vom Geschäft zu wenig verstand, um kräftig einzugreifen. Das Dienstgesinde ist häufig ein Gesindel, es haßt den Besitzer und kümmert sich wenig darum, ob er zu kurz kommt, wenn es nur seinem Zaume nachlaufen darf. Soll Ordnung sein, muß es die stramme Faust eines Mannes im Genick spüren. Das gilt vorzüglich von der Nähe der Stadt, die zu allerlei Genüssen und Auslagen lockt, die man in abgelegenen Tälern, wo die patriarchalische Sitte noch nicht ganz erlosch, gar nicht kennt. Am Sonntag vormittags kann man die Bauernknechtlein in der Stadt sehen: sie führen ein Mädel zum Zuckerbäcker oder in das Kaffeehaus; wie vom Zauberstab berührt verschwinden ganze Teller Konfekt, das auf der würzigen Welle des Likörs hinabgeschwemmt wird. Das ist auch eine Frühmesse, aber keine Gott zur Ehre! Solcher Aufwand fordert Geld; was man nicht im Sack hat, hat der Bauer im Tennen, und da braucht man es ja nicht zu stehlen, man findet es! Der Herr

mag, wenn er die Sache gewahrt, es sich drei-, viermal überlegen, ob er eingreifen soll: sonst künden ihm die Dienstboten gerade dort, wo er sie am nötigsten hätte, und fahren mit Hohn und Spott ab. Sie erlangen schnell einen neuen Platz und stecken noch ein hübsches Drangeld ein, denn die Arbeitskräfte sind auf dem Lande selbst für hohen Lohn und üppige Kost selten, weil alles in die Stadt zieht, um dort schnell und viel zu verdienen. Man kann sich denken, wie schlimm es der Müllerin auf ihrem großen Anwesen ging, sie hatte manchen Verlust zu beklagen; als sie einen Knecht wegen Diebstahls dem Gericht übergab, verabredeten sich die Dienstboten des Tales ihr gegenüber zu einem förmlichen Streik, Franz mußte in das Oberinntal, um neue zu werben. Gefallen ließen sich Mägde und Knechte von ihr als einem Weib gar nichts, halbe Nächte tranken sie im Wirtshause und gaben Aergernis nach allen Seiten. Franz konnte nicht immer zugegen sein, Jonas unterstützte sie gern mit seinem Rat in geschäftlichen Dingen; ihn bitten, er solle die Leitung des Ganzen übernehmen, wollte sie nicht ... nicht aus Stolz! Daß sie, obwohl er ihr jede mögliche Hilfe leistete, gegen ihn immer wortkarger wurde, verdroß ihn zwar im stillen, er konnte es sich jedoch nicht erklären.

Auch Janos bereitete ihr manchen Verdruß. Geschäfte und Hauswesen nahm sie so in Anspruch, daß sie ihn hier und da, wenn auch nur für kurze Zeit, aus den Augen verlor. Hätte er nur die Hose in Fetzen auf einer Tanne oder Eiche gelassen, die war bald geflickt: mitunter geriet er jedoch auf die Obstbäume der

Nachbarn oder jagte ihre Hennen, und das setzte dann Unfrieden. Es war Gefahr, daß er zu einem Gassenjungen auswachsen und seiner Mutter wenig Freude machen werde.

Da kam, wie es in solchen Fällen auf dem Lande nicht selten geschieht, die Angelegenheit vor die Gemeinde; der Beschluß des Ausschusses ist begreiflicherweise kein Befehl, dem unbedingte Folge zu leisten ist, er hat jedoch solches moralisches Gewicht, daß man sich ihm nur selten entzieht.

Sonntags nach dem Hochamt traten die Männer auf dem Kirchplatz zusammen. Nachdem sie sich eine Weile angeschaut, um ihre Ochsen und dann allenfalls noch um ein krankes Kind sich erkundigt, zündeten sie den Knaster in den hölzernen Nasenwärmern an und rückten auf den eigentlichen Gegenstand ihrer Beratung los.

Darüber waren sie schnell einig, daß die Witwe heiraten müsse, wenn nicht alles zu Brocken gehen solle, aber wen? Auf Jonas verfiel keiner, denn er gehörte nicht zur Gemeinde, und hätte ihn einer genannt, es wäre von den andern Widerspruch erfolgt: man dürfe keinen Fremden zu so viel Geld hereinlassen. Endlich nahm der alte Nagiller das Maßholderpfeifchen aus dem Mund, räusperte sich und begann schnarrend wie ein Dudelsack: „Den Rochus gebt ihr. Das Alter paßt, beide sind verwittibt, Geld besitzen sie ungefähr gleich viel und er hat Haare genug auf den Zähnen, um das Zeug zusammenzuhalten! Wenn sie herwärts schaut, nimmt er's an, wir haben darüber schon geredt, und dann ist's recht."

Das gefiel allen. Man holte Franz in den Kreis und bat ihn, der Schwägerin, was ausgemacht worden, mitzuteilen.

Franz erwiderte: „Sagen werd' ich ihr's, ob sie mag, weiß ich nicht!"

Er trug noch vor dem Mittagessen Gertraud die Angelegenheit vor. Sie hörte ihn ruhig an und gab ihm den Auftrag, dem Ausschuß für seine treue Vorsorge zu danken, jedoch den wohlgemeinten Rat vorläufig abzulehnen.

Franz hatte dagegen nichts einzuwenden, fügte aber schließlich bei: „Heiraten solltest du schon wegen dem Anwesen, und dem Buben tät' auch ein Vater not, der ihn hie und da bei den Ohren beutelt. Ich hab' zwar den besten Willen, aber nicht immer Zeit dazu!"

„Rochus kann ich, abgesehen von allem anderen, nie heiraten, da würde sich Janos im Grab umkehren. Das begreifst du!"

„Es muß nicht gerade Rochus sein. Du kannst dir ja wählen. Hast du keinen im Sinn?"

Gertraud errötete und schwieg.

„Nun ja, tu wie du willst, wir werden treu zu dir halten!"

Franz ging und teilte dem Vorstand die Unterredung mit.

Rochus erhielt den dritten Korb, grimmig hämmerte er mit dem silbernen Schlagring auf den Tisch, das wolle er der Müllerin nachtragen bis zur siebenten Ewigkeit.

Vor der Vesper wußte es schon die ganze Gemeinde; das konnte er aus den schadenfrohen Gesichtern der

Burschen sehen, von denen ihm wegen seines Hochmuts keiner grün war.

Nachdem der Kooperator, der an die Stelle Ignazis getreten war, den Segen erteilt, verloren sich die Bauern in die Wirtshäuser. Viele gingen zum Neuwirt, weil der das redlichste Gesüff habe, auch Jonas setzte sich an einen Tisch. An einem andern nahm Rochus Platz, bald hörte er allerlei Anspielungen, die Sticheleien wurden derber, endlich sang einer:

„Aufs Eis ist der Rochus
Zum drittenmal gangen,
Und d' Müllerin hat er
Sich doch nit derfangen."

Schallendes Gelächter brach los. Rochus sprang fluchend auf und stieß den Tisch beiseite, daß Flaschen und Gläser klingend zu Boden fielen. „Meint ihr, ich sei auf die angestanden? Ich hab' mich nicht zu schämen, denn ich hab' ihr eine Ehr' angetan; wenn sie mir jetzt auf den Knieen nachrutschen würde, nähme ich sie nimmer und spuckte ihr ins Gesicht."

Das Gelächter erhob sich von neuem, aber noch toller. Als er verstummte, sagte Jonas: „Nimm das Maul nicht so voll, die Müllerin wird deinetwegen keine Strümpfe zerreißen."

„Du bist auch da, du Mausbauer," höhnte Rochus, „mit den fünf Kühelen? Bist etwa du schon mit ihr verkündet?"

Auf Jonas Wange flammte dunkle Glut.

„Da schlampt sie zuerst in Ungarn herum," fuhr Rochus fort, „und klaubt auf der Straße einen Buben auf — —"

„Die ganze Gemeinde kann ihren Trauschein und das Taufzeugnis des Buben sehen," unterbrach ihn Jonas, „wenn sie eine Schande trifft, ist's einzig die, daß ein solcher Kerl wie du, gewagt hat, um sie zu freien!"

„Du willst mir's bieten," schrie Rochus, daß die Stimme überschnappte, „du? Warum will sie nicht heiraten? Weil ihr der Wechsel mit den Knechten besser schlaunt!"

„Du bist ein schlechter Mensch," erwiderte Jonas, „ein Lügner und Verleumder, man wird dich finden!"

„Mich finden," brüllte Rochus, „da bin ich!" Er sprang gegen Jonas und schlug ihn mit dem Ring an den Kopf, daß das Blut herunterrieselte. Sie packten sich und rangen, Rochus stellte ihm das Bein, daß er zu Boden fiel. Nun warf er sich auf ihn und stach ihn mit dem Daumen in den Augenwinkel, um ihm das Auge auszubohren. Die Männer rissen die Raufenden auseinander. Jonas wischte das Blut aus dem Gesicht und hob die Hand: „Wir werden uns finden, Rochus!" Dieser blökte die Zähne und suchte sich loszureißen, um noch einmal auf den Gegner einzudringen. Die Bauern führten Jonas aus der Stube zum Brunnen, wo er sich wusch, und brachten ihn dann nach Hause. Rochus wurde eine halbe Stunde darauf von den Gendarmen geknebelt, weil er sich zur Wehr setzte, denn er, der reichste Bauer von Stubai, lasse sich nicht von solchen Stieglitzen angreifen, und zum Bezirksvorstand geschleppt. Dieser leitete gleich das Verhör ein, es ergab sich das Verbrechen schwerer Körperverletzung, der Gefangene wurde nach Innsbruck zur Untersuchung

geführt. Wie gewöhnlich in solchen Fällen wollten die Bauern gegen ihn nicht Zeugnis ablegen; zum Glück waren jedoch bei jener Szene einige Herren aus der Stadt anwesend; Rochus mußte an Jonas 200 Gulden zahlen und wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Was nun das Ausbohren der Augen betrifft, so hat es nicht Rochus erfunden. Noch vor einigen Jahren begegnete man Bauern mit nur einem gesunden Auge nicht selten, das andere schielte oder war durch einen Riß der Hornhaut verunstaltet, wenn es nicht ganz fehlte. Seltener war die ganze Sehkraft vernichtet. Diese scheußliche Roheit wurde endlich nebst mancher andern durch den Haslinger kuriert, die Oesterreicher verstanden ihn tüchtig zu führen, bald hätten wir gesagt: Gott sei Dank; es helf, was helfen könnte.

Durch die Bauern, welche Jonas zu Hilfe eilten, war das Aergste von ihm abgewandt, er genas daher schnell, schielen mußte er freilich sein Lebtag; daß dadurch allenfalls seine Schönheit Eintrag erlitt, kümmerte ihn wenig, denn er hatte nicht weit zu den vierzig. In die Mühle ging er nicht, weil dort gerade nichts für ihn zu schaffen war; als er noch im Bette lag, war Gertraud mehrmals bis zur Türe seines Hauses gekommen, sie hatte schon die Klinke in der Hand, schien sich aber jedesmal wieder zu besinnen und kehrte um.

Die Sache wäre vielleicht noch Jahre lang so fortgegangen, da mischte sich zum Glück unser Pater Salesi, der die Bauern besser kannte, als Deus ex machina ein.

Er weilte eben in der Sommerfrische zu Mieders und war daher bald über die Lage der Dinge in Vallrup genau unterrichtet. Die Müllerin ging bei ihm zur Beichte; sie wird ihm wegen Jonas keine sündhaften Gedanken anzuvertrauen gehabt haben, wohl aber sah er auf den Grund ihres redlichen Herzens und beschloß, einen Knoten zu lösen, der sich ohne sein Eingreifen nur mehr verwirrt hätte.

Er bestellte sie nach der Absolution.

Der Rat des Gemeindeausschusses war der Punkt, an den er anknüpfte, er selber müsse zustimmen, ob sie denn zu keinem Entschluß gelangen könne? Seit dem Tod ihres Mannes seien anderthalb Jahre verflossen, niemand würde sie daher bei einem neuen Bündnis der Voreiligkeit zeihen und gewiß wäre es im Sinne des Verstorbenen, wenn sie dem Knaben einen wackern Vater gäbe, der ihm durch treue Vorsorge das Gut erhielte.

Es überraschte ihn nicht, daß die Müllerin ihm völlig recht gab. Sie habe auf Janos' Grab gebetet, ihm die Sache vorgetragen und dabei eine solche innere Beruhigung erfahren, daß er zu einer Wiederverehelichung gewiß vom Himmel den Segen gebe.

„Ihr habt gewählt?" sagte der Priester entschieden.

Sie hob ruhig und langsam das Auge: „Gern gesteh' ich es Euch, ich habe an Jonas gedacht, und zwar nicht bloß äußerer Gründe wegen, sondern weil ich ihn ehre und, soweit es nach meiner ersten Ehe möglich, auch gern habe. Nur ein Umstand tritt hemmend zwischen uns, er warb schon einmal um mich, ich habe ihn, wenn auch mit aller Achtung, zurückgewiesen."

„Ueberlaßt Ihr mir die Sache?"

„Mit aufrichtigem Vertrauen."

„Ihr wißt, daß ich nur Euer Bestes will und Euch nicht bloßstellen werde. Heut ist Samstag, wie die Dinge liegen, kann ich Euch morgen zum erstenmal von der Kanzel verkünden."

Die Müllerin trat betroffen zurück.

„Erschreckt nicht darüber, daß, was Ihr im stillen wünscht, so schnell in Erfüllung geht. Ihr habt lang und viel gelitten, darum soll diesesmal nichts eine glückliche Zukunft verzögern. Mit Jonas bring' ich die Sache abends in Ordnung. Wollt Ihr?"

„Sei's!" antwortete sie rasch entschlossen. „Damit wird alles weitere Gerede abgeschnitten; ich darf auch bei der nahen Reife des Korns nicht mehr zappeln und strappeln."

Sie kehrte in die Mühle zurück.

Nun kam die Reihe an Jonas. Salesi ließ ihn fragen, warum er ihm denn heuer auch nicht eine von seinen trefflichen Marillen bringe? Ob sie mißraten seien?

Es war Feierabend. Nach dem Aveläuten suchte Jonas die saftigsten Früchte. Salesi erkannte schon auf der Stiege den schweren Tritt der genagelten Schuhe und machte die Türe auf.

„Da wär' ich halt mit Marillen!" sagte Jonas treuherzig, „vergessen hätt' ich Euch eben nicht, es sollten nur mehr reifen. So müßt Ihr halt mit dem, was ich bringe, vorlieb nehmen."

„Gelt's Gott, Jonas!" sagte der Priester schlau

lächelnd. „Heut hast du mir was geschenkt, ich möchte aber an dir auch was verdienen.“

„Ja, wie denn?“

„Es schlägt jetzt bald vierzig bei dir, heiraten sollst du, daß ich dich kopulieren kann.“

Jonas ließ erschrocken das leere Körblein fallen.

„Die Müllerin sollst heiraten!“

„Du lieber Gott,“ unterbrach ihn der Bauer, „die mag mich nicht, ich bin schon einmal abgeschlüpft!“

„Wenn sie dich aber jetzt möchte?“

„Das wär' die größte Freud' in meinem Leben. Da müßt' ein Scheibenschießen in Stubai sein, daß es noch hundert Jahre durch das ganze Tal kracht!“

„Gut! Die Sache ist in Ordnung. Du kommst morgen zum Hochamt. In der Kirche selbst wirst du das Weitere hören, dann erwarte ich dich hier im Widum. Daß du niemand was zu sagen brauchst, begreifst du.“

Jonas verstand zwar nicht, wie das alles zusammenhänge, zu fragen getraute er sich nicht, und so ging er nachdenkend heim.

Er fand sich zeitlich beim Hochamt ein, nach allen Richtungen spähte er, ob die Müllerin käme, — sie mußte wohl die Frühmesse besucht haben. Der letzte Tusch war verrauscht; Salesi stieg auf die Kanzel und predigte schlicht und einfach, wie es für Bauern paßt, ohne dogmatische Spitzfindigkeit und zweifelhafte Legenden. Jonas schien die Predigt gewaltig lang, endlich schloß Salesi, ließ das gewöhnliche Vaterunser beten und zog das schwarze Buch, das die kirchlichen

Mitteilungen für die Woche enthielt, aus der Brusttasche.

Er verlas die verschiedenen Rosenkränze, die eingezahlt worden, dann begann er:

„Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich entschlossen: — —

— Die Bauern glotzten verwundert empor —

„Jonas Danler und Gertraud Szalai, geborene Neuner" — —

Jonas schrie laut auf: „Jesus Maria und Joseph!" und stürzte durch die Kirchtüre auf den Friedhof.

Dumpfes Murmeln erhob sich, die Leute meinten, er sei närrisch geworden.

Auf Umwegen gelangte er zum Widum.

Salesi war bereits in seinem Zimmer.

„Ja, was ist denn das, Hochwürdiger," begann Jonas fast verzagt, „es wird doch kein Spaß gewesen sein!"

„Dafür ist die Kirche zu gut!" antwortete der Priester lachend.

Es klopfte leise, auf das Herein erschien Gertraud.

„Ist es denn wirklich wahr, meine liebe Gertraud?" fragte Jonas, wagte jedoch nicht, sich zu nähern.

„Gebt euch die Hände," sagte der Geistliche. Sie gehorchten. „So ist's recht," fuhr er fort, „wollte Gott, daß alle Paare, die sich zur Trauung melden, so gut zusammenpassen möchten, wie ihr zwei!" —

Ich will diese Erzählung mit einer Nachricht schließen, die wenigstens mir und gewiß auch vielen Lesern sehr wichtig erscheint. Der Zahn jenes Reptils, der mich so viel beschäftigte, gehört zur Spezies Belodon;

ähnliche Zähne fanden sich nach einer gefälligen Mitteilung des berühmten Paläontologen Hermann von Meyer im Keuper bei Stuttgart.

* *
*

Meine Schrift ist etwas unleserlich. Um nun Druckfehlern vorzubeugen und dem Setzer Mühe zu ersparen, kopiert mir meine Frau die Aufsätze. Bei den letzten Zeilen dieser Erzählung schüttelte sie mehrmals bedenklich das Haupt, endlich warf sie die Feder weg und rief: „Glaubst du wirklich, daß außer etlichen alten Professoren sich jemand um diesen Zahn kümmere? Wär's für den Schluß nicht besser, wir gingen am Samstag abends nach Mieders, sehen, was die Leute zu Ballrup treiben, wo du seit ein paar Jahren nicht mehr eingekehrt bist, und stiegen Sonntags früh zur Waldrast empor. Den Kindern wird es wohl tun, wenn sie sich Almrosen, Aurikeln und Steinblümeln holen dürfen; du bringst ohnehin fast nur noch Mineralien vom Joch herunter. Abends fahren wir von Matrei auf der Eisenbahn nach Innsbruck; das wird ein prächtiger Ausflug für einen Tag."

Ich stimmte zu.

Am nächsten Morgen suchte ich den Direktor Sibinger auf, um mich nach Janos zu erkundigen.

„Der Schliffel der!" erwiderte dieser bedächtig. „Nu, nu, Sie dürfen nicht erschrecken, er ist sonst brav und unverdorben, hat auch was Ordentliches gelernt, und so bringt er gewiß in etlichen Wochen ein gutes Maturitätszeugnis heim. Aber ein Schliffel ist's! Für die Primiz braucht seine Mutter kein Huhn zu mästen,

der wird kein Geistlicher. Denken Sie sich, letzthin schwänzt er die Schule. Ein Professor geht über den Rennplatz und bleibt, weil man Pferde versteigert, stehen. Wen sieht er? Den Janos, wie er einem Bauern das Roß, welches dieser kaufen will, im Kreis tummelt. Wir haben ihn mit Arrest gebußt — nu, er wird schon gescheiter werden, aber nach Brixen taugt er nicht."

„Was soll ich den Eltern raten?" fragte ich.

„Der Bub schwärmt immer vom Militär. Wie wär's, wenn ihn der Stiefvater dazu täte? Sagen Sie ihm das; ein vergnügter Soldat ist besser als ein unzufriedener Geistlicher."

Dagegen ließ sich nichts einwenden.

So marschierte ich Samstag abends mit meinem Völklein über den Schönberg nach Mieders. Nachdem wir Abendessen und Nachtlager bestellt, gingen wir zur Mühle.

Mariele stand vor der Tür und neben ihr wie Orgelpfeifen in Reihe ein paar Büblein, die seit meinem letzten Besuch auf die Welt gekommen, so daß der Segen Salesis bei der Trauung: Jonas und Gertraud möchten wachsen und sich mehren, schön erfüllt war; die Müllerin erkannte meine Stimme, sie lief zur Schwelle und machte mir nach dem freundlichsten Gruß Vorwürfe, daß ich mich so lang nicht sehen gelassen hatte.

Sie reichte meiner Frau die Hand, an der jetzt das Ringlein mit den zwei Herzen steckte, und führte uns in die Stube. Meine Rangen hatten mit ihren Kindern bald Freundschaft geschlossen, die durch einiges Spiel-

zeug, das sie ihnen aus der Stadt mitgebracht hatten, für ewig befestigt wurde. Bald schmückte Butter, Käse, Milch und Kirschen, die ein Knecht frisch vom Baume gepflückt, den Tisch und beschäftigte die lärmende kleine Gesellschaft; Jonas wurde auch herbeigeholt und schenkte mir ein Gläschen mit doppelt destilliertem Schnaps, der noch aus den Tagen des Alten für feierliche Gelegenheiten reifte, bis zum Goldrand voll.

Und nun hielt ich meinen Vortrag über Janos.

„Der Teufelsbub," meinte Jonas, „wenn er so gern mit Rossen zu tun hat, könnt' er gar wohl die Mehlsäcke hin- und herfahren."

„Für was hätt' er denn g'studiert!" rief die Mutter mit einem Anflug beleidigter Eitelkeit. „Da liegt der schöne Brief" — sie zog ein sorgfältig zusammengelegtes Papier aus dem Busen und breitete es auf den Tisch — „worin er den Salesi um sein Vorwort bittet, daß er zu den Husaren darf."

„Ja, und was hat der Salesi gesagt?"

„Der hat die Achseln gezuckt und gemeint, wir sollten mit den Professoren reden."

Sie blickte mich auffordernd an.

Ich erzählte nun Wort für Wort, was Sibinger gesprochen und verstärkte meinen Rat, den Buben laufen zu lassen, mit dem Gewicht dieses erfahrenen trefflichen Jugendfreundes.

„Ja, ja!" sprach Jonas nach einer Weile, „im Herbst muß er ohnedies für das Militär losen; wird er über die Vakanz nicht anderen Sinnes — meinetwegen!" Er drückte Gertraud die Hand: „Ist's dir recht, Mutter?"

Eine Träne füllte ihr Auge. „Der Herrgott ist überall bei ihm, auch wenn er Husar ist! Hab' ich ihn doch selber, wenn ich ernstlich betete, in Ungarn so gut gefunden als in Tirol!"

Der Leser hat sich wohl überzeugt, wie es den Leuten zu Vallrup geht, hoffen wir — gut fort und fort!

* *
*

Auf der Waldrast fanden wir die Orgel nicht mehr. Später traf ich sie zu Sterzing auf dem Bahnhof im Besitz eines Invaliden, der die alten Melodien gar beweglich ableierte. Ich erkannte das Werkl an der Inschrift; er erzählte mir, daß er bei Custozza zum Krüppel geschossen worden sei. Dann habe er von dem Weihgeschenk gehört und es mit den zehn Gulden von Gertraud erhalten unter der Bedingung, dasselbe, wenn er es nicht mehr brauche, einem anderen Invaliden zu hinterlassen. Das habe freilich noch Zeit, indem er alt zu werden und der braven Müllerin noch manches Vaterunser zu beten hoffe.

Nur die blonden Flechten prangten noch auf dem Scheitel des Gnadenbildes. Ich äußerte gegen meine Frau, die sie bereits früher gesehen hatte, den Wunsch, zu erfahren, wie es sich damit verhalte.

Sie lächelte und schwieg.

Wir gingen in das Wirtshaus.

Nachdem die Hallertörtchen, welche die Kellnerin gebracht, unter die Kinder verteilt waren, sagte sie: „Jetzt will ich auch dir ein Dessert liefern. Weißt du,

daß mir die Geschichte mit dem Haar drüben in der Kirche bekannt ist?"

„So!" rief ich erstaunt, „erzähle!"

„Und noch dazu stammt das blonde Haar von einer Schwägerin Gertrauds. Siehst du, ich weiß die Chronik der Mühle genauer als du, trotz deines Talentes, wie ein echter Topfgucker alles auszuschnüffeln. Also höre!"

„Im Nachwinter traf ich eine Bäuerin auf dem Platz. Das prächtige blonde Haar fiel mir sogleich auf, und ich konnte nicht zweifeln, daß die Locken der Muttergottes auf dem gleichen Grund gewachsen seien. Als das Gedränge des Marktes etwas nachließ, trat ich an ihren Korb und kaufte Butterstrützeln und Eier. Sie erbot sich, mir wöchentlich meinen Bedarf zu bringen, und so ist sie seit einem Vierteljahr meine Butterbäuerin, der du wegen deiner Vorlesungen nie zu Haus begegnetest. Sie hat im vorigen Herbste den Lehrer zu Novatsch geheiratet, wo meine Schwester Anna die Sommerfrische genießt und ihren Buben, den Karl, von ihm für die Schule vorbereiten läßt. Mit diesem Lehrer hat nun Hanni, die Schwester von Vronis Franz, ein Verhältnis angeknüpft, als er noch Oberjäger war. Der schreckliche Krieg von 1866 brach aus, er mußte in das Feld und wurde von seinen Kameraden das letzte Mal im Gefecht bei Voara gesehen. Niemand wußte von ihm zu melden; auch nach dem Friedensschluß und der Rückkehr der Gefangenen war über ihn keine Nachricht zu erhalten. Nach der Seelenmesse, die Salesi in herkömmlicher Weise für ihn gelesen, erklärte Hanni, sie wolle im Kloster der Karme-

litinnen zu Wiltau eintreten. Ihr Bruder hätte es auf ihre beweglichen Bitten und Tränen erlaubt, aber der erfahrene Salesi, der im Ausbleiben eines Liebhabers keinen Grund für den klösterlichen Beruf sah, widersprach entschieden. Weil das leidenschaftliche Mädchen den Vorsatz dennoch nicht aufgeben wollte, so setzten ihr die Verwandten ein Ziel bis — Neujahr. Verzweifelnd an der Erfüllung der in ihren Augen unmöglichen Bedingung gelobte sie sich dennoch auf die Waldrast: der Muttergottes ihr Haar als Schmuck zu widmen, wenn ihr Bräutigam unerwartet noch zurückkehre; wenn nicht, mög' es vor dem Altar unter der Schere der Aebtissin fallen. Der Totgeglaubte kehrte jedoch zurück. In einer Festung Italiens, wohin man ihn verwundet geschleppt, vom Lazarettfieber befallen, mußte er zurückbleiben, seine Genesung zog sich lange hin und um sich nicht zu verderben, durfte er täglich nur wenige Stunden fahren. Die amtliche Anzeige von seinem Aufenthalt, wenn sie die schlauderischen Welschen überhaupt machten, verfehlte sein Regiment, und da man in jenen Tagen ohnedem genug zu tun hatte, unterließ man beiderseits weitere Schreibereien hin und her. Weil er am Allerseelentage unvermutet heimkehrte und Hanni, zu der er fensterln kam, im ersten Schrecken ein Gespenst zu sehen glaubte, nennt man ihn seitdem die arme Seele von Novatsch. Nachdem er ihr am Hochzeitstag abends den Kranz vom Kopfe genommen, schnitten ihr Gertraud und Vroni das Haar ab; am nächsten Feiertag wurde es von allen Hochzeitsgästen im lustigen Zuge auf die Waldrast begleitet und dort als glückliches Andenken dem Pater

Salesi überreicht. Nun weißt du alles. Nicht wahr? Den nächsten Ausflug machen wir nach Kovatsch zur Lehrerin, die mich ohnehin schon eingeladen hat. Zugleich kann ich meiner Schwester dann die verschiedenen Einkäufe, die sie bestellte, überbringen."

Ich stimmte zu und lernte am Peter- und Paulitag eine wackere Familie kennen. So wie die Lehrerin meiner Frau die Butter, liefert mir der Lehrer, der an den bunten Steinen in der Umgebung längst seine Freude hatte, manchmal gegen kleinen Lohn für die Universität Mineralien; von Belodon hat er freilich bis jetzt nichts gefunden.

## Der jung Münch Ylsan

Ich komme soeben von einer Kindtaufe; solche Feste sind bekanntlich in Deutschland nirgends selten; mich pflegt man aber nicht einzuladen, sei es, daß man bei mir einen Mangel christlicher Gesinnung voraussetzt oder dem jungen Erdenbürger nicht gleich als übles Vorzeichen das sauertöpfische Gesicht eines alten Brummbären zeigen will, dem er vielleicht später einmal doch am grünen Prüfungstisch begegnet. Hier wirkte ich sogar als Pate mit, weil ich, neben dem heiligen Antonius von Padua, an dem Eintreffen des kleinen Stophele ein Hauptverdienst hatte. Bei der Tafel brachte ich einen so kräftigen Toast aus, daß die Frauen lächelnd beiseite blickten und die Fräulein errötend auf die Teller schauten, als ob sie das „Pfaffenschnitzel" von einem fetten Kapaun mehr interessiere als die Pauke, welche ich losließ. Die schönen Leserinnen nehmen selbstverständlich an solchen Festen den regsten Anteil; ich fühle mich daher verpflichtet, das Wie, Was und Warum ausführlich zu erzählen.

Die Geschichte ist sehr harmlos und unverfänglich; dennoch befürchte ich, aus allen Gegenden der Welt mit Briefen überlaufen zu werden; dem möchte ich nun vorbeugen, erstens um Porto zu ersparen, zweitens weil

ich so schreibfaul bin, und drittens brauche ich keinen Kuppelpelz, mit dem man in Tirol diejenigen zu beschenken pflegt, die eine Ehe gestiftet haben. In unserer Zeit scheint mir eine Hochzeit mehr denn je ein Sprung ins Dunkle, den jugendliche Unerfahrenheit jauchzend wagt, um nachträglich nur zu oft nicht bloß ein Bein, sondern auch ein Herz zu brechen. Ich mag daher nie und nirgends der Juno sospita, die jene Geschäfte besorgt, ins Handwerk pfuschen, sondern bete stets, wenn irgend einer meiner jungen Freunde sich zum heiligen Ehestand entschließt, ein andächtiges Vaterunser, daß die Sache gut geraten möge. Das ist sehr ungalant; nun, von einem Steinklopfer, der tagelang in der Oede des Hochgebirges herumklettert, darf man keine Zartheiten erwarten; vielleicht bringe ich ein andermal ein Sträußlein duftiger Alpenblumen von den rauhen Höhen zurück.

* * *

Am 16. Oktober 1879, um elf Uhr vormittags, saß ich in meinem Studierzimmer und hämmerte etliche Handstücke, die ich von den Lanserköpfen mitgebracht, zurecht, weil ich sie vor Beginn des Schuljahres der Sammlung einreihen wollte. Tag und Stunde hatte ich den Studenten festgesetzt, die sich für meine Vorlesungen über Mineralogie melden wollten. Da bumste es plötzlich an die Tür, als flöge ein Kruppsches Zentnergeschoß daher, und ein junger Mann, etwa von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, stellte sich mir mit einer tiefen Verbeugung vor. Seinen riesigen Leib

verhüllte der weite, schwarze Talar des Theologen; das kleine Käppchen hielt er bescheiden in der Hand, mit der er, wie ein Robler, gewiß an einem buchenen Tische das Eck hätte herunterschlagen können. Als ich ihn bedächtig musterte, fiel mir augenblicklich der „Münch Ylsan" ein, von dem die deutsche Heldensage erzählt, wie er Chriemhilden zu Worms den Rosengarten zerstampfte und dann beim bedungenen Kuß ihr mit dem stachligen Bart die Wange blutig rieb. Indem er mir mit gedämpfter Stimme das Meldungsbuch überreichte, bat er um die Unterschrift. Es lautete auf Christoph Knöpfler, geboren zu Storping in Westfalen, Hörer des ersten Kursus der Theologie. In Oesterreich werden viele Gymnasien von geistlichen Orden versorgt; ihre Professoren müssen sich daher den Staatsprüfungen unterziehen und deshalb den Vorlesungen an der Universität beiwohnen. So sah ich jedes Jahr Weltpriester und Mönche in verschiedenen Kutten vor meinem Katheder und ich will gern bestätigen, daß diese Hochwürdigen zu meinen fleißigsten und besten Schülern gehörten, weil sie unter dem Bann des kirchlichen Gehorsams standen.

Nachdem ich die verlangte Unterschrift gegeben, fragte ich Herrn Knöpfler, während ich eine Prise Streusand auf die nasse Schrift warf: „Sie widmen sich also dem Lehrfache?"

„Das eben nicht!" antwortete er. „Ich bin Theolog, habe jedoch früher Forstwesen und Agrikultur studiert und will nun meine Kenntnisse im Hochgebirge, dessen Klima und Boden von dem meiner Heimat so ganz verschieden sind, vervollständigen."

Dabei war seine Stimme zur natürlichen Urkraft eines Basses angeschwollen, wie ich ihn bisher selten so voll gehört hatte. Ich erwiderte ihm: „Daran tun Sie recht; ein Pfarrer, der mit diesen Dingen vertraut ist, kann namentlich als Landwirt unter den Bauern viel Ersprießliches wirken."

„Noch bin ich es nicht!" murmelte er halblaut vor sich hin; dann griff er in die Rocktasche und zog ein zierliches Briefchen auf rotem Velinpapier hervor: „Das gab mir Fräulein Frida!"

Fräulein Frida! So manches heitere Stündchen, das ich mit ihr bei Sturm und Regen auf der Veranda in der Pertisau verplaudert, stieg vor meiner Erinnerung empor, — also Fräulein Frida!

„War sie den ganzen Winter zu Leipzig, um dort die Stunden mit Richard Wagner zu verklimpern, oder trinkt sie Blümchen-Kaffee, wie es einer braven Sächsin ziemt? Sie kommt doch heuer wieder an den Achensee?"

„Freilich! Dort wird sie aber keinen Blümchen-Kaffee schlürfen, sondern wie eine Tirolerin in Renken und Rehbraten einhauen, daß die Veronika des Prälaten, an den sie mich ebenfalls empfiehlt, auf dreifache Portionen sich einrichten muß."

Ich öffnete den Brief; Frida empfahl mir Herrn Knöpfler als einen prächtigen jungen Mann voll frischer Ursprünglichkeit und frohem Humor; leider wolle er sich der Theologie in die Arme werfen, und es wäre recht gut, wenn ich ihn von diesem Vorsatz abbrächte.

Frida war bereits verlobt, also war die Bitte jedenfalls uneigennützig; ich konnte daraus nur schließen, daß Herrn Knöpfler der Chorrock nicht auf den Leib geschnitten sei, denn die Weiber haben in diesen Angelegenheiten einen scharfen psychologischen Blick. Wie sollte ich aber das versuchen, was den schönen Mädeln zu Leipzig nicht gelungen war?

Nach und nach lernte ich den jungen Mann näher kennen und fand die Mitteilungen meiner Freundin bestätigt; trotz des Priestermangels in der Diözese Brixen wünschte auch ich, daß er dem Fischernetze Petri entrinnen und sich ein Heim außerhalb der Kirche gründen möge. Wie er mir später anvertraute, wollte er sich vorläufig nicht der Landwirtschaft widmen; da sein Vater noch rüstig war, so habe er sich auf den Wunsch der Mutter entschlossen, Theologie zu studieren, um in dieser glaubenslosen Zeit eine Stütze für sein Inneres zu finden. Er war seiner Ueberzeugung nach streng katholisch; das hatte mich nicht anzufechten; nur durfte ich ihn an keinem Fasttage einladen, denn da beschränkte er sich auf den Genuß von Stockfisch und Bohnen.

Weil wir das religiöse Gebiet bereits streiften, so dürfen wir wohl auch einen Seitensprung in die Hofkirche am Rennplatz machen. Die Touristen bewundern dort die Bronze-Statuen und das Grabmal des Kaisers Maximilian; die wichtigste Merkwürdigkeit für die holden Touristinnen erwähnt aber nicht einmal der gewissenhafte Amthor. Keineswegs meine ich das Grab der Philippine Welser, das der Meißel des berühmten Collin schmückte, sondern ein kunstloses Oelbild des heiligen Antonius von Padua auf dem Altare des linken

Seitenschiffes. Der Heilige ist als Jüngling dargestellt; sanft lächelnd erhebt er die Rechte zum Segnen, in der Linken hält er Buch und Lilie. Eine Zackenkrone schwebt über dem silbernen Rahmen, aus dessen Blattwerk Weintrauben hängen; breite, goldene Strahlen schießen nach jeder Richtung hervor und an Festtagen schlingen sich Gewinde mit weißen Rosen um die roten Marmorsäulen. Eine Inschrift lautet: „Heiliger Antonius, du Wundersmann, bitt' für uns."

Dieses Gemälde befand sich bis 1661 zu Zirl in einer Privatkapelle; bei einer Feuersbrunst, die das Dorf in Asche legte, wurde es wunderbar erhalten und der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Auf den Wunsch des Erzherzog-Statthalters, dessen Namen ich leider vergessen habe, wurde es dem Orden der Franziskaner, dem bekanntlich der Heilige angehörte, überlassen und auf den Altar der Hofkirche übertragen. An den Schranken vor dem Altare bemerkt man zahllose Brandmale, von den Kerzchen herrührend, die hier fromme Hände anzünden; die Bretter an den Bänken sind vom Knieen ausgehöhlt, so daß man sie von Zeit zu Zeit erneuern muß. Kommt man des Abends, so sind die Bänke von Mädchen verschiedenen Alters besetzt; manche von ihnen hat sich in einem abgelegenen Winkel niedergeworfen. Stellt man sich in den Schatten einer Säule oder Statue, um indiskret genug die Beterinnen zu beobachten, so erkennt man bald an Gebärden und Antlitz, wie sehr es ihnen mit ihrer Andacht ernst sein muß. Sie beten nämlich um die beste Gottesgabe, die einem weiblichen Herzen zuteil werden kann, um einen Ehegatten. Aber auch Liebende schützt der

heilige Antonius und ebnet ihnen den Weg zum Traualtar.

Was ich hier mitteile, ist durchaus kein frivoler Scherz, sondern Volksglaube, wie das jeder hören kann, der sich danach erkundigt. Warum dieses Amt, welches vielleicht besser für den ritterlichen, mit Pfeilen durchbohrten Sebastian taugen würde, gerade dem heiligen Antonius zugeteilt wurde, weiß ich nicht und habe dafür auch in der Legende keinen Anhalt gefunden; wir wollen daher die Tatsache auf sich beruhen lassen und nur noch beifügen, daß der Heilige auch verlorene Sachen wieder zutage bringt. Das kirchliche Responsorium singt:

„Wer Wunder und Zeichen finden will,
Bei Sankt Antoni find't er viel."

Auch zu Kaltern, das nicht bloß durch seine trefflichen Weine, sondern auch durch seine frommen Frauen berühmt ist, nimmt der Heilige ähnliche Bittgesuche entgegen; zu Bozen teilt er sich mit einer uralten Madonna in dieses Geschäft, von der ich auch eine Geschichte zu erzählen wüßte; sie ist aber so traurig, daß ich mich nicht gern daran erinnern mag.

*

Schön nahte der Vorfrühling, jene Zeit, da die Schwalben von Süden nach Norden ziehen und ich von Norden nach Süden zu wandern pflege. Ich hatte eben in meinem Arbeitszimmer aufgeräumt, um nach meiner Rückkehr alles in Ordnung zu treffen, und gab dem alten Diener Niggl Auftrag, die Taube und den Kanarienvogel, die mit mir den traulichen Raum teil-

ten, stets mit Grünzeug zu versorgen — da humpelte Herr Christophorus durch die Tür, etwas aufgeregter als gewöhnlich, wie mir schien.

„Denken Sie, Herr Professor," rief er lebhaft, ohne eine Frage von mir zu erwarten, „was mir jetzt in der Franziskanerkirche begegnet ist!"

„Nun?"

„Nachdem ich den Kreuzweg gebetet, setzte ich mich unweit des Antoni-Altares in eine Bank und zog die ‚Tirolerstimmen' heraus. Es waren wenige Leute da; der Rosenkranz, zu dem sich das andächtige Frauenvolk zu versammeln pflegt, wird ja später gehalten; so glaubte ich niemand ein Aergernis zu geben und begann zu lesen. Da flüsterte mir eine zarte Stimme in das Ohr: ‚In die Kirche gehören keine Zeitungen!' Ich wandte mich erschrocken um: ein Mädchen, das ich bisher nie gesehen, blickte mich aus nächster Nähe ernsthaft an."

„Die werden Sie wohl gleich beim Flügel gepackt und ihr ein Bussel aufgepappt haben?" unterbrach ich ihn lachend.

„Aber, Herr Professor," stotterte er, „in der Kirche!"

„Wenn Sie sich um uns Tiroler und namentlich um die Tirolerinnen mehr gekümmert hätten als bisher, so hätten Sie wohl schon längst das landläufige Sprüchlein gehört:

‚Ein Bussel in Ehr'n
Hat Gott und die Welt gern!'

Tun Sie es in Zukunft, — schmeckt besser, als die Syllogismen des Thomas von Aquin ... Und dann?"

„Sie ging fort; bei der Kirchentür sah sie sich noch um.“

„Sie werden ihr doch eiligst nachgestakelt sein?“

„Nein, ich eilte zu Ihnen.“

„Wie unbeholfen! War sie hübsch?“

„Hübsch? Schön, wie ich noch nichts gesehen! Blonde Augen, blaue Haare, —“

„Und die Nase mitten im Gesicht! Das gibt keinen Steckbrief. Kein besonderes Merkmal, Sie Konfusionsrat?“

„Doch ja! An der Oberlippe rechts eine kleine Narbe.“

„Holla!“ rief ich.

„Sie kennen das Fräulein?“ Er packte mich am Arme, daß ich vierzehn Tage blaue Flecken hatte.

„Vielleicht, aber was geht denn Sie das an? Wenn ich Ihnen verrate, wer sie ist, machen Sie wohl gar zum Entsetzen der theologischen Fakultät im Talar Fenster-Promenade, und wenn der Rektor erfährt, daß ich die Hand im Spiele habe, so krieg' ich gratis eine Predigt, die alles einbringt, was ich seit Jahren versäumt. Mein Herr Christophorus, das wäre für mich in der Fasten geradezu lebensgefährlich!“ Als ich sein betrübtes Gesicht sah, fügte ich tröstend hinzu: „Vielleicht nach Ostern!“

Er schlug die Augen nieder und seufzte tief.

„Als Abschlagszahlung können Sie mir einen kleinen Gefallen tun. Auf den Hügeln blühen bereits Anemonen und Heiderich; auch eine oder die andere Primel guckt schon hervor; Sie haben jetzt nichts zu tun und ich muß einpacken, — möchten Sie mir nach-

mittags nicht eine tüchtige Handvoll bringen? Die Osterkräutlein spitzen ebenfalls aus dem Grase, — pflücken Sie von diesen etwas; man verwendet sie zum Färben der Ostereier und ich lege dann die zwei schönsten für Sie am rechten Platze ein."

Rot und bleich vor Verlegenheit drehte er an dem runden Hute. Ich aber summte das bekannte Schnadahüpfel:

„Der Dasigl im Wald,
Hat nit warm und nit kalt,
Hat die Kutten aufg'hängt
Und ist 'm Madl nachg'sprengt!"

Das wurde dem Einsiedler von der Bretval bei der Hochzeit gesungen. Er hatte nämlich im Jahre 1809 zum Stutzen gegriffen, ein sauberes Dirndl, die Tochter einer Witwe, kennen gelernt und dann geheiratet.

Nachmittags brachte mir die Magd eine ganze Schale voll Blumen; ein Theolog habe sie an der Tür abgegeben. Schneeglöckchen und Krokus hatte ich bereits am Husselhofe gepflückt, — so konnte ich einen schönen Strauß binden. Als ich fertig war, wickelte ich ihn sorgfältig in Fließpapier und steckte ihn in die Brusttasche, um ihn nicht wie ein Hochzeitsbitter durch die Vorstadt zu tragen.

Auf dem Mittelgebirge, südlich von Wiltau, erhebt sich der Pflaurerhof, wo man das Inntal auf- und abwärts von der hohen Munde bis zum Kaiser überblickt. In der Nähe war ein Steinbruch, wo im Quarz-Phyllit bisweilen Mineralien eingesprengt waren, so unter anderem der seltene Jamesonit. Hatte ich hier eine Weile gehämmert, so pflegte ich das Säckchen mit

Steinen zum Hofe zu schleppen, den ein Jugendfreund von mir bewirtschaftet; er ließ es mir stets am nächsten Morgen durch die Milchmagd, die mit dem Karren täglich nach Innsbruck fuhr, in mein Arbeitszimmer bringen. Wir setzten uns dann vor das Haus in die Laube, redeten von alten Zeiten oder vom Elend der Gegenwart, — was in Oesterreich „politisieren“ heißt. Sein herziges Töchterlein Mitzel war meine letzte Liebe. Solange sie ein Kind war, spielte sie zu unseren Füßen; ich brachte ihr hier und da eine Leckerei oder ein Spielzeug. Seit einigen Jahren war sie zu einer reizenden Jungfrau herangewachsen; jetzt spendete ich ihr Alpenblumen, die ich auf meinen Fahrten vom Joch holte, oder schenkte ihr ein Buch, wie Christian Schnellers Alpsee, die Gedichte von Moriz Schleifer oder die Saligen der Angelica v. Hoermann, welche tirolisches Volksleben gemütlich und treu schildert. Dafür erhielt ich das erste Bündel Spargel, die Frühbirnen und Aprikosen. Was sich liebt, neckt sich; daher nannte sie mich nur den „schlimmen Onkel“. Auch ihre verstorbene Mutter war meine Jugendfreundin auf du und du gewesen, und so blieb ich, wie mit den Eltern, auch mit der Tochter du und du. Ich gönnte und wünschte ihr das beste; weil sie sehr fromm war, meinte ich, sie solle Haushälterin bei einem Pfarrer werden, und wenn sie mich darum ersuche, dann wolle ich sie für diesen Zweck dem dicken Propst Erler empfehlen, der mit mir auf den Bänken des Gymnasiums gesessen habe. Da sie gerade die Blumen goß, gab sie mir für diesen Antrag einen tüchtigen Spritzer, so daß ich mich in der Sonne trocknen mußte.

Zum Pflaurerhof steuerte ich auch diesmal, und im Pflaurerhof zur Mitzel. Sie hatte Christophorus belehrt, daß man in der Kirche nicht Zeitungen lesen solle, nicht einmal die klerikalen „Tirolerstimmen". Die Narbe an der Oberlippe hatte sie verraten. In der Wirtschaft des Vaters war ihr neben dem Garten auch die Hühnerzucht übertragen; da wollte sie im vorigen Herbst eine Henne forttragen; der böse Hahn verteidigte seine Frau, flog auf und gab ihr einen scharfen Hieb, den er freilich später auf dem Schafott büßte. Dieses „Bussel" des Gockels machte uns viel Spaß und sie mußte lange davon hören. Ich traf sie gerade im Garten, wie sie die Erde lockerte. Als sie mich bemerkte, lehnte sie die Kratze an den Zaun und bot mir die Hand, in welche ich den Strauß legte. Es werde sie gewiß freuen, daß ein Geistlicher diese Blumen gepflückt habe; deswegen sei ich aber nicht gesonnen, meinen Ansprüchen auf die ersten Spargel zu entsagen. Sie dankte mir lächelnd; die Blumen seien schön und da sei es gleich, wer sie geholt. Der Pfeil war zu stumpf; ich besann mich nicht lange und fiel mit der Tür ins Haus: „Mitzel, Mitzel, ich höre böse Dinge von dir! Ist es wahr, daß du den heiligen Antoni besuchst?"

Sie sah mich mit großen Augen an, gab jedoch keine Antwort.

„Er hat an dir gar schon ein Wunder gewirkt!"

Sie wurde betroffen.

„Er hat dir ja deinen Künftigen gezeigt . . ."

„Ja, wen denn?"

„Nun, einen Sonntagsbuben!"

Auch sie wurde rot und bleich und ließ vor Verlegenheit den Strauß fallen. Sie wird sich schon darnach bücken, dachte ich und hob ihn nicht auf. Bis sie sich wieder besinnt, will ich mich bezüglich des Ausdrucks „Sonntagsbube" rechtfertigen; er ist keine boshafte Erfindung von mir, sondern man bezeichnet im Zillertale junge Geistliche so, in der Stadt allerdings nur scherzweise.

Endlich schüttelte sie den Kopf und sagte, ohne die Augen aufzuschlagen: „Was fällt dir ein! Einen Theologen!"

„Nun, was das betrifft," erwiderte ich lachend, „so reise ich jetzt nach Rom und kann dort Dispens holen. Soviel ich jedoch weiß, bindet ihn kein Gelübde, und im übrigen gilt der Spruch: „Quatuor minores non impediunt quatuor uxores". Das verstehst du freilich nicht, mein liebes Mitzerl, ich will es dir jedoch durch ein Beispiel erklären. Mein verehrter Kollege, der Herr Professor Ignaz Zingerle, war sogar Noviz im Kloster Marienberg und erhielt dort die vier unteren Weihen; er ist jedoch wieder ausgesprungen und hat jetzt, trotz der Salbung mit dem heiligen Oele, die dritte Frau heimgeführt. Siehst du, das ist gar nicht so gefährlich!"

Sie nahm rasch den Strauß vom Boden und fragte dann, indem sie das Näschen darin versteckte: „Ja, wie heißt er denn?"

„O, du Spitzbübin!" rief ich. „Das sag' ich dir nicht; du wärst wohl gar imstande, ihm als Gegengabe etwas zu sticken, so ein Merkzeichen oder dergleichen.

Denke dir, wenn ihm das aus dem Brevier fiele und der Rektor säh' es —"

„Der muß ja nicht alles mit seiner Spürnase ausschnüffeln!"

„Du gottloser Fratz, wenn du das am Gründonnerstag beichtest, so wirst du garnicht absolviert!"

„Mein alter Servit läßt schon mit sich handeln! Uebrigens ist ja die Neugier keine Sünde und du könntest es mir also gar wohl verraten. Nur ein bißchen!"

„Ein bißchen? Gibt man einer solchen Betschwester den Finger, so packt sie gleich die ganze Hand. Den Anfangsbuchstaben will ich dir verraten, — morgen findest du ihn auf den Ostereiern."

„Warum nicht heut?"

„Also horch: A, B, C, D, E, F, —"

Sie unterbrach mich lachend: „Willst du aufhören? Das Alphabet habe ich schon bei den Klosterfrauen gelernt."

Da trat Vater Hans ein und brummte: „Was macht ihr denn da für einen Spektakel? Du bist noch immer der alte Kindskopf, wie vor dreißig Jahren."

„Mitzel hat das Alphabet vergessen und da hab' ich es ihr vorgesagt. Eigentlich handelt es sich nur um ein paar Buchstaben . . ."

Ich blickte sie von der Seite an; sie hüpfte schnell zur Tür hinaus und ließ mich allein.

Nun erzählte ich Hans, daß ich mit einem Theologen aus Westfalen bekannt geworden war, einem ausgezeichneten Landwirt und Forstmann, der sich gern

über tirolische Verhältnisse belehren möchte und ihm gewiß auch vieles mitteilen könnte, namentlich über Düngungsmethoden und Maschinen, die man bis jetzt bei uns nur zu wenig benütze.

„Ja, ja," meinte er, „unsere Bauern sind eben damische Köpfe, die stets bei dem bleiben, was schon der Großvater getan hat. Uebrigens hättest du deinen Theologen gleich mitbringen können; führ' ihn das nächste Mal herauf."

„Wir gehen jetzt beide in die Osterferien. Leb' vorläufig wohl!"

Wir schüttelten uns die Hände und schieden.

Als ich an der Geisblattlaube, die schon im vollen Triebe stand, vorbei war, rief mir Mitzel, die sich dort versteckt hatte, nach: „Behüt Gott, vergiß mir die Ostereier nicht!"

Ich wandte mich um, — ihr frisches, lachendes Gesichtchen guckte zwischen den grünen Zweigen heraus, — und hob drohend den Finger: „Wart' nur, du erhältst sie früh genug! Wenn du sie essen willst, streu' Salz darauf, sonst verderben sie dir den Magen. Behüt Gott, auf Widersehen!"

Zu Hause ließ ich Campecheholz sieden, schnitt aus Zwiebelschalen, die gelb färben, ein „E" und ein „K", fügte sie in ein Kränzchen von Osterkräutlein und klebte es mit Gummi auf ein Ei. Dann wickelte ich das Ei in Leinewand und legte es in den kochenden Absud. Andere Eier erhielten andere Figuren, manche ein zierliches Mosaik. Nach einer Weile hob ich sie heraus und löste sie aus den Binden; alles war wohl geraten. Sechs Eier legte ich sorgfältig zwischen jun-

gem Laub in ein Strohkörbchen; der alte Niggl trug sie zum Pflaurerhof. Was er für ein Trinkgeld empfing, weiß ich nicht zu sagen, denn bevor er zurückkehrte, trug mich der Dampf gegen den Brenner.

* * *

Die Vorlesungen des Sommer-Semesters hatten kaum begonnen, so fand sich auch mein Westfale ein. Ob er bereits dem heiligen Antonius die Aufwartung gemacht, danach habe ich mich freilich nicht erkundigt; doch schlug ich ihm vor, mich abends auf den Pflaurerhof zu begleiten, wo ich ihn dem Besitzer, einem gründlichen Oekonomen, schon angekündigt hätte.

Die Sonnenstrahlen fielen bereits schräg auf die Wiesen der Sillhöfe, als wir dem Mittelgebirge zuwanderten. Ich führte ihn nicht auf dem geraden Wege zum Haupttor des Hofes, sondern durch den Wald an das Pförtchen, das einen schattigen Gang von Flieder und Jasmin abschloß, weil ich sicher war, hier Mitzel zu erwischen. Ein Druck auf die Klinke, die kleine Tür flog auf; sie prallte an die Staketen zurück, und Christophorus stürzte mit dem Rücken an meine Brust, so daß ich fast der Länge nach umfiel. Dann wurden die beiden Leutchen rot, wie die brennende Liebe draußen im Garten, und Mitzel wußte sich auch dann noch nicht zu fassen, als ich an den Fingern zu zählen begann: „A, B, C, D . . .“ Endlich sagte ich ironisch: „Fräulein Maria Pflaurer, — Herr Christoph Knöpfler, — doch die Herrschaften scheinen sich bereits zu kennen.“ Ich ließ sie stehen und holte Hans

herbei. Was sie während meiner Abwesenheit geredet haben? Vielleicht gar nichts.

Hans lud uns in die Laube; wir setzten uns am Tische nieder und nun konnte die Debatte über Acker und Wald beginnen. Freund Christophorus brachte anfangs allerlei verkehrtes Zeug vor. Wenn Hans vom Guano redete, geriet er auf die singenden Finken; statt der Krautköpfe rühmte er die Rosensträucher. Mitzel sollte Bierflaschen aufstellen, brachte aber eine Schüssel Milch, — kurz, die Konfusion war an allen Ecken und sie steigerte sich noch, als ich nach den Ostereiern fragte: ob Mitzel vielleicht das mit dem Kränzchen schon gegessen habe? Hans schob verwundert die Brille von der Stirn auf die Nase; endlich jedoch fühlte ich ein menschlich Rühren und half den zweien aus der Patsche, indem ich von den prächtigen weißen Stieren Toskanas zu erzählen anhub. Alles kam in das richtige Geleise; als die Sterne zu funkeln begannen, stritten Christoph und Hans bereits über die Vorzüge und Nachteile der Egartenwirtschaft. Ich mahnte endlich zum Aufbruch. Mitzel wollte mir heute nicht das Pfötchen reichen; ich aber sagte ihr zum Abschied: „Wenn du vor deiner alabasternen Muttergottes den Abendrosenkranz betest, schließ' mich ein; ich hab' es redlich verdient." Herr Christophorus sagte garnichts, sondern machte ein Gesicht, dumm wie die Nacht, welche bereits Berg und Tal umhüllte.

Hansens Einladung, bald wieder zu kommen, schien er aber doch begriffen zu haben, denn man sah ihn jetzt nicht selten auf dem Wege zum Pflaurerhof. Für mich begannen die geologischen Streifzüge; ich nahm mir

nicht die Zeit, nachzuschauen, nur fiel es mir auf, daß Christophorus hier und da statt des schwarzen Talares einen gewöhnlichen Anzug trug. Daraus schloß ich, die Sache werde ohne mich und den heiligen Antonius vorwärts gehen.

Die entsetzliche Schwerfälligkeit eines echten Germanen, der den Kindsbrei, den ihm die Mutter eingestrichen, auch noch mit dreißig Jahren nicht aus dem Munde bringt, hatte ich freilich in Anschlag zu bringen vergessen.

Da verbreitete sich mit einemmal das Gerücht, italienische Freischaren beabsichtigten einen Angriff auf das Trentino, ja, sie seien schon zum Einfallen in das Pustertal versammelt. Truppen wurden an die Etsch vorgeschoben und Erdschanzen aufgeworfen; man erwartete die Einberufung des Landsturmes. Freund Christophorus stürzte in mein Studierzimmer. „Haben Sie schon gehört? Wenn es los geht, ziehe ich mit, — Franzos und Welscher gilt einem ehrlichen Deutschen gleich!"

„Doch wohl mit dem Sanitäts-Korps?"

Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und hob die gewaltige Tatze wie ein Bär in die Luft. „Sanitäts-Korps?! Dreinschlagen will ich, wie die anderen!"

„Als Theologe?"

„Der heilige Petrus hat dem Malchus auch ein Ohr abgehauen und war ein Apostel."

Ich beschwichtigte seinen Eifer: die Italia Irredenta werde sich nicht aus dem Kaffeehause hervorwagen; man solle nur den Stutzen am Nagel lassen.

Das schien er lebhaft zu bedauern; ich aber war mehr denn je überzeugt, daß er nicht für den Priesterstand tauge.

„Wenn Sie denn doch einmal," begann ich wieder, „Krieg haben wollen, so können Sie ja heiraten! Die Ehe ist so gut ein Sakrament, wie die Priesterweihe; diese müßten Sie für sich allein behalten, jene können Sie mit einem hübschen Mädel teilen, etwa mit Fräulein Mitzel . . ."

Er wandte sich erschrocken ab.

„Haben Sie nie daran gedacht? Gewiß recht oft, weil Sie mir nicht zu antworten wagen. Reden wir frei und ehrlich, und daß ich es tue, mag Ihnen zeigen, wie sehr ich Sie schätze, — so hoch, daß ich Sie sogar diesem trefflichen Mädel vergönne. Heraus mit der Sprache: seid Ihr schon handelseins?"

„Wie sollte ich das?"

„Genau so, wie andere, die auch nicht gescheiter sind, als Sie. Wenn Sie wollen, daß die Werbung feierlich sei, so lasse ich meinen schwarzen Frack flicken, — freilich habe ich ihn seit zwanzig Jahren nicht mehr getragen! — leihe mir einen Zylinder, stülpe gelbe Handschuhe an und trage der Mitzel Ihr Herzeleid vor, — nach Wunsch in Knittelversen!"

Er faltete die Hände: „Um Gottes willen nicht! Da tät' ich mich gar nicht mehr auf den Pflaurerhof trauen."

Ich zuckte die Achseln: „Kommt Zeit, kommt Rat!"

Dabei fiel mir eine lustige Geschichte ein. Der Bruder des Professors Schwalt war in Dur verheiratet. Ein gesunder Bube sollte die Taufe empfangen;

der Professor stand schon in vollem Wichs, mit den berühmten gelben Nankinghosen, die ihm stets zu kurz waren, als Pate da, und der Pfarrer wollte den Spruch beginnen, als man den Bauern vermißte. Man rief, — keine Antwort. Da legte Schwalt das Kind auf den Tisch und ging suchen. Endlich fand er den Bruder im Heuschober versteckt und begann arg zu schelten. Der entschuldigte sich: „Weißt, wenn ich dabei bin, könnte der Pfarrer leicht glauben, ich sei der Vater."

An dieses Geschichtlein erinnerte mich das mannhafte Auftreten unseres Christophorus. Und Mitzel? Je nun, die wurde rot, wenn man plötzlich von ihm zu reden begann.

Immer seltener trug er den Talar; unter dem geweihten Firniß wurde allmählich der lustige Forstmann sichtbar, der einen Trunk im Wirtsgarten für keine Sünde hielt, ja, sich sogar einmal auf den Tanzboden verstieg. Das wäre jedoch bald tragisch abgelaufen.

Zu Absam war Kirchweihe und nachmittags, wie es gebräuchlich, beim Bognerwirt Tanz. Christophorus hatte das wundertätige Gnadenbild in der Kirche besucht; als er auf dem Rückwege Geigen und Flöten hörte, fuhr es ihm in die Füße, Satan riß ihn links, und trotz aller Einwände des Schutzengels walzte er bald zwischen Bergknappen und Bauernburschen im tollsten Wirbel dahin. Man will auch beobachtet haben, daß er vor den Bauernmädeln kein Kreuz schlug, sondern lachte und spaßte, als ob er in Westfalen die schönsten Vorstudien gemacht hätte. Im Garten saßen Soldaten und schauten zu; endlich standen sie wie auf Verabredung auf und wollten in den

Tanzsaal dringen. Die Burschen wiesen sie hinaus, Stichelreden flogen hin und her und bald entspann sich eine Rauferei, so tirolisch derb, wie man sie nur wünschen konnte. Die Mädchen flohen schreiend in die Winkel, — ohnmächtig wurde zum Glück keine, — die Burschen griffen nach Flaschen, Krügen, Stühlen und was sich sonst gerade von Waffen darbot. Christophorus schaute anfangs zu; als aber die Bauern verloren, sprang er mitten in den Knäuel und warf gleich ein halbes Dutzend Soldaten auf einmal zur Tür hinaus. Nun faßten auch die Burschen wieder Mut, und im Nu war der Saal gesäubert; einen Offizier, der sich vom Tatbestande überzeugen wollte, schleuderte Christophorus im Schwunge den Soldaten nach, so daß er mitten zwischen sie auf den Rasen fiel.

Am nächsten Tage hatte ich die Sache vom Bognerwirt ausführlich erfahren; ich sah voraus, daß der Handel damit nicht abgetan sei. Christoph mochte nichts Gutes ahnen und er vermied es daher, mich aufzusuchen.

Den Offizier kannte ich; auch ihn sah ich nicht mehr auf der Straße; als er mir aber wieder begegnete, trug er eine frische Schmarre vom Ohr bis zum Kinn. Mir war gleich der Zusammenhang klar: das war der Heldenarm Christophs. Mit einem Schlage hatte er auf der Mensur die Parade durchhauen, den Säbel zerschmettert und die Wange gespalten.

Endlich kam er wieder in mein Arbeitszimmer, wohl nur, um zu erfahren, ob etwa Mitzel von der Geschichte gehört habe und was sie zu der ganzen Affäre sage. Die Kunde davon hatte sich jedoch nicht über

die nächstbeteiligten Kreise verbreitet; ich behielt sie für mich und dachte mir, später möge sie ihr einmal der Herr Gemahl erzählen.

Ich betrachtete Herrn Christoph von oben bis unten: „Nun, haben Sie im Talar gepaukt?"

„Ich muß mir diesen Stich gefallen lassen!" antwortete er zögernd. „Wenn Sie das Duell aus Gründen der Vernunft verurteilen, so tue ich es aus solchen der Religion. Ich habe mir sogar den Kirchenbann zugezogen, — das ließ mich ein paar Nächte nicht schlafen. Endlich wendete ich mich reumütig an den Bischof von Brixen und der sprach mich los. Wahrhaftig, der Teufel soll mich nicht mehr ködern, — aber Zeit und Weile sind ungleich."

„Darum sollen Sie sich eben um einen Schutzengel schauen! Mitzel ..."

„O," stöhnte er, „der wag' ich mich garnicht in die Nähe. Weiß sie ..."

„Und wenn! Sie ist zwar fromm, aber solche Stücklein halten die Mädel wohl gar für Heldentaten und meinen, der sie vollbracht, sei was Rechtes, nicht bloß ein Theolog, der sich kaum aus der Kutte zu schlüpfen getraut. Nachdem Sie nun wie ein wilder Stier mit den Hörnern unter eine Schar Soldaten gefahren sind, werden Sie wohl auch ihr verkünden, was Trumpf ist?"

„Ich möchte wohl, aber wenn ich will, so zittere ich, daß mir der kalte Schweiß ausbricht!"

„Vor einem Mädel?" rief ich lachend. „Oder soll sie vielleicht vor Ihnen auf die Kniee fallen? Da muß der heilige Antonius oder ich je schneller, desto

besser euch beim Schopf nehmen und mit der Nase zusammenstoßen. Hat man je so was erlebt?"

Er flehte halblaut: „Ich bitte, tun Sie uns nichts zuleid!"

„Vorläufig müssen Sie mir eines versprechen: Sie beschließen Ihre theologischen Studien mit diesem Semester."

Erleichtert gelobte er es mir auf die Hand.

*

Zwischen den Tannen auf der Hochebene bei Natters ist der Jesuitenhof versteckt. Er gehört dem Orden, der kranke Mitglieder zur Erholung hinaufsendet; im Sommer lenken die Theologen ihre Spaziergänge hierher und dann herrscht ein heiteres Leben. Der Pfad über den Abhang kreuzt sich mit dem Wege zum Pflaurerhof; so kam es, daß ich auf der Heimkehr aus dem Walde, wo ich einige Moose gesucht hatte, die versammelte schwarze Gesellschaft streifte, die sich unter Führung des Rektors Wenig trotz der dunklen Wolken über den Bergen des Oberinntales heraufgewagt hatte. Die Theologen kegelten, nur Christoph saß seitab im Talar am Katzentischchen. Er tunkte mißvergnügt ein Kipfel in ein Schälchen Kaffee und mochte wohl von einer Tonne Einbecker Bier zu Schinken und Pumpernickel träumen. Der Rektor begrüßte mich freundlich; ich zeigte auf Christoph, der sich verbeugte: „Warum habt Ihr den in den Schmollwinkel verbannt?"

Der Pater lachte: „Weil er uns die Kegel zu Splitter zerwarf und sogar den geflochtenen Kugel-

fang sprengte! Was soll man mit einem solchen Unhold anfangen?"

Wenig war seit Jahren mein Kollege an der Universität; wir waren zugleich Mitglieder des akademischen Senates gewesen. Bin ich auch kein Freund des Jesuitenordens, so unterscheide ich doch stets den Mann vom Rocke, und gerade in der Gesellschaft Jesu hatte ich manchen gediegenen Menschen kennen gelernt, der sich von unseren derben Gäutappern in Kanonenstiefeln noch überdies vorteilhaft durch seine Bildung unterschied. Dazu gehörte auch der edle, humane Wenig.

Ich winkte ihm, und wir traten hinter eine Baumgruppe.

„Glauben Sie," begann ich leise, „daß Christoph zum Priester paßt?"

Er besann sich eine Weile und erwiderte dann: „Sie kennen ihn ebenfalls; er ist ein rechtschaffener, streng gläubiger Jüngling. Zweifeln Sie an seiner Pflichttreue, wenn er die Weihen erhalten hat?"

„Nein! Was er am Altare verspricht, wird er gewissenhaft halten. Darüber steht jedoch der Beruf; wer ihn verfehlt, kann elend werden, und wär' er auch der treueste Knecht im Weinberge des Herrn."

„Er hat noch nicht die Weihen; es ist wohl möglich, daß ihn Gott für einen anderen Stand bestimmt hat."

„Das sollten Sie ihm sagen!"

„Wir binden ihn nicht!"

„Ein Wink von Ihnen am Ende des Semesters.."

„Das könnte ihn kränken und er würde vielleicht,

wie es bei jungen Leuten wohl schon vorgekommen ist, aus Trotz gegen sein eigenes Wohl handeln. Für jede Seele, die meiner Leitung anvertraut ist, fühle ich mich Gott verantwortlich, und ich habe durch lange Jahre einige Erfahrung gewonnen. Zwar sieht des Menschen blödes Auge nicht in die Zukunft; bei Christoph scheint sich jedoch die Umkehr schon zu vollziehen, hat sich vielleicht schon vollzogen, und er beginnt den zweiten Kurs schwerlich in unserer Fakultät."

Von der Umkehr wußte ich mehr, als Wenig; ich hatte nur erfahren wollen, ob ihn vielleicht der Orden zu kapern beabsichtige; jetzt war ich beruhigt. Wir kehrten zur Gesellschaft zurück; Christoph betrachtete uns argwöhnisch. Ich rief ihm zu: „Kommen Sie bald nach! Der Pflaurer hat uns bestellt, seine Lärchen-Setzlinge zu besehen!" —

Hans saß im Lehnstuhle; er fluchte weidlich über die Gicht, welche ihm in die Zehe gefahren sei. Die Sache hatte jedoch nicht viel zu bedeuten und ich versprach, ihm umgehend eine Dosis Colchicum und Lithion zu senden. Zu den Lärchen-Setzlingen konnte er uns freilich nicht begleiten; das sollte Mitzel tun, die ihm bei der Arbeit geholfen; es sei nicht weit droben auf der Höhe. Nun kam auch Herr Christoph. Hans rief Mitzel herein; sie steckte den Kopf durch die Küchentür.

„Mitzel," sagte ich, „schau doch in den Spiegel, sonst verrät der Rußfleck auf deiner linken Wange, daß du viel mit einem Schwarzen verkehrst!"

Als sie Toilette gemacht, drohte sie mir mit dem kleinen Sonnenschirm; ganz wohl war ihr bei der

Sache nicht, als ihr der Vater den Auftrag gab, uns zu führen.

„Du schaust ja so verlegen drein, als wärst du zum Brautexamen bestellt! Sei nur ruhig, zu einem solchen Verhör hat Herr Christoph noch nicht die nötigen sieben Weihen!"

Sie schielten einander an, schlugen jedoch schnell die Augen nieder. Hatte es mir nun der heilige Geist oder Sankt Antoni eingegeben, — so oder so, — ich war entschlossen, heute den Handel zu Ende zu bringen. Beim steilen Anstieg konnte man nicht sprechen, und droben auf der Höhe mußte man doch über die Lärchen urteilen; da ich mich abseits hielt, war die Unterhaltung einsilbig genug.

Da begann der Sturm in den Bäumen zu sausen; auf ein paar scharfe Donnerschläge folgte ein Regenguß, der uns in eine nahe Bretterhütte trieb, wo wir uns in die Streu setzten. Der Wind wehte kalt und der Hagel begann lustig auf das Dach zu prasseln; um so eher durften wir jedoch erwarten, daß sich der Himmel kläre. Das geschah nach einer Viertelstunde; freilich schnitt uns ein Grat die Aussicht nach Westen ab, so daß wir das Heraufziehen eines zweiten Gewitters nicht gewahren konnten.

Was sollten wir aber auch im nassen Gebüsch anfangen? Ich riet daher zum Rückzuge. Für meine Bergschuhe und Christophs hohe Stiefel war das leicht, — wie sollte aber Mitzel hinabkommen? Die tonigen Wände des Hohlweges waren aufgeweicht, seine Sohle mit Eiskörnern gefüllt, so daß man ihn als schlüpfrige Rutschbahn hätte benutzen können. Ich

dachte freilich nicht daran und sprang vorwärts; hinter mir trippelte ängstlich Mitzel einher; dem vierschrötigen Christoph fiel es gar nicht ein, ihr den Arm zu bieten. Da, bei einer Biegung ein Schrei, — sie lag auf dem Boden, kaum daß sie sich noch mit dem Arme stützen konnte; er stand hinter ihr wie ein Pfahl, den man eingerammt hat.

Ich rief unwillig: „In Teufelsnamen, Herr Christoph, rühren Sie sich doch!" und faßte sie beim linken Arm, er beim rechten; so trugen wir sie zu einem Baumstrunk, auf den ich den Plaid warf. Wir setzten sie nieder, er mußte sie stützen. Ich löste ihr die Schnalle und zog behutsam den Schuh ab; einige leichte Griffe überzeugten mich schnell, daß weder ein Bein gebrochen noch ein Gelenk verstaucht war. Der Schmerz war auch nicht groß, so daß ich eine leichte Zerrung der Sehnen diagnostizieren konnte. Die Sache hatte nicht viel auf sich und ich tröstete sie: „Nach zwei, drei Tagen kannst du wieder tanzen; vorläufig mußt du aber Ruhe halten." Dann wickelte ich in mein Taschentuch Hagelkörner und band sie ihr über den Knöchel; dem Christoph gab ich den Schuh und raunte ihm zu, er möge ihn vorläufig als Drangeld auf den Pantoffel nehmen!

Aber wie sollten wir sie nach Hause bringen? Der Donner rollte näher und näher. „Mitzel," sagte ich, „zu all den Uebeln, die mich niederdrücken, kann ich dich nicht auf den Buckel nehmen! Herr Christoph, Ihr Namenspatron hat das Christkindel samt der Weltkugel getragen, — nehmen Sie das leichte Ding! Ja, was glotzen Sie mich an? Es ist mein Ernst; sie

kann ja nicht auftreten, — vorwärts, marsch! Und du sträube dich nicht, — marsch!"

Er bückte sich, hob sie empor und trug sie abwärts; ich ging sorglich zur Seite. „Wenn du dich nicht festhältst, so fällst du herab!" mahnte ich, — da schlang sie ihren Arm um seinen Hals. So erreichten wir langsam die Stelle, wo sich unser Pfad mit dem zum Jesuitenhofe kreuzt, und wir kreuzten uns mit dem Rektor.

Christoph verbarg sein Gesicht an Mitzels Busen, sie drückte das ihrige in seinen Filzhut, doch hatte er soviel Besinnung, sie nicht in die Pfütze zu werfen und davon zu rennen. Wenig schlug die Hände zusammen: „Wa... Wa... was!" und wollte auf den Verbrecher losstürzen.

Ich hielt ihn zurück: „Ruhig, Herr Kollege! Sie hat den Fuß verrenkt; überdies sind beide verlobt!" Sie fuhren zugleich empor und starrten mich an; ich sprach gelassen: „Wenn es andere Leute wissen, darf es der Rektor auch erfahren, — oder schämst du dich etwa, Mitzel?"

Unwillkürlich stammelte sie: „Nein!" und mit dem Donner des freudigsten Basses fiel Christoph ein: „Ich auch nicht, ich auch nicht!"

„Wenn es so ist," begann Wenig wieder, „haben Sie freilich keinen Beruf zur Theologie; es kommt, wie ich dem Professor Pichler vorausgesagt und es ist recht so. Aber eines befehle ich Ihnen: legen Sie noch heute den Talar ab! Das Meldungsbuch soll Ihnen auf meine Verantwortung unterfertigt werden, — so ist jeder schlechten Nachrede vorgebeugt!"

„'Gelt's Gott!" donnerte Christoph ein zweites Mal.

„Recht ist es so!" fuhr Wenig fort. „Sie und Ihre Braut sind christlich im tiefsten Herzen; wo Christus der Grundstein der Ehe ist, da blühen auch die Rosen der Einigkeit und das Myrtenkränzlein wird zur Krone himmlischer Verheißung!"

Beide horchten gerührt zu; ich aber wollte Mitzel mit ihrem Fuß in das Bett legen und daher die Predigt, so schön sie angefangen, nicht abwarten.

„Lieber Herr Kollege, der Bräutigam hätte eine Bitte! Er könnte sie zwar bald selbst anbringen; weil er mich aber bereits zu seinem Vertrauten gemacht hat, will ich es jetzt gleich tun. Möchten nicht Sie ihn trauen? Vor dem Altar des heiligen Antonius, den beide mit solcher Andacht verehren!"

„Mit Erlaubnis des Ortspfarrers herzlich gern!"

„Vorwärts ihr zwei! — Gute Nacht!"

Als ich den Hut schwenkte, faßte der gute Pater das Käppchen und hob segnend die Hand.

Auf dem Wege sprach von uns dreien keines ein Wort; was ich dachte, interessiert wohl niemanden; die Empfindungen Mitzels und Christophs sind gewiß in ihren Tagebüchern verzeichnet; daß sie mir nicht fluchten, hoffe ich, und in Zukunft werden sie es wohl auch nicht tun.

Vor dem Hause hieß ich ihn seine süße Last auf die Bank setzen; er möge immerhin neben ihr Platz nehmen, aber fein bescheiden! Ich wolle unterdes den Vater verständigen, damit er die Hochzeit noch vor den nahen Ferien ansetze.

Väter sind oft in Bezug auf ihre Töchter mit Blindheit geschlagen; Hans war über die Mitteilungen, die ich ihm machte, sehr erstaunt, aber eben so erfreut, denn er kannte Christoph und seine Verhältnisse. Mühsam raffte er sich auf, nahm die Krücke und hinkte mit mir vor die Tür.

Die beiden waren sehr befangen; mir fiel sogleich auf, daß die Narbe an Mitzels Oberlippe etwas röter sei; war sie etwa angestoßen, oder hatten sich die zwei den ersten Kuß gegeben? Hans schien dieses Rätsel garnicht zu beachten; er faßte ihre Hände und legte sie unter Tränen schmunzelnd ineinander.

„Was mich eigentlich verdrießt," begann er, nachdem die Rührung überwunden, „ist der Umstand, daß Ihr die Sache so verschmitzt hinter meinem Rücken abgetan!"

Ich ließ Christoph, der sich rechtfertigen wollte, garnicht zu Worte kommen: „Die beiden Schäflein haben bis vor einer halben Stunde selbst nichts davon gewußt! Sobald der ärgste Rummel vorbei ist, erzähle ich dir alles. Jetzt will ich an Christophs Vater schreiben; wenn es dieser da tut, so wächst eine Verwirrung aus der anderen." Damit stand ich auf.

Auch Christophs Vater erklärte sich einverstanden. „Mit der Theologie war es nie was rechtes," schrieb der wackere Mann; „ich sah den Sohn nur ungern wandern; jetzt hab' ich meiner Alten den Marsch vorgetrommelt. Die Weiber müssen nicht immer recht haben, und wenn so eine Mutter Großmutter wird, hat sie selbst die größte Freude." —

Soll ich von der Hochzeit erzählen? Sie war

lustig genug. Auf die Torte ließ ich mit Zucker jenes Schnadahüpfl spritzen, das ich einst dem jungen Theologen vorgebrummt; Christoph war froh, daß er es nur lesen, nicht hören mußte. Die Braut fragte ich, ob sie dem heiligen Antonius eine Votivtafel malen lasse. Ich müsse in einem Kranz von Osterkräutlein auch darauf abgebildet sein.

„Geh mir," war die Antwort, „sei froh, wenn niemand dich anschaut, dich und deinen schmutzigen Plaid!"

„Aber eine Entschädigung krieg' ich doch dafür, daß ich dich Herrn Christoph abgetreten?"

„Du bist heimlich froh, daß du mich vom Halse hast!"

„Nun ja, so habe ich die siebente Bitte des Vaterunsers nicht umsonst gebeten! Aber wart', du Schnabel, ich werde deine ganze Geschichte drucken lassen!"

„Untersteh' dich!"

Was sie aber sagen wird, wenn ihr diese Blätter mit sauberen Lettern alles erzählen, was sie verbrochen hat?

Christoph übernahm das Gut von Hans; sein Vater zahlte zur Vergrößerung desselben eine namhafte Summe, damit der Sohn nicht umsonst aus der Schüssel der Frau esse. Sein Gut in Westfalen erhält die junge Schwester, wenn sie heiratet.

Nun, dafür können vielleicht wir zwei, der heilige Antonius und ich, sorgen; sie war mit den Eltern auf der Hochzeit des Bruders: ein Gesichtchen wie eine Apfelblüte, flachsblonde Zöpfe, — hat mir recht gut gefallen, — wollen sehen!

## Der lateinische Bauer

Die Naturforscherversammlung, die unsere sonst so ruhige Stadt mit Scharen fremder Gäste überschüttet hatte, war verrauscht. Gern wäre ich für etliche Tage in die Einsamkeit der Alpen gewandert, ich mußte jedoch wenigstens eine Woche an Ort und Stelle bleiben, um als Dekan der philosophischen Fakultät die neueintretenden Hörer aufzunehmen.

Da saß ich denn vormittags in der Kanzlei, anstatt durch die schöne Herbstlandschaft zu streifen, und guckte durchs offene Fenster in den botanischen Garten, wo Astern und Georginen, die der Reif noch nicht versengt hatte, farbig prangten und Silberfäden durch die klare Luft schwammen.

Am Tage, wo die Frist ablief, war der Zudrang am größten. Ich erledigte ein Meldungsbuch nach dem andern, ohne mir viel Zeit zu nehmen, die jungen Herren, die herumschwirrten, näher anzusehen.

Der letzte reichte mir sein Heft.

Ich blätterte es durch und las den Namen: „Norbert Pimpacher", „Norbert Pimpacher," murmelte ich, und tausend Erinnerungen der Jugend erwachten in mir. Ich sah den jungen Mann, der unbefangen vor

mir stand, an; es hätte nicht viel gefehlt, wäre ich aufgesprungen und ihm um den Hals gefallen.

Ja, das war mein guter Norbert, er war es! — Siebenundzwanzig Winter gingen über unsere Scheitel, seit wir uns trennten!

„Der Vater," begann er schüchtern — auch die Stimme war's! — „läßt Sie schön grüßen!"

„Jawohl," erwiderte ich, „hat er Ihnen vielleicht erzählt, was wir für treue Gesellen in Wald und Flur gewesen? Das ist lang, lang her, und doch kommt mir vor, als wär's heute!"

„Er meint fast, Sie hätten ihn ganz vergessen, weil Sie gar nie bei ihm einkehrten, und doch fuhren Sie mit der Eisenbahn oft genug vorüber."

„Vergessen nie, aber versäumt! Ist er nicht Bauer? Kameraden haben mir manches von ihm erzählt!"

„Bauer, freilich Bauer," erwiderte er und setzte mit einem Anflug von Stolz bei: „Aber ein Bauer, den mancher Herr beneiden könnte."

„Schreiben Sie dem Vater — doch nein, schreiben Sie ihm nicht," rief ich lebhaft und fügte, das Meldungsbuch zurückgebend, bei: „ich denke, wir sehen uns noch."

Die letzten drei Wochentage hatte ich nun frei, ich fuhr am nächsten Morgen auf der Eisenbahn ins Unterinntal, und wenn ich dieses Mal meinen Hammer zurückließ, mögen es meine geologischen Kollegen entschuldigen.

Zu Kufstein stieg ich aus und wendete mich dem Dörflein zu, das nicht weit vom Bahnhof zwischen Obstbäumen zerstreut liegt. Etwa eine Viertelstunde

davon vereinigen sich mehrere Höfe zu einem Weiler. Hieher lenkte ich den Schritt, ernst und sinnend auf die Felder und Höhenb lickend, wo ich mit der Büchse in der Hand manches kleine Abenteuer bestanden, in manchem Liedchen das Weh und die Lust des Jünglings ausgesungen hatte. — Kleine Leiden und Freuden, und doch so unendlich groß und wichtig, vielleicht der einzige reine Schatz unseres Lebens. Denn verleiht uns auch das Bewußtsein männlicher Pflichterfüllung ein Gefühl ernster Würde, so brennen doch die Narben aus dem Kampf mit den oft so gemeinen Mächten des Daseins!

Man hatte unterdes manches neue Haus gebaut und so manches verändert, ich fand mich daher nicht gleich zurecht. Eines war so sauber und zierlich, daß ich stehen blieb, um es anzuschauen. Das Giebelfeld, über dem sich zwei schuppige Drachenköpfe die grimmigen Zähne wiesen, füllten goldgelbe Maiskolben aus, Bündel von rotgefärbten verschlangen sich dazwischen zu den Buchstaben M und N gerade unter der Spitze des Dreieckes. Den Söller, der wie die Fenstereinfassung und alle Gesimse hellgrün angestrichen war, schmückte eine Zeile Blumentöpfe hinter einer Verzäunung von Latten, bis zu denen die Ranken des Weinstocks emporklommen. Aus den zackigen Blättern schimmerten kleine blaue Trauben und an den sonnigen Stellen große hyazinthrote; jene trifft man nicht selten in den Körben der Fruchthändler unserer nordtirolischen Städte, diese nur an der Etsch, wo sie vor allen anderen reifen. Während ich das alles mit Wohlgefallen betrachtete, trat eine Dirne aus der

Tür, ich fragte sie, wie der Hof heiße, denn nach meiner Meinung mußte das Pimpachergut nahe sein, ich hätte es hier gesucht, allein der Bau entsprach nicht meiner Erinnerung.

„Beim Pfaffen!" erwiderte sie.

„Beim Pfaffen?" rief ich verwundert, „der Widum erhebt sich neben der Kirche von Zell."

Lachend begann sie wieder: „Beim Pfaffen, ja! Das ist der Spitzname, der jetzt gilt, weil der Bauer zu Brixen aus der Theologie durchgebrannt ist."

„Ja, wo ist denn der Pimpacher Hof?" fragte ich neuerdings.

„So hieß das Haus früher," entgegnete sie.

Nun wußte ich, wie ich daran war, und erkundigte mich sogleich, wo denn der Bauer verweile.

Sie wies mich in den Garten rückwärts.

Er trieb neben dem Zaune mit dem Fuß den Schleifstein, mit der rechten Hand schärfte er ein Beil, der linke Arm hing steif herab, er war einmal beim Ausraupen vom Kirschbaum herabgefallen. Das Rascheln des dürren Laubes ließ ihn meinen Tritt im Kies überhören, so konnte ich mich unbemerkt hinter eine Laube stellen. Ich betrachtete ihn mit einer Art Rührung. Das Haar um Stirn und Schläfe war dünner geworden und mit Grau vermischt, ebenso der Bart; die Jährchen hatten manche Furche in das redliche Gesicht gegraben, den Ausdruck der Treuherzigkeit vermochten sie nicht zu zerstören. Im Gebüsch pfiff eine Meise, er lockte sie herbei und lächelte, als sie, die Täuschung gewahrend, scheu davon flog. Während er so spielte, intonierte ich mit voller Kraft:

„Wohlauf denn getrunken
Den funkelnden Wein!“

Bei den ersten Tönen horchte er staunend, dann ließ er mit einem Schrei die Hacke fallen und lief zur Laube. Er erkannte mich auf der Stelle, Tränen stiegen in unsere Augen und nach brüderlichem Gruße zerrte er mich zum Haus, immerfort rufend: „Moidel, der Pichler ist da!“

Und die Moidel rannte aus der Küche und wischte, als sie meiner ansichtig geworden, einen Rußstrich von der Wange und die schmalzige Hand, mit der sie gerade Nudeln eingetunkt, an der Schürze ab und hieß mich willkommen. Sie war runder geworden, aber noch immer ein hübsches, festes Weiblein, das schwellende Goderl unter dem Kinn stand ihr gar nicht schlecht und die Aeuglein glänzten so munter, wie vor zwanzig Jahren, wo wir zum letztenmale am Brunnen geplaudert und sie mir heimlich das Pulver auf der Zündpfanne mit Wasser befeuchtet hatte.

Der Lärm lockte ein Moidele Nr. 2 herbei, das mich fremd anstarrte. War Norbert Nr. 2 dem Vater aus dem Gesichte geschnitten, so konnte das Moidele die Mutter nicht verleugnen, eine prächtige Unterländerin, so daß man fast hätte wünschen mögen, jung zu sein, um an ihr eine rechte Freude zu haben. Aber ein Liedlein singt:

„Tulipan und Rose blüht
Leider nie zusammen,
Und den alten Dornbusch wirft
Gern man in die Flammen.“

Schnell war in die Laube, an der sich Windling,

gelbe Kapuzinerlein und rote Bohnen emporschlangen, ein Tisch mit Stühlen gerückt, auf blankem Zinnteller schimmerte eine Flasche Roter und daneben Käse, Butter und Obst jeder Sorte, das Moidele, als vom Vater gezogen, besonders rühmte, wobei der Alte vergnügt schmunzelte.

Der Leser errät leicht, um welche Gegenstände sich das Gespräch drehte. Ist man einmal 50 Jahre alt, so redet man nur noch von der Zukunft der Kinder und der eigenen Vergangenheit. Weitläufig, einander oft mit Fragen unterbrechend, erzählten wir uns, was wir erlebt, Gutes und Schlechtes, wie's eben kam: meine Schicksale gehören auf ein anderes Blatt, die Norberts verdienen wohl kurze Aufmerksamkeit.

Ich entrolle nur eine Idylle. Sollte hier und da die Behandlung derselben ungleich sein, so vergesse man nicht, daß mir der Faden dazu aus verschiedenen Händen geliefert worden ist. Zustatten kam mir die eigene Kenntnis der wackern Leute und der Umstand, daß ich manche Woche in dieser Gegend zugebracht hatte.

* *
*

Es war ungefähr eine Stunde nach dem Abendläuten. Tiefe Nacht ringsum; nur längs dem Grate des wilden Kaisers verbreitete sich ein magisches Dämmern; die Wolken verwandelten ihr Grau allmählich in Silber, erst ein Lichtblick wie von einem großen Stern, dann tauchte die volle Mondscheibe über den Felsen empor. Ihr mildes Licht machte einen jungen

Menschen sichtbar, der fast unbeweglich wie der heilige Johannes auf dem steinernen Pfeiler neben ihm, sich auf das Geländer lehnte und dem Spiel der Wellen, die hell flimmerten, zuzuschauen schien, und doch mengte sich von Zeit zu Zeit in ihr Rauschen ein leiser Seufzer, den hellen Glanz des Auges trübte eine Träne, die wohl nicht durch die scharfe Herbstluft veranlaßt wurde.

Es war unser Norbert. Im verflossenen Schuljahr hatte er zu Innsbruck die philosophischen Studien vollendet und ein besseres Zeugnis über seine Sitten, als über die erworbenen Kenntnisse mitgebracht.

Wie so mancher Student, dem sich in ähnlicher Lage die juridischen oder medizinischen Hörsäle verschlossen, wollte auch er Theolog werden, ohne daß er gerade für dieses Fach eine besondere Vorliebe gehabt hätte, ebensowenig als er Abneigung dagegen fühlte. Zudem war es in Tirol so gebräuchlich, daß die Bauernsöhne sich zu Brixen die Weihen holten, um dann der Stolz der ganzen Verwandtschaft zu sein, die da meinte, daß der Geistliche einen Extraschlüssel besitze, um Vettern und Basen das Himmelstor aufzutun. Die Juristen galten ja doch nur als Bauernschinder, und was vermag der Doktor neben dem Hochwürdigen, der mit Stola und Weihwedel jeden Teufel von Gog bis Belzebub zu vertreiben weiß! Wer Brixen seitab liegen läßt, ist in der öffentlichen Meinung der Bauern verfemt, und leider läßt man es manchmal nicht bloß beim moralischen Zwang bewenden, man hängt dem Widerspenstigen den Brotkorb so hoch, daß er ihn nur in Kanonenstiefeln erreicht!

Das war bei Norbert eben nicht der Fall, doch hatte man bisher nach altem Brauch als selbstverständlich vorausgesetzt, er wähle das Priesterkleid, und diesem Umstand verdankte er manchen blanken Silberzwanziger, den ihm seine Base, die dicke Braumeisterin, als Drangeld für die Vaterunser, die er einst für ihr Seelenheil beten sollte, zugesteckt hatte.

So lebte er bisher mit jenem gedankenlosen Leichtsinn, der Jünglinge über ihre Zukunft oft so schrecklich verblendet, in den Tag hinein.

Er war heute traurig, er wußte selbst nicht, was ihn von seinen Freunden fort in die Einsamkeit getrieben hatte, wenn nicht vielleicht jene Warnungsstimme der Ahnung, die vor dem letzten entscheidenden Schritt in jeder Brust spricht, deren leisen Ton aber die wenigsten beachten, bis sie nach der Tat als rächendes Gewissen unabweisbar den Frevler oder Unbesonnenen aus der Ruhe stört. Es waren schon die letzten Tage des Septembers angebrochen, ein Volksspruch sagt:

„Um Maria Geburt
Zieh'n Studenten und Schwalben furt."

Eigentlich sollte er sich schon auf dem Wege nach Brixen befinden, zögernd hatte er aber Tag um Tag den Ferien zugelegt; es war ja so schön und morgen wollte er zum letztenmale auf Jagd und Vogelfang ausziehen. Von den fernen Bergforsten rauschte und sauste es herüber; der Herbstwind war in der Höhe erwacht und blies voller und voller, während im Tal sich noch kein Blättchen regte. Das Rauschen schwoll mächtiger an, beklommen horchte er auf, es drang wie

Klagetöne durch das Dunkel, als sollten die Blumengeister des Lenzes fortziehen aus dem Tale, nächtlich, unsichtbar; vom Hochland starrten die Spitzen der Gletscher herab, wie die Speere eines langen Heeres, das der Winter in die Ebene niederführte. Wie stimmte die ganze Umgebung zu Norberts Empfindungen!

Plötzlich hallten Tritte vom Pflaster der Stadt, Lärm, Lachen, wie von einer Schar lustiger Trinker; der Schwarm beugte links ein und zog durch das schmutzige Gäßchen ins „Auracher Löchl". Das ist ein Wirtskeller, dessen Räume tief in den Felsen des Festungsberges zurückgehen; daher findet man hier den Gerstensaft lauter und kühl wie sonst nirgends, und die Besucher kommen aus allen Gegenden, ihn zu kosten.

Wir hatten uns hier am Schluß der Ferien, der wichtigsten der ganzen Studienzeit, weil sie zwischen den philosophischen Kursen und den Brotfächern, deren eines nun jeder wählen sollte, lagen, zum Abschied bestellt — aus allen Dörfern des Unterlandes von Kössen bis hinauf nach Rattenberg.

„Edite, bibite, collegiales,
Multa post secula pocula nulla!"

schallte der Chor lustig ins Weite, daß die ehrsamen Nachbarn schlaftrunken aus den Federn fuhren und durch das Fenster lugten, ob der Himmel einfalle oder der Teufel los sei. Auch zu Norbert drang die heitere Weise und weckte ihn aus den Träumereien, in die er versunken war. Er konnte dem Zuge nicht widerstehen; erst mit langsamen Schritten, dann rasch ging er dem Keller zu, mit ein paar Sprüngen über die Treppe hatte er die Zechstube erreicht. Wir saßen bereits ka-

meradschaftlich an der langen Tafel, und nebenbei hinter dem kleinen Schenktische im Winkel etliche Rechtspraktikanten, die in der Erinnerung alter akademischer Zeiten gern mitgetan hätten, wäre nicht ein Strich auf der Konduitenliste zu fürchten gewesen.

Den obersten Platz nahm unter uns jener Wilhelm ein, der bei allen soliden Leuten anrüchig war; man konnte ihm zwar keine schlechten Streiche nachsagen, es hieß nur, er sei kein guter Christ, weil er nie den Rosenkranz bete — kurzum, es lag etwas in seinem Wesen, was den verborgenen Instinkt der Trivialität im Herzen der Philister zum Widerspruch herausforderte. Uebrigens hätte man dem jungen Mann seine Gottlosigkeit nicht angesehen, so mild und klar war das Auge, mit dem er in die Nacht hinausblickte, als dächte er irgend einer Paradoxie nach, die der Professor zur Belustigung des Kollegiums vergebens mit logischen Spießruten verfolgen sollte. Der Krug vor ihm war noch unberührt, keine Pfeife dampfte in seinem Mund; ja er sah sogar das hübsche Lenerl kaum an, wie es mit der klappernden Geldtasche am Gürtel herumging. Ein unbewußter Ernst lag auf seinem Gesicht, der den entschiedensten Gegensatz zur ausgelassenen Heiterkeit der Genossen bildete, und doch horchte jeder mit Achtung auf das, was er bisweilen kurz und bündig sagte, hier und da einen Witz, scharf, zweischneidig und treffend, daß alle laut auflachten. Er bemerkte Norbert zuerst, der sich im Schatten der Türe gehalten hatte und mit vollem Behagen dem Treiben seiner Freunde zusah. Dieser trat nun ein und wurde jubelnd begrüßt.

Nun ging es mit Fragen und Späßen kreuz und quer, bis er Platz genommen hatte und eben auch zur Springflut ihres jugendlichen Mutwillens ein Tröpflein beitrug. Da räusperte sich einer und sang:

„Rundgesang und Becherklang
Lasset froh ertönen."

„Nein!" schrie ein anderer, „singen wir:

„Es geht der Humpen rings herum!"

„Stoßt an, jedem im Kreise ein Lebehoch!"

Da faßten wir einander Hand in Hand; derjenige löste die Kette, dessen Name in der Reihe erscholl, und leerte mit kräftigem Zug das Glas, während ihm die anderen zusangen. Es kam an Norbert. Da begannen seine Nachbarn:

„Schenkt ein und trinkt aus;
Freund Norbert soll leben,
Sein Schätzchen daneben;
Es lebe das ganze Norbertsche Haus."

„Ja, wie heißt denn eigentlich dein Schätzchen?" fragte einer nebenan.

Norbert schwieg.

„Nun, so plagt ihn nicht so!" rief eine Stimme dazwischen, „der fromme Mann geht ja in die Theologie, da muß er den Strauß von der Mütze nehmen und das Mädel aus dem Herzen jagen; den Strauß kann er sich trocknen und als Merkzeichen für das Kapitel vom Ehestand in sein Lehrbuch des Kirchenrechtes einlegen."

„Ihr zerreißt euch am Ende den Mund umsonst," sagte Norbert einigermaßen befangen; „ich geh' ja gerne in die Theologie."

„Wie der Pudel ans Gras!" unterbrach ihn einer, „warum willst du denn nie aus den Ferien fort, als wäre jede Minute, die du daheim zubringst, unbezahlbar, oder als ob du deinen Spitznamen „Leim" durch die Tat rechtfertigen wolltest."

Unter der Tür stand Lenerl. Sie blinzelte schalkhaft mit den Augen, ich trat zu ihr und faßte sie scherzend um den Leib. Mit einer leichten Drehung wand sie sich los, zog mich am Arm nieder, flüsterte mir heimlich etwas in das Ohr und husch! war sie kichernd über die Treppe hinunter.

Norbert hatte zugesehen; um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, wies er mit dem Finger auf mich und rief:

„Da schaut einmal, unser Botaniker weiß die nettesten Blümlein zu finden!"

„Das hast du schlecht gemacht," antwortete ich ihm lachend und wendete mich an die Kameraden. „Wollt ihr wissen, wie Norberts Dienl heißt? Trommelt und paukt: Marie!"

Ueber Norberts Wangen floß Feuer, betroffen stellte er den halb erhobenen Krug nieder, die andern hämmerten im Takt auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und brachten ein tolles Vivat!

„Aber, wer ist sie denn eigentlich?" fragte Sebi, ein lustiges Bürschchen mit kugelrundem Kopf und breiten Lippen, der die saftigsten Schnadahüpfeln zu singen wußte: „ich kenne alle Moideln weitum, welche ist's?"

Norbert sah mich bittend an; wollte ich ihn auch nicht verraten, sollte er doch nicht so leicht loskommen.

Ich begann, seinem Blick ausweichend, mit Emphase: „Ihr kennt sie alle, gewiß ist ihr schon jeder nachgestiegen, im Unterland wurde noch nie so schöner Flachs gesponnen wie ihr blondes Haar — —"

„Dann ist's Klausens Moidele!" schrie Veit, ein flotter Bursch aus Kufstein, und griff einen lauten Akkord auf der Gitarre, die am blauen Band an seinem Halse hing.

„Klausens Moidele," entgegnete ich ironisch, „das ist also die deinige, bravo!"

„Bravo!" riefen unter schallendem Gelächter alle, „also Klausens Moidele und der Veit!"

Verlegen wischte dieser mit der Hand die Stirn. Ich sah im Kreise herum, ob vielleicht noch einer ein Moidele anzugeben habe; durch Veits Voreiligkeit gewitzigt, schwieg jedoch jeder.

„Also mit Klausens Moidele ist's nichts," fuhr ich fort, „das Moidele, das ich meine, hat blaue Augen —"

„Einen roten Rock, einen blauen Mantel und die Lilie in der Hand," unterbrach mich Sebi, „am Ende ist's wohl gar die Mutter Gottes auf dem Seitenaltar, die man bei der Prozession herumträgt."

„Richtig! Sebi," entgegnete ich, „die ist's, und da du ebenfalls dich der heiligen Theologie überliefern willst, so kannst du dich mit Norbert in ihre Liebe teilen."

Wie Spieler den Ball von Hand zu Hand werfen, neckte nun einer den andern und ließ sich gerne wieder necken: ungemessener Jubel der Jugendlust, die brausend überflutet, bis sie dann das Schulgesetz durch

hergebrachte Fesseln des Pedantismus zu hemmen sucht. Stunde um Stunde verging, für uns gab es keine Uhr, wir hätten gezecht und geschwärmt, bis die Morgensonne in den Gläsern spiegelte; da erschien plötzlich die lange Gestalt des Gerichtsdieners Obertreuer an der Türe: „Meine Herren, Polizeistunde!" Dieses Wort wirkte wie ein verwandelnder Zauberruf, alle Gesichter wurden plötzlich ernst. Man erinnerte sich, warum man zusammengekommen war: Abschied zu nehmen von einander für lange Zeit, vielleicht für immer. Denn nicht nur Tod und Ferne trennt die Herzen der Jünglinge, die lang mit Begeisterung eine Bahn wandelten; wie oft geht uns ein Freund verloren, dem andere Kreise des Lebens eine andere Weltanschauung bedingen; wir aber sehen noch die alte Gestalt, sie ist aber stumm geworden für uns wie eine Mumie.

Dieser Gedanke schien auch auf die Stimmung der Versammelten zu wirken. Der hatte sich dieses, ein anderer jenes Berufsziel vorgesteckt, alle fühlten wir wehmutsvoll die Bedeutung des Augenblickes. Das Schweigen nach dem wilden, tobenden Lärm hatte etwas feierliches, als hätte jeder im Jugendgenossen einem Teile der eigenen Jugend lebewohl zu sagen. Die Krüge wurden frisch gefüllt, wir standen auf und brachten, Brust an Brust gelehnt, einander das letzte Lebehoch.

Dann begann Wilhelm mit kräftiger Stimme ein Lied, die andern fielen ein und zogen singend auf die Straße hinaus:

„Wohlauf denn getrunken
Den funkelnden Wein.

Lebt wohl denn, ihr Lieben,
Geschieden muß sein!
Lebt wohl denn, ihr Berge,
Du väterlich Haus,
Es treibt in die Ferne
Mit Macht uns hinaus."

* * *

Die höchsten Schichten des Nebels, die sich an den Bergspitzen aufkräuselten, durchströmte schon der Glanz der Sonne. Norbert schritt langsam durch die prächtige Lindenallee, die hinter der Zellerburg zum Leonhartskirchlein führt, hier und da fiel ein Blatt, welk und bereift, auf seinen Pfad. Er sah aus wie Papageno; auf seinem Rücken hing wenigstens ein Dutzend Vogelhäuschen, die übereinander gestöckelt, mit Spagat künstlich befestigt waren. In den Holunderstauden neben der alten Schanze, die mit ihrem eingesunkenen Kamm und den halbverschütteten Gräben an die Heldenkämpfe von 1809 erinnerte, schnalzte schon da und dort ein Rotkehlchen und schüttelte den Tau nieder, wenn es an den schwarzen Beeren pickte; aus den tieferen Büschen antwortete bereits Meise und Zeisig dem Rufe der eingeschlossenen Lockvögel. Bald erreichte er einen kleinen Bergkopf, der an der einen Seite die Stoppelfelder, auf der andern den Innstrom und die daran liegenden Erl-Auen beherrschte. Dort befand sich eine Tanne, recht geeignet für den Anflug fernher streifender Zugvögel, weil sie von allen Seiten frei stand. Er öffnete die Leimtasche, zog die Ruten aneinander ab und steckte sie dann in die Bohrlöcher. Die Lockvögel verteilte er

geschickt zwischen den Zweigen und verdeckte sie mit Laub, damit die andern Vögel die gefährlichen Käfige nicht bemerken sollten. Der Rest der Ruten wurde sorgsam in den Büschen am Fußpfad angebracht, ob vielleicht eine Drossel oder Amsel, Käfer und Würmlein suchend, aufsitze.

Plötzlich herrschte lautlose Stille, die Lockvögel duckten sich scheu in den Käfigen, denn hoch oben, kaum sichtbar, schwebte ein Falke in weitem Kreise, sein gellender Schrei setzte all die Sänger durch Tal und Au in Angst. Der Student blieb neben dem Baume stehen. Am Hochgebirg stieg das Sonnenlicht langsam nieder und hatte schon die andere Seite der Ebene erreicht; talaufwärts ragten die Bergkuppen empor und leuchteten goldrot in der Verklärung des Morgens, eine hinter der andern, eine unabsehbare Kette, die sich an den Hauptstock der Stubaier Ferner anlehnte.

In dieser Richtung führt die Straße nach Brixen — zu den weißen Sälen, voll Schulstaub und Gelehrsamkeit! dachte Norbert. Während er so die Gegend überblickte, als wollte er jeden Ast, jedes Laub dem Gedächtnisse unverlöschlich einprägen, regten sich die Büsche, die den Pfad verdeckten, als ob etwas leicht an die Zweige streifte. Bald hörte er eine Mädchenstimme: „Da bleibt man ja überall kleben.“ Er eilte hinzu. „Sieh da,“ rief er lachend, „welch ein Vogel, nicht der schlechteste meiner Treu! Marie, du bist mir ja auf den Leim geraten.“

Das Mädchen erwiderte heiter: „Am Fang läge mir nichts, wenn man nur das klebrige Zeug aus den Kleidern brächte.“

„Da will ich schon helfen!“ rief er dienstbeflissen, „und dir die Flecken vom Gewand putzen.“ Er ging zur Hütte, und brachte eine Handvoll Asche, mit der man die Vögel vom Leime reinigt, daß er ihnen nicht die Federn verklebe. Eifrig begann er nun zu streichen und zu bürsten, wo nur das kleinste Fleckchen an dem saubern Gewand zu sehen war. Auch über dem Knöchel war eine Rute hängen geblieben, er nahm sie rasch hinweg und wollte hier sein Geschäft fortsetzen. Marie trat aber scheu zurück und meinte: das wolle sie schon selbst besorgen.

Er richtete sich auf und blickte tief in ihr reines, blaues Auge: „Warum bist du denn eigentlich hergekommen?“

„Ich wollte,“ erwiderte sie, einige freie Haarringel, die von Tau schimmerten, an den Wangen zurückstreichend, „ja, ich wollte mit dem Rechen das abgefallene Laub auf einen Haufen bringen, damit es der Knecht zur Winterstreu hole.“

„Da hast du ja den Rechen vergessen,“ bemerkte Norbert.

„Ja so,“ rief sie einigermaßen verlegen, „nicht darum war es. Warum richtest du denn auch dein Gefäng mitten auf dem Weg auf, daß man kleben bleibt und sich auf nichts mehr besinnt? Ich wollte nachsehen, ob sich das Galtvieh hierher verlaufen habe.“

„Das ist ja,“ sagte er, „noch auf der Alm.“

„Warum mußt du aber auch in einem fortfragen, als ob du Mauthbeamter wärst,“ entgegnete sie, die Stirn schüchtern senkend; „ich hätte noch gern gewußt, was du machst; du wirst ja bald Theolog?“

Er nahm sie bei der Hand: „Gehen wir in die Hütte, sonst stehen wir als Vogelscheuchen da.“ Sie folgte ihm.

Es war ein lieblicher Anblick, wie sie unter dem Blätterdache stand, das Auge voll Unschuld und die Wangen rot von Morgenfrische; um die Stirne schlangen sich fast wie eine Aureole die goldblonden Zöpfe, nach Landessitte hinter dem Scheitel, von einer Silbernadel festgehalten; die Peiselstaude senkte die Aeste mit den Scharlachträubchen herab, als wie einen Schmuck von Korallen für das jungfräuliche Haupt. Norbert dachte an jene schöne Sage vom heiligen Wasser, wo die Muttergottes den Hirten im Gebirge erschien und den heilkräftigen Quell zeigte, oder an jene Notburga, die fromme Bauerndirne, deren Bild weitum durch das Unterland auf den Altären prangt. Wie sich beide freundlich anblickten, voll Innigkeit, wußten sie gar nicht, wie unendlich lieb sie sich hatten, und sie hätten es sich auch nicht getraut zu sagen, wären sie sich auch dessen bewußt geworden; — Freunde und Freundinnen aber kannten sich besser aus und scherzten oft darüber. „Siehst du, Norbert,“ begann endlich das Mädchen, „ich bin deinetwegen recht in Sorgen. Ich habe zwar die größte Freude, wenn ich daran denke, wie du einst heimkehren wirst als neugeweihter Priester im schwarzen Rock, den blauen Perlkragen am Halse und die Schnallenschuhe an den Füßen. Ich stelle mir oft vor, wie dir diese Tracht stehen werde — die langen Haare wird man dir freilich scheren — dann werde ich niederknieen müssen und du wirst mir mit gehobener Hand den Segen geben. Das ist alles

so herrlich; aber ich fürcht' halt nur eins, und das kann auch nicht ausbleiben: du wirst dann gegen mich nicht mehr so freundlich sein. Auch „du" werd' ich zu dir nicht mehr sagen dürfen, sondern Sie, oder wenn es hoch hinauskommt Ihr, als wären wir uns landfremd, und ich bin doch deine Base, denn deines Geschwisterkindes Seppels Schwiegertochter ist mit meines Vetters Weib —"

Da lief Norbert hinaus, die Lockvögel schrieen aus voller Kehle, und eine ganze Schar von Zeisigen war angeflogen, fast auf jeder Rute ein Vogel oder gar zwei und drei.

Er hatte für den Augenblick Marie und den Stammbaum vergessen und beschäftigte sich einzig mit der Abnahme seines Fanges. Nach einer Weile kehrte er zurück, in der linken Hand ein zusammengefaltetes Tuch, zwischen den Fingern der rechten eine Spiegelmeise an den Füßen eingeklemmt. Sie flatterte ängstlich, dann, über das Hemmnis ihres Fluges erzürnt, richtete sie sich hoch auf und hackte ihm, aus Leibeskräften schreiend, auf die Faust. Es ist ein wilder Vogel, wie ein Krieger mit dem schwarzen Helm, von dem hinter den weißen Wangen Streifen gleich Sturmbändern zum spitzigen Schnabel niederlaufen.

„Das ist ja prächtig," sagte Norbert zu Marie, „du sollst die Meise behalten und wenn sie pfeift, so denke daran, wie ich dir zulieb einst manches lustige Schnadahüpfel losließ."

Sie wollte den Vogel mit sanftem Finger über den Rücken streicheln, er duckte sich und hieb ihr scharf ins Gelenk, so daß sie zuckend und erschreckt zurückfuhr.

Norbert lachte und steckte den Gefangenen in ein kleines Vogelhaus.

„Wo hast du denn die Zeiseln?“ fragte das Mädchen nach einer Weile. Er schlug das Tuch auseinander, sie erblickte ein paar Dutzend erwürgter Vögel, die an den durchstochenen Schnäbeln mit einer Schnur verknüpft waren.

„Wie konntest du die armen Tiere umbringen!“ rief sie aus.

„Es ist jetzt Herbst,“ antwortete er, „da gehen sie auf den Erlsamen und werden dabei fett.“ Er blickte sie an, in ihren Zügen zeigte sich Mitleid und ein stiller Vorwurf für ihn, so daß er sein Tuch rasch zusammenfaltete. Sie fuhr fort: „Norbert, du solltest jetzt keinen Vogel mehr töten; ich sage das nicht aus Zimperlichkeit, wie jenes Stadtfräulein, das aus der Küche lief, wenn ein Huhn geschlachtet wurde; ich meine nur so: du wirst Geistlicher, und ein Geistlicher soll ja weder Menschen noch Tieren etwas zuleide tun. Glaubst du nicht auch?“

Norbert nahm schweigend die Ruten ab und band die Lockvögel zusammen. „Das tu' ich dir zulieb,“ sagte er zu dem Mädchen, das mit holder Freundlichkeit an seine Seite getreten war — „und eigentlich hast du auch recht!“ murmelte er nach einer Pause.

Sie stiegen nun langsam bergab und kamen, obgleich sie bald da, bald dort stehen blieben, nur zu bald auf den Weg, der einerseits nach Langkampfen, andererseits zum Hause Norberts führte. Er nahm das Mädchen schüchtern bei der Hand. „Seh' ich dich nicht mehr?“ fragte sie kleinlaut.

Er stand unschlüssig, denn ihm fiel ein, daß er eigentlich schon am nächsten Tag zur Aufnahme in Brixen sein sollte; dann aber dachte er wieder: was liegt wohl daran, wenn ich um einen Tag zu spät komme? Uebrigens ist ja auch Langkampfen auf meinem Weg, da kann ich immerhin bei Mariens Vater einsprechen. Der letzte Grund überwog. „Morgen," sprach er, „reis' ich fort; ich werde bei euch einkehren. Sei also in der Früh zu Hause."

„Machen wir es so," rief das Mädchen freudig. „Ich geh' heut noch auf die Alm und lasse das Vieh abführen; erwart' uns morgen beim Jochbrunnen am Pendling, da treiben wir dann die Kühe talauf, und du kannst mir dabei helfen."

„Gut," sagte Norbert, „ich werde dort sein — vor elf Uhr kommt ihr doch nicht." Er drückte ihr die Hand und sprang über den Stiegel am Zaun. Sie blieb stehen und horchte noch, als er bereits durch die hohen Lärchen hinschritt, wie er hell und lustig ein Lied pfiff.

„Morgen also am Jochbrunnen!" rief er vom Vorsprung der Schanze zurück und schwang den Hut.

„Ja gewiß!" erwiderte sie mit fast erstickter Stimme.

Er sprang hinab und entschwand ihr ganz unter den Linden, doch hörte sie noch einen Juchzer, den er losließ, von den prallen Wänden der Zellerburg widerhallen. Erst als nichts mehr zu sehen und zu hören war, ging auch sie langsam fort.

Norberts Mütterlein war indes geschäftig gewesen, seinen Reisekoffer vollzupacken. Wie sie nun Stück um Stück die Wäsche hineinlegte, wozu sie selbst den

Flachs gebrochen, den Faden gesponnen und gebleicht hatte, wurde ihr gar schwer ums Herz; sie dachte an die lange Zeit, wo sie ihn nicht sehen sollte: Winter, Lenz und Sommer! Von Innsbruck war er doch bisweilen heimgekommen, er begleitete sie zu Weihnachten in die Christmesse und lobte dann das Birnbrot, das sie ihm vorsetzte, oder er färbte zu Ostern, wie einst in den Knabenjahren, die Eier und ätzte mit Scheidwasser Figuren und Sprüchlein darauf, so daß alle Nachbarn daran eine Freude hatten. Welche Wonne füllte erst ihre Brust, wenn ihn an Festtagen der Dechant zur Tafel lud, und dann hier und da jemand fragte: „Ist es wahr, der Hochwürdige hat euren Sohn zu Tisch behalten?" Das sollte nun alles nicht mehr sein; denn Brixen war von Kufstein zu fern. Als sie nun dieses überlegte, wurden ihre Augen trüb, sie nahm die Brille von der Nase und fing an, emsig zu wischen und zu putzen. Dadurch wurde aber der Blick nicht heller; sie setzte sich auf den Koffer und weinte heftig in die Schürze. Da trat der Vater herein, teilnehmend blickte er auf sie und drückte sich, als wollte er ihren Schmerz nicht stören, langsam und ohne Geräusch hinter den Tisch. Sie richtete sich auf und fuhr, über die Truhe gebeugt, in der Arbeit fort. Er rauchte schweigend seine Holzpfeife aus und klopfte, als sie verglommen, die Asche auf den Sims.

„Eigentlich," begann er auf einmal, „gefällt mir die ganze Sache nicht recht. Der Norbert führte sich zwar immer redlich auf; war er auch bisweilen fidel, wie die Studenten sagen, so liegt das doch noch weitab vom Lumpen, allein — etwas fehlt ihm doch zum

Geistlichen, ich kann es nicht sagen, aber ich fühle deutlich, daß ihm etwas abgehe."

Das Mütterchen sah ihn groß an. Er fuhr nun mit erhobener Stimme fort: „Siehst du, er hat in der Rechenkunst eine zweite Klasse; wäre das nicht, so könnt' er Beamter —"

„Was fällt dir ein," unterbrach ihn das Mütterchen, „da müßt er ja in die Schreibstube; für ihn taugt nur Feld und Wald, und die stehen ihm als Priester offen. Wie herrlich muß es sein, wenn er mit dem hochwürdigsten Gut, um die Schultern den prächtigen, goldgestickten Rauchmantel, mit der Fronleichnamsprozession durch die Kornfelder geht; die Gemeindeältesten — und vielleicht auch du darunter — tragen an den vier Stangen den Thronhimmel über ihm; da bleibt er dann wohl vor seines Vaters Aeckern stehen und segnet sie noch insbesondere."

„Das wäre alles recht," meinte der Alte, „mir geht aber seine zweite Klasse, die ihm so manchen anderen Ausweg versperrt, immer im Kopf um. Vorgeworfen habe ich es ihm nie, denn er ist sonst gut und ehrlich, er kann nichts dafür, daß ihm der Hergott den Verstand nicht besser aufgetan hat. Ueberhaupt läßt sich da nicht viel reden; jeder muß es selbst versuchen. Ich weiß gut, wie sehr mir einst der Soldatenrock gefiel, daß ich vom Pflug der Trommel nachlief; kaum trug ich aber den grauen Kittel am Leib und den Schießprügel auf der Achsel, so hätt' ich beides schon wieder gern weggeworfen. Gott verzeih mir die Sünde, ich jubelte fast, als mich nach einem halben Jahr ein Säbelhieb dienstuntauglich machte. Darum red' ich

auch dem Norbert nichts ein, er tue was immer, wenn er nur brav bleibt; denn das Herz macht den Menschen und nicht der Rock."

Da kamen einige Nachbarn, denen bald andere folgten. Sie wollten von Norbert Abschied nehmen, der war aber noch nicht heimgekehrt. Die Alten vertieften sich bald in ein Gespräch, die Bursche horchten, die Hände in den grünen Hosenträgern, den Reden der Väter. Es wurde vielerlei verhandelt über Ernteaussichten und Wochenmarkt, und ob das Almvieh heuer gedeihe. Bald darauf trat Norbert ein. Er mischte sich unbefangen in die Unterhaltung und erzählte mit der größten Lebhaftigkeit von den neuen Versuchen, die der landwirtschaftliche Verein im Hofgarten zu Innsbruck mit verschiedenen Früchten veranstaltet habe. Es schien fast, er verstehe sich besser auf Düngungsmethoden und Dreschmaschinen, als auf Sinus, Tangenten, Quadrate und philosophische Fragen.

Endlich mahnte die steigende Dunkelheit zum Aufbruch. Jeder wollte noch dem künftigen Theologen ein herzliches Wort sagen, dieser bot rings die Hand und mit lauten Glückwünschen schied endlich der Schwarm.

Auf der Schwelle wandte sich ein Schulkamerad Norberts noch um, er hatte den Abend sehr wenig gesprochen, und rief nun zurück: „Norbert! der Hans, ich und der Jagg haben gelobt, dir, wenn du die erste Messe liest, einen Maibaum vor das Haus zu pflanzen, den höchsten, den wir im ganzen Walde finden. Behüt dich Gott!" Er ging rasch hinaus. Eltern und Sohn waren nun allein. Da wurde alles Mögliche besprochen und um ja nichts zu vergessen, jede Sache

vom guten Mütterchen mehrmals vorgebracht. Der Vater sagte, es sei ja auch morgen früh Zeit, weiteres zu bereden, obwohl im Grund gar nichts mehr zu verhandeln übrig war. Nun traten die Knechte ein und knieten an den Bänken nieder. Norbert betete den Rosenkranz vor und alles ging zur Ruhe.

*

Die Sonne schien bereits in das Tal, als der Student durch den Knecht geweckt wurde, der vor seinem Fenster die Sense dengelte. Rasch stand er auf, aller Trübsinn war von ihm gewichen, sei es nun, daß Mariens Bild vor seiner Seele stand, oder daß ihn die Aussicht auf eine Wanderung nach Süden heiter stimmte. Er trat zu seinen Eltern in die Stube. Der Vater war ruhig wie immer, die Mutter blickte auf den Sohn, und als sie ihn so froh und wohlgemut sah, fühlte auch sie neue Zuversicht. Sie wiederholte noch einige Aufträge; da griff der Alte plötzlich in die Tasche und zog eine alte Uhr hervor, die in einem Silbergehäuse lag, durch dessen zierlich geflochtene Schnörkel roter Lack glänzte. Er reichte sie dem Jüngling. „Sie ist von meinem Großvater," setzte er hinzu, „ein gutes Werk mit Stahlschrauben; ich kann wohl auf den Kirchturm schauen, oder wenn ich auf dem Felde bin, wird ja zur Essenszeit die Glocke gezogen; ein Student aber soll sich vor allem anderen stets erinnern, wie kostbar die Zeit sei, damit er keine Minute versäume."

Der Sohn nahm schweigend das Geschenk.

„Begleiten kann ich dich nicht," fuhr der Bauer

fort, „ich habe notwendig auf dem Neubruch zu schaffen; wenn du wieder kommst, wirst du deine Freude haben, wie der Acker schön und eben liegt, den jetzt ästige Baumwurzeln durchkriechen. So, nun hast du gehört, wie ich es meine, lebe wohl!“ Da spritzte das Mütterchen noch Weihwasser auf seine Stirn und bezeichnete sie mit dem heiligen Kreuz; er drückte ihr zitternd die Hand und ging stumm, ohne sich umzusehen, aus dem Haus, denn es gelang ihm nur schwer, seine Rührung noch länger zu bezwingen.

Der Morgenwind wehte ihn frisch an, als sollte er mit dem Herbstnebel die trüben Gedanken verscheuchen; die Schönheit von Wald und Feld gaben ihm allmählich seine ursprüngliche Stimmung wieder. Schnell hatte er den Saum des Waldes erreicht, durch den der Steig zum Pendling emporführt. Den Weg unterbrach ein Bergrunst, über den sonst einige unbehauene Balken führten. Er sah schon von weitem, daß eine alte Tanne, wo er oft zu rasten pflegte, nicht mehr stand, nur ein Stumpf ragte noch mit langen Schiefern über die Haselstauden. Der Sturm hatte den Stamm so gebrochen, daß er mit dem Wipfel noch den anderen Rand des Abgrundes erreichte. Die Brücke war unter der Wucht seiner Zweige eingestürzt. „Was für ein herrlicher Wegmeister der Wind ist!“ rief Norbert lachend, „einen Steg bricht er ab und baut aber dafür gleich einen neuen.“ Er trat auf die gestürzte Tanne, die über dem Runst hing, ohne zu bedenken, was er wage. Als er wie ein Seiltänzer über die Mitte des Baumes hinüberging, begann dieser heftig zu schwanken und Steine rollten nieder. Mit einem Sprung,

um den ihn der kühnste Gemsenjäger beneidet hätte, erreichte er den andern Rand, während der Schwung seines Fußes den Stamm völlig aus dem Gleichgewichte brachte, daß er krachend und sich auf den breiten Aesten überwälzend in die Schlucht hinabstürzte. Norbert schnalzte mit der Zunge, wie es die Bursche zu machen pflegen, wenn sie den Gegner ins Gras gerungen haben oder ein Schnadahüpfel beginnen wollen. Bald darauf sang er ein bekanntes Liedlein, das recht gut für einen Senner getaugt hätte:

„Der Gamsbock am Schrofen,
Und 's Dirnl im Tal:
A lustiger Jäger
Will boad's auf a mal."

Ungefähr um zehn Uhr erreichte er den bestimmten Platz. Hier war es schattig und kühl; er setzte sich auf den grünbemoosten Brunnentrog, in den das lautere Alpenwasser aus den Holzröhren niederplätscherte. Hier und da guckte ein Berghuhn aus dem hohen Farrenkraut und flatterte verschüchtert davon. Plötzlich klang ein leises, melodisches Summen in abgebrochenen Sätzen von der gegenüberstehenden Felswand, es war der Widerhall von Alpenglocken. Norbert sprang rasch auf und ging talein. Bald begegnete er der Leitkuh, dem schönsten Stück der Herde. An den vergoldeten Hörnern waren Laubgewinde und Blumen mit wallenden Atlasbändern festgebunden, daß sie wie ein Triumphbogen zusammenneigten. Darunter befand sich auf der breiten Stirn ein Tirolerschütz befestigt, den der Senner auf der Alm aus Zirbelholz geschnitzt hatte; so oft die Kuh den Kopf schüttelte, be-

wegte er sich am Drahte mit. Vom Nacken hing am breiten gestickten Ledergurt eine große Glocke; die Kuh schien in diesem sonderbaren Aufputz ein Gefühl des Stolzes zu haben; denn so oft eine aus dem Zug vordrängen wollte, kehrte sie sich um und zeigte ihr die Hörner. Nach dem Rindvieh folgten die Ziegen und Schafe; der Geisbub zerrte den Bock am Stricke daher, damit er nicht durch ungeeignete Galanterie die Ordnung der Herde störe. Es war ein stattlicher, schwarzzottiger Kerl mit frech aufgedrehtem Schwänzlein und langen Hörnern, um die ein Kranz von Vergißmeinnicht und Immergrün gewunden war. — Norbert mußte weichen, um den Zug vorüber zu lassen; zuletzt kam Marie an der Seite des Senners um die Waldecke. Sie bot Norbert einen freundlichen Gruß; jener gab ihm allsogleich eine ungeheure Peitsche, damit er neben dem Vieh hertrabe und kein Stück vom Weg abkommen lasse. So erreichten sie gegen Mittag das Dorf. Die Bauern standen schon bei den ersten Häusern, des Einzugs gewärtig, voran der Wirt mit einer riesigen Schnapsflasche, aus der er ein Stengelglas füllte. Er reichte es dem Senner zum Gruß und fragte lachend: „Was hast du denn heut für einen Kühbuben angestellt?"

„Ja, die Marie," antwortete dieser, das Glas absetzend, „die Marie hat den Studenten aufgedungen — sollst leben, du bist doch das schönste Mädl in Langkampfen!"

Marie nippte ein wenig aus dem dargebotenen Glase.

„Geh," rief der Senner, „verzieh nicht so das

Maul, — hätt' es dir Norbert zugebracht, würdest du schon austrinken!"

Die Bauernmädchen in Tirol verachten sonst den Schnaps eben nicht; es ist sogar der Brauch, daß die Buben beim Fensterln ein Fläschchen Likör mitbringen.

Der Zug setzte sich bald wieder in Bewegung, und nach einer Weile hielten sie vor Mariens Haus. Der Student half noch dem Mädchen und dessen Vater im Stalle; er kettete die Rinder an und steckte duftiges Heu in die Krippe. Beim Mittagessen erzählte Mariens Bruder von dem großen Schießen, das am nächsten Morgen zu Angeth beginnen sollte.

„Da könntest du mich begleiten," wandte er sich an Norbert, „wir brechen abends auf, vielleicht geht auch der Zieler Jochele mit." Angeth war freilich nur zwei Stunden entfernt und es war vorauszusehen, daß ein rüstiger Reisender eher um die Welt herumkommen würde, als Norbert bei so kurzen Tagmärschen nach Brixen, indes nahm er die freundliche Einladung unbedenklich an. Während jener den schweren Stutzen sorgfältig instand setzte, ging er mit Marie. Sie hatte ihm noch so vieles heimlich aufzutragen, und weil er ihr Vetter war, führte sie ihn unbedenklich über die Treppe in ihr Kämmerlein. Hier war alles so nett und sauber. Die braunen Holzwände, durch blaue Leisten zierlich in Felder abgeteilt, zeigten da und dort fromme Sprüche, die mit hellem Zinnober in großen Frakturbuchstaben vom Schullehrer hingemalt waren. Zu Häupten des breiten Himmelbettes hing ein kleines Altärchen, darauf die unbefleckte Jungfrau zwischen Georginen und Astern, ringsum allerlei Flitter, Täfel-

chen und Schnitzwerk, wie es das Mädchen bei Katechesen und Prüfungen oder auch von wandernden Ordensbrüdern erhalten hatte. Der Jüngling betrachtete das alles mit wahrem Behagen. Auf einem Gestelle standen glasierte Scherben mit Blutnelken und Rosmarin, von denen in Tirol die Bräute einen Strauß zur Kirchfahrt mitzunehmen pflegen. Da hält ein Mädchen viel darauf, daß es die Blumen selbst gepflanzt und für den Ehrentag gepflegt habe.

„Schau, schau!" rief Norbert, mit dem Finger hindeutend, „hast du darauf auch schon gedacht?" und seine Stimme bebte wie von heimlicher Beklommenheit.

„Das nicht," erwiderte Marie, „wozu sollte ich auch? Wenn du deine erste Messe liest, will ich ein Kränzchen davon tragen. Ich möchte dich um etwas bitten und hab' es schon lange auf der Zunge."

Norbert sah sie forschend an.

„Ich würde," fuhr sie fort, „bei deiner Primiz gar zu gern die geistliche Braut vorstellen."

„Meine Hand darauf," rief der Student, „du wirst es und keine andere!"

Um ihre Wangen spielte ein sanftes Lächeln, als wäre ihr die schönste Zukunft verkündet. So bescheiden war dieses kindliche Herz, daß es ihm genug schien, an jenem Ehrentag die Braut des neugeweihten Priesters, die katholische Kirche, symbolisch darzustellen; kein anderer Wunsch, kein anderer Gedanke erwachte in ihr, denn das stand wie eine hehre Notwendigkeit vor ihrer Seele, daß Norbert Geistlicher werden müsse. Marie pflückte ein Zweiglein Rosmarin und Nelken, das sollte Norbert mitnehmen auf die Reise und auch in

Brixen nicht wegwerfen, als Zeichen dessen, was er ihr versprochen. Da pfiff es vor dem Fenster, Hans war bereit; noch einmal drückte Norbert Marien die Hand, noch einmal blickte er in ihr Auge und verließ dann das Haus. Sie aber, als sein Schritt verhallt war, kniete vor dem Muttergottesbilde nieder und heiße Tränen flossen auf ihren Busen; sie betete, daß ihn die himmlische Jungfrau auf allen Pfaden geleite und schirme, damit er rückkehrend sein Wort lösen könne.

Die beiden Jünglinge schritten wacker vorwärts, an der Esche vor dem Dorfe harrte der Zieler Jochele, ein Bündel unter dem Arme, darin das Festgewand, in dem er um die Scheibe tanzen sollte.

„Du wirst doch morgen auch mitschießen?" redete er den Studenten an.

„Das gerade nicht," antwortete dieser, „ich gehe nach Brixen in die Theologie."

„Nun, ein Schuß nach dem Frühstück kann dir nichts schaden. Möcht' doch sehen, ob du imstande bist, einen Stutzenlauf zu richten; du liefst zwar den ganzen Tag mit der Büchse im Wald herum, das Wild soll sich aber, nachdem der erste Schrecken vorbei war, ganz wohl befunden haben."

„Du Schwätzer, mit dir schieß' ich doch, wenn es gilt!" erwiderte Norbert rasch.

„Ei, ja freilich! Ich erinnere mich, wie du einmal einen Hasen erschossest, der hatte an jenem Tage besonderes Glück; er machte so nahe vor dir ein Männchen, daß du ihn ebensogut hättest bei den Ohren packen können. Wenn man dich auf einen Tannenwipfel setzte, würde vielleicht ein Hirsch zu dir hinaufklettern,

um die Ehre zu haben, von deinen Meisterschüssen zu fallen. Gilt's eine Maß Wein, du fehlst die Scheibe und wär' sie so groß wie ein Stadeltor?"

„Zehn soll es gelten!" rief Norbert, „einen Schuß tu' ich noch, eh' ich fortgeh, und" —

„Und ich stelle mich vor die Scheibe," unterbrach ihn Jochele lachend, „da bin ich am sichersten vor der Kugel. Doch Spaß beiseit', ich lasse dich beim Schießen einschreiben, nach Brixen kommst du auch nachmittags früh genug." —

So erreichten sie Angeth. Sie kehrten bei einem Bekannten ein und schwatzten noch auf ihrem Lager im Heustadel tief in die Nacht von den Dingen, die da kommen sollten, bis einer nach dem andern schlummerte.

*

In aller Früh begann ein reges Leben auf dem Schießstand. Schwegelpfeife und Trommel erklangen frisch und munter, denn das ist die Schlachtmusik des Tiroler Landsturmes, die auch zum unblutigen Spiele um die Festpreise erklingt. Stutzen um Stutzen krachte, daß es weithin durch die Bergschluchten hallte; bei jedem Glücksschuß sprang hinter der Scheibe der hölzerne Hanswurst empor. Wenn der Rauch verschwand, trat der Zieler Jochele in seiner roten Jacke vor, tanzte so oft um die Scheibe, als die Zahl der eingeschossenen Kreise betrug und jauchzte jedesmal zu Ehren des glücklichen Schützen. Wenn aber, wie es auch bisweilen geschah, ein Bursch mit dem Gewehr nicht recht umzugehen wußte, so schlug Jochele einen Purzelbaum und

zeigte dem Unglücklichen den Rücken, dem ein Bock von schwarzem Tuche aufgenäht war. Ein allgemeines Gelächter erscholl dann, so daß sich der Fehlende beschämt zurückzog und, wie die Schützen im Notfall immer Ausreden haben, die Schuld auf Wind, Licht oder Pulver schob.

In einem solchen Augenblick trat Norbert mit Hans ein; der Schützenmeister sagte ihnen, daß sie, als spät eingeschrieben, noch zu warten hätten, sie möchten sich indes unter den andern umtun oder die ausgesetzten Preise betrachten. Auf einer breiten, aus Fichtenzweigen geflochtenen Pyramide steckten zwei grünweiße Seidenfahnen mit dem roten Adler von Tirol; jene rechts war statt der Fransen mit Dukaten umrandet und die links mit blanken Zwanzigern. Zwischen beiden stand als drittes Best ein horngeschnitzter Becher mit Silberfassung, er ruhte auf einem Gestell aus struppigen Adlerklauen. „Das wär' eine Freud!" meinte Hans und konnte die Augen nicht abwenden; Norbert schwieg, es mochte ihm ein wenig bange sein, daß er vor dieser Menge trefflicher Schützen und mit ihnen um das Best schießen sollte.

„Trefft nur gut," sagte ein Alter, und faßte ihn treuherzig bei der Hand, „seht Ihr die Scheiben dort am Getäfel? Manche ist über hundert Jahre alt, und der Kernschuß ist auf jeder angemerkt, ebenso der Name desjenigen, der ihn getan. Mancher findet einen seiner Vorfahren verzeichnet und will nicht schlechter sein als dieser; deswegen strengt er sich an, ein guter Schütz zu werden." Da wurde Hans aufgerufen, er trat vor und schoß; es war, als wollte Jochele gar

nicht aufhören, um die Scheibe zu tanzen, die Kugel war tief in den vierten Kreis gedrungen. Nun traf Norbert die Reihe, aus der Zielerhütte kam der Ruf: „Die Maß Wein, die Maß Wein!" Der Student ließ sich nicht beirren, fest ergriff er das frischgeladene Rohr, er zielte scharf und lang, Blitz und Knall! — er atmete tief auf, als er den Kolben von der Wange absetzte. Jochele stand unbeweglich vor der Scheibe, wie der hölzerne Hanswurst über ihr; dann riß er sie rasch vom Pflock und eilte zum Schießstand. —

„Eine blinde Henne hat ein Weizenkorn gefunden: das Zentrum!" schrie er von weitem, niemand wollte es glauben, am wenigsten der Student, bis sich alle durch den Anblick überzeugten; ja einige Zweifler bohrten da noch mit dem Finger in das eingeschossene Loch, alle standen verdutzt. Da ergriff ihn Hans bei der Hand und sprach: „Von jedem andern tät es mich verdrießen, wenn er mich abgeschossen hätte, daß es aber dir gelungen ist, Norbert, das freut mich, als ob ich selbst das Best heimtragen dürfte."

„Wer das Glück hat, führt die Braut heim!" murmelte ein Schütz nebenan.

„Es ist Zufall!" sagte ein anderer unwillig, denn keiner mochte auf so schnöde Weise den Preis verloren sehen — „nur Zufall!"

„Zufall?" schrie Norbert dreist, „ich werde die noch übrigen zwei Schüsse tun, denn dreimal hat jeder das Recht, da wollen wir sehen!" Es wurde geladen, er schoß drei Kreise; denn ist der Schütz einmal im Zuge, verläßt ihn das Blei nicht! sagt ein Spruch, der sich hier bewährte. Da meinte jener Alte: „Norbert

taugt ebensowenig für die Theologie als eine Trommel zu einer Kirchenglocke."

Das Schützenglück des Studenten wurde auf das lebhafteste besprochen, er sollte auf diese und jene Frage über das Wie und Warum Aufschluß geben; er vergaß ganz auf Brixen und trank in der Aufregung ein Glas roten Tirolerwein um das andere. Das Hauptbest war gewonnen, er zeigte den regsten Anteil bei jedem Knall und prüfte wie ein Altmeister bei jedem Knall Schuß und Richtung, wem die zweite Fahne oder der Hornbecher gehören solle. Und abends! Da durfte er als erster Schütz beim Feste nicht fehlen. So verfloß Stunde um Stunde unbemerkt, schon dämmerten im Tal die Schatten und nur noch das Kaisergebirge glühte in Purpur; da schlug der Schreiber dreimal auf den Tisch und das Schießen war beendet. Jochele nahm die Scheibe auf den Rücken, hinter ihm Schwegler und Trommler, dann Norbert mit freudestrahlendem Gesicht, die Goldfahne in der Hand, ihm folgte der alte Schütz mit der silbernen und Hans mit dem Hornbecher; darauf die andern, herrlichen stolzen, Tirols an Kraft würdigen Gestalten. Sie zogen durch die breite Gasse des Dorfes. In dem Augenblick, als sie vor das Tor des Wirtshauses, wo ihnen das Mahl bereitet war, hinkamen, fuhr ein glänzender Wagen rasch vorbei; niemand achtete darauf.

Als Norbert bei der Tafel obenan saß, und die Schützenchöre mächtig erklangen, daß es von der Wölbung des Saales hallte, dachte er wohl im stillen: wär doch Marie dabei! Er flüsterte Hans leise den Auftrag ins Ohr: das Gold dem Vater zu übergeben, die

Fahne aber sollte Marie in ihrer Kammer unter dem Muttergottesbilde aufstellen. Der Vater! Des Jünglings Brust erfüllte Stolz und Freude — er dachte nicht daran, was der gute Alte sagen würde, wenn er ihn statt in Brixen, wo er schon eingetroffen sein sollte, hier als Schützenkönig fände. Er dachte nicht daran; daß es nicht geschah, dafür sorgte die Gesellschaft redlich — jeder trank ihm zu, Lärm und Lustigkeit waren gegen Mitternacht auf das höchste gestiegen, so daß man kaum das eigene Wort verstehen konnte. Als es zwölf Uhr schlug, griffen einige Schützen zum Stutzen, warfen ihn über die Schultern und eilten, ein kurzes B'hüt Gott! rufend, davon. Der kalte Luftstrom, der durch die offene Tür floß, brachte die übrigen zur Besinnung und bald war die Gaststube leer.

Die Frühstunden sind es, in denen uns jedes Verschulden, das der im Taumel verbrachte Tag nicht zum Bewußtsein kommen ließ, am schwersten aufs Herz fällt; wir sehen kalt und nüchtern die Sachen, wie sie wirklich sind, ohne daß die Phantasie den trügerischen Schein darüber zu breiten vermag. Die Empfindungen, mit denen Norbert erwachte und das leise Ticktack der Uhr vernahm, die neben dem Bett auf dem Tische lag, waren keineswegs so heiterer Art, als jene, mit denen er sich niederlegte. Er raffte sich heftig auf: Der Glücksschuß, das Abendgelag, alles ging in seinem Kopf wüst wie ein Fiebertraum durcheinander. Sein Blick traf die Fahne. Ihre Farben schienen ihm verblaßt, der Schimmer des Goldes getrübt; ein trauriger Herbsttag zeigte alles fahl und verblichen. Das Ticktack der Uhr hämmerte an sein Ohr, wie die Stimme

des Gewissens, mahnend an versäumte Pflichten. Er empfand die bitterste Reue; klar stand es vor ihm: die Aufnahme in Brixen ist vorüber, wie willst du dein „Zu spät" entschuldigen, was sollst du sagen?

Unter solchen Gedanken kleidete er sich hastig an; er war noch nicht fertig, da klopfte es, Hans schob den Kopf durch die Türspalte: „Nun, Gott sei Dank!" murmelte er, „der Dampf ist ausgeschlafen. Willst du kaltes Wasser?"

Norbert schüttelte den Kopf und ergriff gähnend den Hut.

„Wir haben noch einen traurigen Gang," begann Hans wieder, „schon nach dem Betläuten hat der Kooperator hergeschickt, seit Wochen ist er krank, und wird wohl auch nicht mehr gesund — er will mit dir reden. Nachts wurde er plötzlich schlechter, das Zügenglöcklein vermeldet ihn, wie mir der Bader zugeraunt, gewiß bald dem Totengräber."

Norbert meinte, da müsse wohl ein Irrtum sein.

Hans fuhr fort: „Schon gestern, als ihm noch ganz leidlich war, fragte er nach dir, die Häuserin traute sich jedoch ob dem Gekrach nicht in den Schießstand, und der Schütz, dem sie es auftrug, hat es im Rummel vergessen."

Sie traten in das Freie. Norbert ging schweigend an der Seite von Hans. Er kannte den jungen Priester, den die Bauern als leutescheu nicht sonderlich beachteten, schon lange und erinnerte sich nun mancher sonderbaren Rede, die er von ihm über den geistlichen Stand vernommen. Jetzt wurde er noch nachdenklicher.

So gelangten sie an den Widum. Auf dem Gang vor der Türe knieten die Weiber, sie beteten den Rosenkranz, wie die Männer in der Stube die Absätze laut angaben. Als Norbert eintrat, flüsterte ihm eine zu: „Schleun' dich nur, er hat schon die Seel auf der Zunge, wär nur sein Vater da!"

Beklommen griff Norbert nach der Klinke, der Priester lag im Bett ausgestreckt, den Rücken auf Polster gestützt, atmete er schwer. Ueber sein fahles Gesicht beugte sich der Pfarrer mit dem Kruzifix und sprach leise Worte des Trostes, die jener wenig zu beachten schien. Sein halbgeschlossenes Auge war mehr nach innen gewendet; als er jedoch das Knarren der Tür hörte, öffnete er es weit und starrte stumm hinaus. Der matte Blick fiel auf Norbert, er hob den Arm und faßte krampfhaft seine Hand.

„Laß dir raten von einem Sterbenden," begann er, „laß dir raten, Norbert, geh nicht in die Theologie, und wenn du um Brotrinden betteln müßtest, geh nicht und werd' nicht so unglücklich, wie ich es war." Er lehnte sich matt zurück und schloß die Augen wieder. Erstauntes Flüstern ging durch das Zimmer, der Geistliche verdoppelte sein Gebet, griff zum Sprengwedel und ließ die geweihten Kerzen anzünden, um den Teufel, der ihn noch am Tor der Ewigkeit versuche, zu verscheuchen.

Norbert trat betroffen zurück, er wagte nicht fortzugehen und kniete neben den Bauern nieder, um mit ihnen zu beten.

Der Priester war nicht im Orte geboren, sondern zu Wörgl. Man hatte eilig hingeschickt, den Vater

zum letzten Abschied zu holen, endlich fuhr rasch eine Kalesche vor, schwere Tritte nahten, der Alte trat weinend an das Bett des Sohnes. Mit letzter Kraft richtete sich dieser auf und stammelte — jedes Wort fast unter der Macht der nahen Ewigkeit. „Vater, eh' ich aus dieser Welt scheide, muß ich reden mit dir. Du hast mich elend gemacht für dieses Leben, — elend, elend, elend, und wenn mir in jenem Gott verzeihen soll, daß ich heimlich ein schlechter Priester war, so muß meine selige Mutter vorbitten, die mich nicht aus falscher Eitelkeit gezwungen hätte, geistlich zu werden. — Gott erbarme dich meiner, erbarme dich meiner! — Vater, stirb du leichter als ich, der Fluch meines verfehlten Lebens soll nicht auf dir lasten und dich in die Hölle drücken. Aber meinen Bruder zwinge nicht — sonst ..." — Er verstummte, kalter Schweiß floß von seiner Stirn. „Jesus, nimm mich auf!" — seufzte er plötzlich, das Seufzen ging über in Stöhnen, er verschied.

Der alte Bauer ergriff heulend seine Hand, es war eine jener furchtbaren Szenen voll des tiefsten Leides, bei dem selbst Engel sich verhüllen und Gott mitleidig bitten, er möge sie vorübergehen lassen, wie einst der Erlöser in Gethsemane.

Norbert stand auf der Straße; er wußte nicht, wie er heruntergekommen war, ohne von jemand Abschied zu nehmen, kaum der Richtung des Weges bewußt, rannte er vorwärts.

* *
*

Bei ihm daheim war es recht einsam geworden. Der Vater tat die Arbeit wie früher, doch wollte ihn der Anblick seiner schönen Felder nicht mehr recht freuen, oft blieb er auf dem engen Pfad stehen, wehmütig fragte er sich: „Wem sollen sie einst gehören, da mein einziger Sohn Priester wird? Er wird zwar auch ein Säemann und streut das heilige Korn auf den Acker Gottes, aber — — —" So sann er oft lang, bis er auf einem Umwege zum Mütterchen zurückkehrte. Tag für Tag verging gleich ohne Abwechselung, der Allerheiligenabend brach an, ernst und trüb, es sollte auch heuer auf die Gräber schneien.

Der Alte hatte an der Tür einen Blick auf die Wolken geworfen und das Wetter geprüft, nun setzte er sich an den Tisch und spaltete Kien, das Mütterchen spann am Ofen auf das emsigste, keines sprach ein Wort, nur die Katze auf dem Polster nebenan schnurrte mit dem Rad um die Wette. Sie mochten an den Sohn denken, der bereits vor fünf Wochen fortgezogen, aber noch keine Zeile geschrieben hatte. Schon dunkelte es stark, der Alte zündete einen Span an und steckte ihn fest in den Eisenring; am Fenster gingen die Leute vorüber, die vom Abendsegen nach Hause kehrten. Da klopfte ein Finger leise an die Türe; der hochwürdige Vikarius trat mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" herein. „In Ewigkeit Amen!" entgegnete ehrerbietig das Mütterchen und rückte geschäftig einen Lehnstuhl zum Ofen. Seitdem ihr Sohn in Brixen Theologie studierte, war ihr jeder Priester noch lieber als vorher; — so wird Norbert auch einst aussehen, dachte sie im stillen, und alle Leute müssen sich neigen

vor ihm, als dem Gesalbten des Herrn. Und der hochwürdige Vikarius war doppelt willkommen; weswegen sollte er sie heute noch besuchen, außer um Nachrichten von dem Sohne zu bringen? Wirklich zog er zwei Briefe aus der Tasche. Während er sie auseinanderfaltete, fragte er den Alten mit einem forschenden Blicke: „Meint Ihr nicht, daß Euer Sohn für die Theologie nie so rechten Beruf hatte? Das Forstwesen würde ihm vielleicht mehr entsprechen, es kam mir so vor, wenn ich ihn frank und frei mit der schwarzen Mütze und dem kurzen Rocke, die Büchse über der Schulter, durch Feld und Wald streifen sah."

„Herr Vikar," rief der Alte, sich rasch aufrichtend, „Norbert wird doch in Brixen sein, oder ist er unter die Grenzjäger gegangen?"

Das Mütterchen trat entsetzt einen Schritt zurück. Begütigend sprach der Vikar: „Darüber seid ruhig, doch ich will Euch über den Sachverhalt kurz unterrichten. Vom Scheibenschießen wißt Ihr und hattet der Folgen wegen Angst genug. Man wollte ihn zu Brixen nicht mehr aufnehmen, denn zum Unglück fuhr gerade, als er mit der Fahne durch das Dorf zog, der Direktor des Seminariums vorbei, der dann sehr erstaunt war, in dem Spätling den Schützenkönig von Angeth zu erkennen."

„Laßt mich aufrichtig reden, hochwürdiger Herr!" unterbrach ihn der Vater, „ein junger Mensch hat nicht viel Zeit zu versplittern, um das und jenes anzufangen und fahren zu lassen. Es hätte mich sehr gefreut, seiner ersten Messe beizuwohnen, es wäre mir über alles gegangen auf dieser Welt; hat man ihn aber zu Brixen

abgewiesen, so werden zwar die Leute Schlimmes darüber reden, ich aber will den Finger Gottes darin sehen. Wenn er mit freiem Entschluß etwas Ordentliches beginnt, werd' ich ihn nie hemmen; das Meßgewand paßt nicht für jede Schulter. Nicht wahr, was ich immer befürchtet, ist eingetroffen, man hat ihm die Aufnahme versagt?"

„Er hat meine Verwendung nachgesucht," sprach der Priester gelassen, „und sieh da, mein Wort hat so viel gewirkt, daß ihm die Aufnahme nachträglich bewilligt wurde."

Die Mutter, die bereits alle Hoffnung zerflossen sah, schöpfte wieder Mut: „Gott sei gelobt!" rief sie lebhaft, „ich will gern drei heilige Messen als Dankopfer lesen lassen, eine zu Ehren der Muttergottes, die andere zu Ehren seines Namenspatrons und die dritte für die armen Seelen im Fegfeuer, denen wir ganz sicher diesen Segen schuldig sind."

„Wenn aber die Theologie doch nicht eigentlich der Beruf Eures Sohnes wäre!" sprach nach einer Weile der Priester mit bedeutungsvollem Nachdrucke, indem er den ersten Brief einsteckte.

Sie schwieg nachdenkend, bald aber sagte sie ruhig und gefaßt: „Die größte Lust meines Lebens wär' es gewesen, Norbert als Geistlichen zu sehen, er sollte einmal mein Grab einsegnen und für meine Seele beten. Gott verhüte aber, daß es gegen seinen Beruf sei; lieber säh' ich ihn tot vor mir, als so unglücklich, wie den verstorbenen Kooperator, der noch geisten soll, bis er seinen Vater nachgezogen hat ins Grab. Gott tröst' ihn!"

Sie blickte scheu um und schlug ein Kreuz.

Jetzt nahm der Vikar den zweiten Brief und las:

„Sie haben, hochwürdiger Gönner, gewiß ausführlich von den Ereignissen am Totbette des armen Kooperators, sowie von dem Anteil, den ich unfreiwillig daran genommen, gehört. Die Erinnerung daran verfolgte mich auf dem ganzen Weg nach Brixen, ich will die Bilder, die sie wachrief, ebensowenig schildern, als die Gefühle, die mich beunruhigten. Nur die Scham trieb mich vorwärts und jetzt darf ich es wohl gestehen, daß mich die Aussicht, man werde mich wegen Verspätung abweisen, fast wie eine angenehme Hoffnung beschäftigte. Hätte sie sich erfüllt, ich wäre in die weite Welt hinausgelaufen und nicht eher heimgekehrt, bis ich fertig und vollendet als ein Mann in geehrter Stellung vor des Vaters graues Haar hätte hintreten dürfen.

„Ihrem gütigen Einschreiten verdank' ich es, daß man mich dennoch aufnahm und ich in den ersten Kurs eintreten konnte. Desungeachtet kann ich nicht Theolog bleiben.

„Erhaben und großartig sind die Pflichten des Priesters; wer sich ihnen widmen will, tue es ohne Rückhalt. Ich vermag das nicht, ich fühle in meinem Herzen einen zu mächtigen Zug nach der Welt, ihren Freuden und Leiden, als daß ich unüberlegt mich und andere auf immer unglücklich machen sollte. Auf der anderen Seite betrachtete ich freilich den Schmerz der Eltern, die schmähliche Nachrede, die mich lange verfolgen würde, ja ich suchte mich selbst dadurch festzuhalten, daß ich die äußeren Vorteile erwog, welche

einem Priester seine hohe Stellung bietet. So habe ich lange zweifelhaft gerungen. Der gestrige Tag brachte meinem inneren Kampfe die Entscheidung. Es wurden einige Kandidaten zu Priestern geweiht und ich hatte als Ministrant an der heiligen Handlung teilzunehmen. Das Volk füllte den Dom, durch die weiten Hallen wogte der Orgelschall, jeder Ton schlug an meine Seele, daß sie sich bald aufschwang in glühender Andacht, bald aber vor der göttlichen Majestät sich in ihrer Nichtigkeit demütigte. Am Altar stand der graue Bischof und betete. In dieser Stunde flehte ich um Erleuchtung in meinem Zweifel. Da erschienen durch die Türe der Sakristei die drei Kandidaten. Zwei trugen im Antlitz die Züge jenes starren Friedens, den die ihres Zieles gewisse Entsagung gibt; der dritte war bleich und gebeugt, seine Brust arbeitete sichtbar unter einer schweren Last, das fühlte ich auf das tiefste mit. Er war sonst ein lebensfroher Jüngling, sein Blick traf mich zufällig — mich schüttelte der Frost. Nach kurzem Gebet warfen sie sich an den Stufen des Heiligtums auf den Boden nieder, man überdeckte sie mit einem großen, schwarzen Tuche, zum Zeichen, daß sie der Welt abgestorben seien. Vom Chor ertönte der Bußpsalm:

„Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit. Wasche mich wohl von meiner Missetat, entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde, wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Ich wache nachts auf meinem Lager und benetze das Bett mit Tränen, mein Gott, bleibe nicht fern. Schaffe in mir, Gott! ein neues

Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist."

„Bei diesen Worten regte sich die Decke wie ein Bahrtuch, unter dem ein Scheintoter aufsteht; sie sank zurück, der dritte Kandidat sprang auf und rief, daß es durch die Wölbung gellte: „Ich kann nicht, ich kann nicht!" — er eilte durch das erstaunte Volk zur Kirchentor hinaus, ich ließ das Rauchfaß fallen und lief ihm nach. Die Nacht verbrachte ich schlaflos, in drei Tagen bin ich zu Hause! Meinen Eltern wage ich nicht zu schreiben, ich vertraue auf Ihre Nachsicht, Ihre gütige Vermittelung!"

Der Vikar legte den Brief zusammen.

„Der Herr sei gepriesen!" sprach der Alte mit Fassung, „ich danke Euch, Hochwürdiger!"

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!" seufzte das Mütterchen; da ging die Türe auf und Norbert trat ein, nicht mehr der leichtsinnige Jüngling; — die kurze Zeit hatte ihn zum Manne gereift. Die Eltern boten ihm schweigend, aber freundlich die Hand. Er nahm die Mütze ab, zog den schwarzen Studentenrock aus, eine Tracht, die jetzt ohnehin mit seinem Aeußeren in Widerspruch stand, und reichte alles der Mutter mit den Worten: „Diese Kleider schenkt einem armen Studenten. Theolog bin ich nicht mehr, Jurist oder Mediziner will ich nicht werden; ich bleib' bei euch und baue mit dem Vater das Feld, das ich eigentlich nie hätte verlassen sollen. Der Knecht leiht mir eine Lodenjoppe, bis mir die Mutter eine auf den Leib gemessen hat. Gott sei Dank, jetzt ist's überstanden, und ich weiß, was ich bin!"

*

Nach drei Jahren kam wieder die Zeit der Ferien. Von allen Seiten kehrten die Studenten heim, wie die Zugvögel im Herbste. Auch Wilhelm verließ Wien. Er traf im August an einem heißen Nachmittag zu Kufstein ein. Als er nun im kühlen Gastzimmer beim Traubenwirt auf- und abging, begann im Bretterverschlage nebenan ein Knabe die ersten Elemente der lateinischen Grammatik herzusagen. Eine tiefe Baßstimme, die ihm bekannt klang, verbesserte die Fehler der Aussprache, die der Schüler etwa machte. Wilhelm hielt einen Augenblick still:

„Habt Ihr einen Studenten?“ fragte er den Wirt.

„Ja, mein Seppel,“ erwiderte dieser, „bereitet sich vor, im Oktober das Haller Gymnasium zu besuchen. Er ist recht fleißig, geben Sie nur acht, wie fertig er schon Latein spricht.“

Wilhelm lachte über die Rede des Wirtes, der Lehrer im Verschlage nebenan wurde auf seinem Sitze unruhig, hastig gab er dem Knaben eine Aufgabe und sah zur Tür hinaus.

Wie erstaunte der Fremdling, als Norbert, völlig in einen Bauer verwandelt, auf ihn zueilte. Sie grüßten sich auf das herzlichste, wie Brüder nach langer, langer Trennung; denn waren auch seit ihrem Abschied kaum drei Jahre verflossen, so hatte doch diese kurze Zeit die wesentlichsten Veränderungen hervorgebracht.

Zur Seite stand der Knabe und gaffte verwundert die beiden an; Norbert erzählte, daß er aus Gefälligkeit übernommen, den Knaben hie und da zu unterrichten, weil man in Kufstein sich besser auf das Bier,

als auf das Latein verstehe. Dann wandte er sich an den Wirt: „Seid nur nicht ungehalten, heute entführe ich Euch diesen Herrn, er muß mein Gast sein!“ Auf dem Wege erzählte er dem Freunde alles, was wir bereits wissen. Sie gingen über die Brücke, wo Norbert vordem so traurig gestanden hatte, und erreichten bald das Haus. Hier saß der alte, treffliche Vater auf der Bank, behaglich sein Pfeifchen schmauchend, auf dem Flur war das Mütterchen beschäftigt, da und dort noch etwas zu vollenden, denn es war Samstag und da mußte auf morgen alles nett und sauber sein. Sie traten in die Stube, überall die gleiche Reinlichkeit von der Decke bis auf den Boden; jeder Besucher mußte bemerken, daß hier Wohlstand herrsche, den eine sorgliche Hand in Ordnung zu halten wisse. Durch das von Reben umschlungene Fenster konnte man die Felder, die zum Hause gehörten, überblicken, sie zeichneten sich vor anderen durch kluge Bewirtschaftung aus. Ein zierliches Geviert war mit verschiedenen Arten von Getreide, Rüben und Futterkräutern bepflanzt, eine Musterkarte für ökonomische Versuche. Abseits standen ein paar mächtige Nußbäume, dazwischen einige jüngere Stämmchen, man konnte leicht bemerken, daß sie andere Obstsorten trugen, als die in der Gegend bereits eingeführten. Norbert ließ den Freund allein und kehrte dann mit Marie zurück, als wollte er ihm gleichsam sein schönstes Besitztum, die Perle des Hauses, zuletzt zeigen.

„Wahrlich,“ rief Wilhelm, der das hübsche Weibchen mit freundlichen Blicken musterte, „der Himmel läßt es dir an Segen jeder Art nicht fehlen!“

„Spotte du immerhin," erwiderte der junge Bauer vergnügt, „ich habe doch früher als du sämtliche Kollegien absolviert!"

„Wann hast du geheiratet?" fragte Wilhelm.

„Heuer im Lenz! Nachdem mir am Georgiabend die Eltern das Gut übergeben hatten, machte der alte Vikar am Morgen drauf das Kreuz über uns. Wärst du doch bei der Hochzeit gewesen, wie ging's da lustig zu! Der Hans und der Jagg haben mir Tannen vor das Haus gestellt mit Band und Flitter, wie es nur bei einer Primiz der Brauch ist, dazwischen war ein Bildl aufgehängt, wie ein Geistlicher im Chorrock mit einem Bauerndirnd'l tanzt. Den Spruch drunter weiß ich noch." —

„Bist nit still!" flüsterte Marie.

„Nun ja, besser hört er's von mir als beim Auracher:

,Der Pimpacher Bua
Hat ins Schwarze 'nein troffen
Und ist aus der Kirchen]
Zum Moidele g'loffen.'

Hat mich nie gereut. Ich kann jetzt wie jener Dichter singen:

,Portum inveni, spes et fortuna valete'."

Ueber Wilhelms schönes Gesicht flog der Hauch einer stillen Trauer, er faßte die Hände der beiden und sagte mit einem Tone, dem man leicht die innere Bewegung anmerkte: „Mög' euch Gott immer so glücklich erhalten, ihr Lieben!"

*

Gott hat sie auch glücklich erhalten, fast schicksalslos nach Bauernart, weil sie in ihrem bescheidenen Kreise blieben. Wilhelms Stern, der kometengleich ins Grenzenlose strebte, sollte bald erbleichen. Norbert erkundigte sich nach ihm.

Er war mit mir nach Wien gereist, entschwand jedoch dort bald wie ein schimmerndes Meteor in den vornehmen Schichten der Gesellschaft, für die ihn Adel, Schönheit und bei einem bescheidenen Vermögen jene Unabhängigkeit von Sorgen, die uns andere zwangen, auf den Erwerb durch Lektionen zu denken, befähigte. Nur zufällig sahen wir uns noch, wobei er stets mit inniger Treue seiner Heimat Tirol und der Jugendfreunde gedachte: auch deiner! Von ihm habe ich dein Schicksal erfahren, denn das Briefschreiben hast du dir natürlich als überflüssig längst abgewöhnt."

Norbert versuchte nicht, sich zu entschuldigen, sondern zeigte lächelnd seine schwieligen Hände.

Ich fuhr fort: „Aus der Leerheit sinnlichen Genusses, der bald durchschauten Eitelkeit jener glänzenden Kreise riß ihn endlich seine Faustnatur und er versenkte sich neuerdings in die tiefsten Studien. In den unvergleichlichen Märztagen wirkte er mit voller Begeisterung und noch gehoben durch den geheimen Liebesbund mit der Tochter eines ungarischen Grafen, die ihn fast zu wilder Leidenschaft anfeuerte. Du weißt, daß ich im April den Säbel gürtete, um an die von den Welschen bedrohte deutsche Grenze zu ziehen; durch Krankheit gelähmt, mußte er in Wien bleiben. Als ich im Oktober zurückkehrte, vernahm ich, er sei in die ungarische Armee eingetreten und bereits Major. Hier

und da las ich seinen Namen noch in einem Bericht, endlich verscholl er ganz; zwei Jahre später erfuhr ich von dem ungarischen Dichter Lisnyai Kalman, der, als ehemaliger Honved dem Regiment Don Miguel eingereiht, zu Innsbruck im Spital lag, er sei in einer der blutigen Schlachten gefallen. Laß mich von der Trauer, mit der mich diese Nachricht erfüllte, schweigen, du weißt ja selbst, wie hoch wir ihn alle hielten!"

„Und was wir von ihm erwarteten," rief Norbert nach einer Pause, „was hätte aus dem werden können?"

„Werden?" fragte ich mit bitterer Ironie, „werden? Vielleicht ein Dichter, den man wohl konfisziert, aber nicht gelesen hätte, vielleicht ein Bachhusar, wenn er das Jus fortgesetzt, oder ein Monsignore, hätte er sich dazu hergegeben, als Professor einen philosophischen Eiertanz zwischen den Dogmen der Scholastik aufzuführen! Für seine Expansivkraft war kein Raum ... er starb als Freier und der freie Sturm der Pußta jagt über sein Grab. So brauchte er im schmachvollen Nachmärz den Kankan der Reaktion um den Bleisarg der Freiheit nicht mit anzuschauen, knirschend, daß durch keine Tat zu helfen sei; er brauchte nicht Gift zu schlingen und sich vom Groll zu nähren und noch Gott zu danken, daß er ihm die Kraft des Zornes verliehen, als einziges Gegenmittel, ihn zu retten aus der tollen Niedertracht jener Tage. Er brauchte ... doch genug!"

Ich schwieg unmutig. Marie blickte mich erschrocken an, Norbert faßte teilnehmend meine Hand und bemerkte: „Du bist halt noch immer der Alte."

„Freilich haben mich die Jahre nicht gescheiter gemacht," fuhr ich ruhiger fort, „sei's denn! Ich will

mich auch nicht mehr ändern. Glücklich vor allem muß man dich wegen deiner Stellung preisen, und dazu hast du so viel Bildung erworben, um ihren unschätzbaren Wert zu begreifen!"

„Das empfinde ich jetzt doppelt und dreifach," erwiderte er, „wenn ich das Treiben der Leute, mit denen ich an einem Strang hätte ziehen müssen, anschaue. Noch immer gibt es Priester, vor denen ich den Hut abnehme: welch ein wackerer Mann war der verstorbene Vikar, wie trefflich ist nicht unser Dekan, aber andere! Schalt man früher manchen wegen seines Geizes, wie den Seelsorger dort hinter dem Berg, dem man jüngst als Geldsorger das Haberfeld trieb, so verdirbt jetzt auch noch gar viele unlauterer Fanatismus, der nichts mehr weiß von der Wahrheit und Nächstenliebe der Evangelien. Ich sag dir's aber, auch den dümmsten Bauern geht allmählich der Knopf auf; doch Sitte und Rechtsgefühl leiden in der ärmsten Hütte unter dieser Agitation und fast möchte man sich des ehrlichen Namens eines Tirolers schämen."

Zornig schlug er auf den Tisch.

Ich kannte diese Dinge zur Genüge, um sie weiter zu verfolgen, sie führten mich jedoch auf Sebi mit dem Apfelköpflein und dem breiten Maul und so fragte ich, was aus ihm geworden?

„Da mahnst du mich an den Rechten," brummte er unwillig. „Als er ausgeweiht wurde, war ich schon etliche Jahre Bauer. Eines Abends, da ich gerade dengelte, stieg er bolzensteif in den Kanonenstiefeln den Weg herauf und ließ sich von den Kindern andächtig die Hand küssen. Sogleich erhob ich mich in der Ein-

bildung, er wolle mich als alten Kameraden heimsuchen, ging ihm entgegen und bot ihm die Hand. Er glotzte mich an, betroffen frag' ich: ‚Kennst mich nimmer, Sebi, hab' ich mich so geändert?' — ‚Mit dir hab' ich eigentlich nichts zu reden, ich muß in den Widum, als davongelaufener Theolog solltest du wissen, daß ein Bauer Priester nicht duzen darf.'

„Mir flimmerte es vor den Augen, ich schrie ihm nach: ‚Du Pharisäer, siebenfach geweihter! Hat unser Herr auch seine Freunde verleugnet? Der davongelaufene Theolog würde sich schämen, ein Priester zu sein wie du! Jetzt schau, daß du weiterkommst, wir haben uns auf der Welt nicht mehr zu grüßen!'

„Er beschleunigte den Trab, wahrscheinlich fürchtete er, ein Scheit auf den Buckel zu kriegen — seitdem ist's aus mit uns, aus! Jetzt hat er eine Pfarre, bringt die ganze Gemeinde hintereinander, macht sich an die Weiblein und hetzt sie gegen die Männer, gilt aber beim Konsistorium alles. Kurz und gut, er ist ein rechter!"

Der Bäuerin schien die Wendung des Gespräches, die alle Heiterkeit verbannte, peinlich, sie schenkte frisch ein und sagte freundlich: „Laßt das Greinen gut sein! Veit vergeßt ihr ja ganz und ich möchte doch auch etwas von ihm hören, schon deswegen, weil er als Student mir manchen Strauß gebracht. Darfst es schon wissen, Alter; deswegen warst du mir doch stets der Liebste."

„Der Veit?" Ueber den wußte ich Auskunft. „Die Juristerei wollte ihm nicht behagen, so trieb er nebenbei Naturgeschichte und pfuschte besonders den Krähen

als gewaltiger Vertilger von Heuschrecken, über die er auch ein Büchlein schrieb, ins Handwerk. Nebenbei schmiedete er Verslein, zu Innsbruck gab es schwerlich ein Mädchen — bürgerlich oder romantisch, der er nicht ein Lied gewidmet hätte. Es gelang ihm durch die Prüfung zu schlüpfen und so kam er als Lehrer an das Gymnasium zu Vincovze in Kroatien. Dort besang er die hochbusige Tochter des tschechischen Feldwebels; eines Tages marschierte dieser, zwar nicht den Tagesbefehl, wohl aber all die feinen Blättlein, die er der Schönen zugesteckt, unter dem Arm auf seine Stube und fragte ihn, den grauen Bart drehend, was all die gemalten Herzlein, Pfeile, Tauben und Vergißmeinnicht, die den Text zierlich einfaßten, zu bedeuten hätten? Er brauche sich nicht zu genieren, um das Mädchen zu bitten, mit Vergnügen solle er sie zur Frau erhalten.

„Unser Veit, der nie soviel Mut gehabt, um ein Mädchen zu werben, hatte noch weniger hier nein zu sagen und war im Grunde froh, endlich zum Amt ein Weib zu kriegen. Er heiratete. Vier Wochen nach der Hochzeit schrieb er mir einen Brief, der wörtlich so anfing: ‚Alter, Dich bedauere ich, daß Du zu Innsbruck hockst und dort Steine klopfst, folglich meine Kathinka nicht bewundern kannst. Ich sage Dir, es gibt auf der ganzen Welt keine Kathinka mehr wie diese, und diese Kathinka ist mein!‘ Ihr seht also, es fehlt nicht an Honig. Heuschrecken sammelt er selbst und so wird wohl auch ein — Johanneslein nicht ausgeblieben sein.“ —

Wir sprachen nun von andern Schulkameraden,

wie sie durch die Welt zerstreut waren, Scherz und Ernst wechselten, schließlich zogen wir freilich die Rechnung, daß mehr als ein Drittel von denen, die beim Auracher mit uns das Valet feierten, bereits in die Ewigkeit abberufen sei.

Es war schon spät, wieder stieg über das Kaisergebirg der Vollmond, wie an jenem Abend; der kalte Herbstwind wehte in das flackernde Licht, ich erhob den Becher:

„Den Manen unserer toten Freunde!" Stillschweigend drückten wir uns die Hand und schieden für heute.

## Herr Rochus

Wer in die Lotterie setzen will, findet leicht einen Laden, ja man bringt ihm allenfalls die Lose in das Haus, damit er seiner Pflicht als österreichischer Staatsbürger genüge; ist er gescheit, verpußt er wenig; — ist er unerfahren, viel, immerhin hat er dann eine Hoffnung gekauft, wenn auch meistens eine trügerische. Mancher baut aber den letzten Pfennig an, mit dem er sich und seinen Kindern einen Brotlaib kaufen könnte — aus Verzweiflung des Hungers, aber aufgeht nichts als eine Bleikugel oder ein Strick.

Wozu diese Einleitung?

Sie ist nur ein Vergleich. Gerade so, wie der Lottospieler, kommt uns der deutsche Romanschreiber vor, ja er ist sogar manchmal im Nachteil! denn jener weiß wenigstens, wo er kaufen, dieser aber nicht, wo er verkaufen soll; jener verschwendet weder Zeit noch Kraft, dieser vergeudet manchmal Jahre und arbeitet bis zur Erschöpfung; nur der Teufel Glück spielt bei beiden die gleiche Rolle; beim Literaten heißt er: Mode, und die stempelt Messingblech zu Gold, um es nach etlichen Monaten in die Rumpelkammer zu werfen. Solche, die mich fragten und fragen: warum ich denn keinen Roman schreibe? — haben hier die Antwort und ich

glaube, so manches schöne Talent, das sich darauf eingelassen, stände sich als Dienstmann besser.

Novellen habe ich manche verfaßt, und zwar erwuchsen sie aus dem Boden meiner Heimat, wo ich Land und Leute gründlich kenne; ich mußte jedoch allmählich erfahren, daß Berliner Gemsenjäger und Gemsenjägerinnen dieses Geschäft besser besorgen, wenn sie auch Tirol nur oberflächlich streiften, wie ja auch der Kulissenmaler keiner umfassenden Studien bedarf, um große Wirkungen zu erzielen. — Und was hätt' ich im besten Falle davon? Wozu nachsinnen, schaffen, gestalten, wenn eine solche kleine Schöpfung heut durch eine Zeitschrift huscht und morgen im großen deutschen Makulatursumpfe versinkt. Also die Hand von der Butte.

In den langen einsamen Abenden, die jetzt schon früh niedersinken, tauchen jedoch aus der Vergangenheit manche Geister, manche Geschichten auf, die ich nachgenieße, denen ich, soweit es die Erinnerung vermag, eine feste Form verleihen will, eine Form, schlicht und kunstlos, denn warum eine Mühe aufwenden, die bei der Hast des Lesens doch kaum jemand beachtet?

So beginne ich denn mit einer kleinen Erzählung, vielleicht finde ich noch Zeit und Stimmung zu einer zweiten, dritten Skizze; denn so werdet ihr es nennen, um es nach deutscher Art ein für allemal zu registrieren.

* *
*

Wir werden alt! — Nichts mahnt uns aufdringlicher daran, als wenn Leute, die wir in den Kinder-

schuhen herumlaufen sahen, unvermutet völlig erwachsen vor uns hintreten und grüßen und wohl auch mit Berufung auf diesen oder jenen kleinen Vorfall fragen: „Ob wir sie denn nicht kennen?“ Am öftesten widerfährt dies dem Lehrer, der lange Zeit seines Amtes gewaltet. „Ist denn der alte Herr, der mit grauen Haaren dasteht, wirklich einmal als greinender Bube vor mir auf der Bank gesessen?“ — Er lächelt und führt Jahreszahlen an — ja, ja, es ist so! Du mußt es schwermütig zugestehen. Und wenn er dir nun gar einen erwachsenen bärtigen Sohn vorstellt, der unter dir studieren soll, wie es einst der Vater am Gymnasium getan, aus dem du indes an die Universität aufgestiegen bist! — Nun, mir geschah das vor einigen Tagen. Der Herr Ricotto erläuterte mir, sein Sohn da, — der Laggel machte ein entsetzlich dummes Gesicht, als ich ihn näher betrachtete — sein Sohn da müsse Naturwissenschaften studieren, weil ihm das als Geschäftsmann und Landwirt sehr zustatten komme und er selbst mehr als einmal bedauert habe, nicht mehr gelernt zu haben. Nachdem das Amtliche abgetan war, plauderten wir von den alten Zeiten, er wußte noch so manchen Schwank, so manchen lustigen Einfall und fragte mich, ob ich mich erinnere, wie er einmal dagesessen sei, gedankenlos, die langen Haare verwirrt über das Gesicht, den Mund weit auf. „Es war gerade Nikolaustag. Da riefen Sie: ‚Nun, Ricotto, Sie schauen aus wie ein Krampus auf dem Markt!‘ Ein schallendes Gelächter brach los und meine Kameraden gaben mir lang den Spitznamen Krampus; hätt' ich zu Innsbruck weiterstudiert, wär' er mir wohl in der

Kneipe geblieben!" Vielleicht bekommt ihn der Sohn! dachte ich im stillen; doch wozu diese Schnurren!

Reden wir lieber vom alten Rochus Ricotto: wie ist es zugegangen, daß er zuerst keine Frau, dann einen Buben und endlich eine Frau bekommen hat? — Es darf niemand erschrecken, die Geschichte verläuft ganz anständig, so daß selbst die sprödeste Freundin Zolas ihrer Tochter, wenn sie auch eben aus dem feinsten Pensionate heimkehrt, das Blatt nicht aus der Hand zu nehmen braucht.

Wir sind in einer tirolischen Stadt; wer jemals dort war, wird sie aus unserer Schilderung gleich erkennen; für andere bleibt auch der Name ein leerer Schall. Am Nordufer des Flusses, der sie durchströmt, erheben sich mäßige Hügel; auf einem derselben blickt aus dem Obstwalde, der an ihm emporzieht, ein schönes Gut, die vordere Wand ist dicht mit Reben bekleidet, den Söller schmücken in langer Zeile Blumenstöcke. Rückwärts verbirgt sich bescheiden Stallung und Stadel und hinter einer Mauer werden bis an den Saum des Föhrenwaldes, über den neben einem Steinbruch ein großes Kruzifix emporragt, breite, wohlbewirtschaftete Aecker und Wiesen sichtbar.

Dort waltete Rochus als Herr und Besitzer. Er gebot den Knechten, die Mägde hielt eine alte Schaffnerin, die er mit dem Erbe seines Vaters übernommen hatte, in Ordnung. Der Landwirtschaft und der Gärtnerei wohl kundig, arbeitete er selbst mit, wußte jedoch, daß jeder Kreuzer, den man den Dienstboten abrackert, auf der anderen Seite zehnfach verloren geht. Darum waren die Plätze bei ihm gesucht, sie galten fast für

eine Hochschule, und mancher Bauer, der selbst ein hübsches Gütchen hatte, schickte den Sohn als Knecht, damit er etwas Rechtes lerne.

Rochus hatte studiert; sogar einige Semester Rechtswissenschaft, der Advokaten und Finanzleute wegen, die einem, wie es heißt, nicht mehr aus dem Sacke steigen, wenn sie einmal drinnen sind. Ueber seinen Beruf völlig klar, bezog er alles auf diesen, gönnte aber auch sich und anderen etwas. Die Freistunden der Sonntage, die er bei Menschen und Vieh streng einhielt, die langen Winterabende widmete er seiner kleinen Bibliothek; etliche Mappen mit breiten Deckeln bargen allerlei Kupferstiche, Holzschnitte und Zeichnungen wohlgeordnet nach Zeit und Meistern. Am liebsten las er historische Werke, aber auch die besten Dichter von Homer an. Da zweifelt bereits mancher, ob denn meine Erzählung überhaupt wahr sei: denn ein Deutscher hält sich keine Bibliothek und noch dazu ein Landwirt! — Richtig! Rochus ist aber eigentlich kein Deutscher; er heißt ja Ricotto, was freilich nichts entscheiden würde, da in unserem zweisprachigen Lande die Namen hin und her wechseln. Sein Vater kam, wie so mancher andere „Welsche", in den Tagen österreichischer Herrschaft aus der Lombardei hierher, begann als kleiner Gemüse-, Früchten- und Weinhändler und brachte es durch Fleiß, Einsicht und Sparsamkeit zu einem hübschen Vermögen, das er schließlich durch den Ankauf jenes Gutes verfestigte. Ich sah ihn bis zu seinem seligen Ende in der fadenscheinigen Jacke von gelbem Canevas herumlaufen, der figlio sollte aber ein possidente werden und danach leben, wozu hätte

sich sonst der Vater geplagt? So sagte er gelegentlich zu mir, indem er auf den Lackdeckel der braunen Tabakdose klopfte und mir eine Prise bot; ich habe ihn während der Studien treulich beraten und es folglich zum Teil auf dem Gewissen, wenn Rochus auch jetzt noch — Bücher kauft.

Weil Müßiggang aller Laster Anfang ist, hatte er gar nicht Zeit, sich mit Liebschaften zu verbandeln, wenn er vielleicht auch an den groben Spruch gar nicht dachte: „Jedes Jahr vor dem vierzigsten ist gewonnen, wo man kein Weib anhängen hat". — Es gibt jedoch überall Menschenfreunde, die da meinen: „Wenn es mir schlecht geht, warum soll es der und der besser haben?" Besonders wohltätig sind stets alte Frauen, die es für eine Todsünde am siebenten Sakrament halten, wenn ein vermöglicher Mann noch im Dreißigsten ohne Gnädige herumläuft. Der arme Bursche! Was kann ihm alles widerfahren in dieser gottlosen Welt, und schon gar, wenn er unter die Bande der Junggesellen gerät, für die die ewige Lampe im Wirtshaus brennt und die Kellnerin die Vesper singt! — Sein geistliches und leibliches Heil ist bei Tag und Nacht am besten in der Hand einer frommen Frau aufgehoben. Amen! — Auch unseres Rochus erbarmten sich edle Seelen; ihre Wege sind zwar unerforschlich, aber sie führen in der Regel sicher vor den Traualtar und der gewünschte Kuppelpelz bleibt auch nicht aus.

Die Geschichte ist philiströs, darum will ich mich kurz fassen — trotz meiner Anlage zur Schwärmerei, trotz dem Hexeneinmaleins des modernsten Realismus, der für solche Wunder die größte Ausführlichkeit for-

dert und gewiß die Kaffeekanne, neben der Rochus nicht zu einem Weibe gekommen ist, nach Umfang und Tiefe schildern würde.

Ganz zufällig brachte man ihn mit der Tochter eines mageren Finanzrates zusammen, deren Lob man ihm früher in allen Tonarten gesungen; eine Dame wagte sogar die verschämte Andeutung, daß sie ihn schon lange gern gesehen; aber ja nichts merken lassen! So ein Fräulein dürfe man nicht anpratzen wie ein Bauernmädel; so was vertraue man nicht einmal dem Beichtvater! Während dieses leisen Gespräches blickte Fräulein Julie, der boshafte junge Herren den Spitznamen „Visitiernadel“ aufgebracht hatten, zur unbefleckten Empfängnis an der Wand empor und tat, als ob sie nichts ahne.

Weil sich bis jetzt nur ein oder der andere hungrige Praktikant, der die Gunst des Papa erlangen wollte, aber kein Romeo gemeldet hatte, wäre sie gar wohl mit einem Rochus zufrieden gewesen — Rochus und Julie als Aufschrift der zierlich gedruckten Verlobungsanzeige! Vorläufig trennte man sich, zum Abschied berührten sich die Fingerspitzen elektrisch. Der Klatsch war geschäftig, mein Freund erzählte mir lächelnd von der neuen interessanten Bekanntschaft, und als das kleine Ding zimperlich wie ein kartesianisches Teufelchen unweit von uns über den Kot der Straße hüpfte, sagte ich zu ihm: „Die könnten Sie ja als Zahnstocher brauchen oder neben der Hutfeder auf den Hut stecken.“ Den Spaß nahm er mir freilich übel, denn er meinte damals ganz platonisch: sie gefalle ihm wegen ihrer feinen Bildung. Das mußte richtig sein; Holz hatte

sie keines an der Wand, um eine irdische Leidenschaft zu entflammen.

Der Alte, der rechnen konnte, lud ihn ein: er wolle ihm allerlei über die Steuersachen mitteilen. Kam er, so ließ er ihn bald bei der Tochter allein. Diese tat verlegen, blickte auf die Hände im Schoße und erhob sich dann, nachdem er über das Wetter vorgeredet, mit einem Seufzer, um sich an das Klavier zu setzen. Nachdem sie ihm jedoch ein drittesmal ihre Stückchen auf dem Fortepiano vorgetappt, verleidete ihm dies Strauß und Chopin. Einmal wurde sie sogar neckisch, sie bespritzte ihn mit eau de mille fleurs, damit er nicht nach dem Stall rieche. Das Lächeln auf dem lackierten Gesichtchen widerte ihn an; er stand auf und ging fort. Als ihm droben am Tor seines Gutes die Viehdirn entgegentrat, hätte er sie bald aus Freude umarmt; den Rock hing er unter das Dach, bis er ausgeduftet hatte, und in der Stadt machte er immer einen Umweg, um ja nicht den Kanarienvogel des Herrn Finanzrates, der im Messingkäfig vor dem Fenster das eingelernte „Ahi perfido!" herableierte, zu hören.

Kein Liebespfeil kam nachgeflogen, wohl aber fand er nach etlichen Wochen, als er einmal spät heimkehrte, ein wohlversiegeltes Schreiben des gestrengen Vaters. „Er habe durch seine wiederholten Besuche Julie ins Geschrei gebracht und durch die Aussicht auf einen sicheren Abschluß mancherlei Kosten verursacht. Er solle seiner Pflicht nachkommen, umsomehr, da es für ihn nur eine Ehre sei, ein Fräulein aus so vornehmer Familie heimzuführen. Uebrigens müsse er als Vater für die Zukunft der Tochter sorgen; er verlange

daher, daß er dieser 30 000 fl. fest verschreibe und erbitte sich, um sich von seinem Vermögensstand zu überzeugen, die Einsicht in seine Rechnungsbücher."

Rochus warf den Brief zerknillt auf den Tisch, dan verfaßte er, nachdem er ein bißchen verschnauft, eine Antwort, die der Herr Rat schwerlich an den Spiegel gesteckt hätte. Er weckte den Knecht; dieser mußte sich anziehen und den Brief zur bezeichneten Adresse tragen. Der Knecht schaute seinen Herrn groß an; weil man ihm jedoch, wenn er in der Hitze war, nicht leicht widersprechen konnte, so gehorchte er schweigend. Der erste Groll hatte sich entladen. Rochus trank noch ein Glas Wein und legte sich dann in das Bett, wo er bald in tiefen Schlaf sank — bis zur Morgendämmerung, da weckte ihn das Geläut der Kühe, welche die Magd vom Brunnentrog auf die Weide trieb. Er kleidete sich rasch an, stieg hinunter und erteilte einige Befehle. Dann ging er langsam auf und ab und naschte bald von einer roten, bald von einer gelben Traube, wie sie vollreif an der Mauer in der Sonne hingen, eine Beere. Der Knecht trat zu ihm; der Brief sei nicht anzubringen gewesen, trotz des Schellens habe ihm niemand aufgetan. Rochus griff an die Stirne; er erinnerte sich nicht mehr, was er geschrieben, und erbrach den Umschlag. „Da ist mir wieder die tolle Hitze in den Kopf gefahren," murmelte er, „wie der Blitz in trockene Dachschindeln." Er zerriß das Blatt, daß der Morgenwind die kleinen Fetzen über die Mauer trug und kehrte in sein Zimmer zurück. Dort schrieb er dem Rat: „Er habe zu seiner Tochter nie ein Wort gesprochen, das ihn in irgend einer Weise

binde, der Klatsch verfolge jeden und er sei dafür nicht verantwortlich; jedoch gleichviel! Durch ihn solle niemand zu Schaden kommen; die beiliegenden Banknoten von 200 Gulden mögen die Auslagen, die schwerlich groß gewesen sein dürften, ausreichend decken. Er sei der hohen Familie gegenüber nur ein gemeiner Bauer, würde aber die Frechheit nie wagen, auch nur seinen Knecht zu einem Ausweis des Vermögens in der Art aufzufordern, wie es der Herr Finanzrat ihm getan. Dieser wollte ihm die Ungelegenheit, die er ihm ohne Absicht verursacht, gütigst verzeihen und die Bekanntschaft, die ein Zufall herbeiführte, für immer vergessen."

Die 200 Gulden kamen nicht mehr zurück, doch wurde Rochus, der kaum noch an die Geschichte dachte, in sehr unangenehmer Weise daran erinnert. Es erschien eine Finanzkommission, untersuchte alle seine Aufzeichnungen und wollte durch ein langes Verhör feststellen, daß er zu wenig Steuer zahle. Rochus, der wahrscheinlich einen solchen Fall vorbedacht hatte, wußte sich aus der Schlinge zu ziehen; ob er jene Argusaugen getäuscht, mag er mit seinem Beichtvater ausmachen; wenn man ihn auch, dem Strafgesetze zuwider, deswegen nicht loben darf, so wird ihn gewiß mancher entschuldigen. Er verdankte den Angriff seinem abgeschlipften Schwiegervater, der dachte: „Wer 200 Gulden mir nichts, dir nichts weggibt, der ist gewiß reicher, als er einbekennt." Da er bald in Pension ging, verrauchte die Sache; als er zu Graz nach mehreren Jahren starb, kannte man ihn kaum noch dem Namen nach. Seine Tochter zehrt von der Prä-

bende eines Damenstiftes und trocknet ein wie eine Brixener Zwetsche; ihre Photographie hängt nicht über dem Bette von Rochus.

*　　*
*

So manche Aussaat, so manche Ernte war vorübergegangen, ohne in seinem Haushalt etwas zu ändern. Er wurde nicht wohlbeleibt, aber seine eckigen Glieder rundeten sich ein wenig, auf seinem Antlitz zeigten sich keine Furchen, sie waren aber in feinen Strichen vorgezeichnet. Die Wirtschaft gedieh auf das beste, zur Ergänzung des Besitzes kaufte er hier und da ein Aeckerlein; abends vor dem Einschlafen fragte er sich manchesmal: „Für wen arbeitest du eigentlich? Ueberließest du das nicht klüger einem Verwalter und schautest dir die Welt ein bißchen an, vor allem Italien und seine Kunst?" Trotz dieser Erwägungen, die hier und da zu halben Entschlüssen auswuchsen, fing er jedoch zu Neujahr genau dort an, wo er es am Sylvesterabend gelassen und blieb treu an seiner Scholle kleben. Der Kapitalismus treibt in fieberhafter Hast zur Vermehrung, zum Umsatz, zum Wagen; ein ererbtes Stück Landes bindet, beruhigt und gewöhnt den Fuß an einen gleichmäßigen, wohl erwogenen Fortschritt. Darin liegt Fluch und Segen.

Das Freien hatte unserem Rochus die spitze Julie verleidet, in den letzten Jahren bemächtigte sich seiner jedoch eine steigende Unruhe, er wußte nicht, wo an und wo aus, man begegnete ihm bald auf einer Jagd, bald vor dem Scheibenstand oder einem Markte, er

soll sogar verwegen wie ein Robler hübschen Dirndeln unter den Hut geguckt haben — freilich „im Unverweiß", wie man bei uns zu sagen pflegt.

Es war im Juli seines achtunddreißigsten Jahres. Die Sonne goß eine Flut von Hitze über das Tal, die sich zurückgeworfen von der prallen Felswand, neben der die Landstraße verlief, zu der eines Schmelzofens steigerte und die Luft in zitternde Schwingung versetzte, die Blätter der wenigen Bäume glänzten wie aus Blech geschnitten, der Staub lag unbeweglich auf dem Wege: fingerdick, glühend, daß man darüber hinschritt, wie auf einem Teppich von glimmendem Zunder, und er träg unter dem Fuß liegen blieb, ohne sich an den Schuh zu hängen — ein rechter Hundstag, dessen Schweigen nur das grelle Zirpen der Heuschrecken unterbrach, während Rochus, den schweren Stutzen im Ledersack über den Rücken, langsam dahinschritt, von Zeit zu Zeit die Stirne mit einem kühlen Blatt abwischte, endlich den Kragen aufriß. Warum war er nicht bis abends in der kühlen Wirtsstube bei Domanig geblieben? Die Leute hatten recht, wenn sie ihn den umgehenden Schuster hießen, der nirgends rasten darf. Hier und da störte ihn das Rascheln einer Eidechse aus dem Halbschlaf, in dem er sich vorwärts schob, bis ein Weib seine Aufmerksamkeit erregte, das sich fast in der Dämmerung der bleigrauen Ferne verlor und hinkend eine Kilometersäule nach der anderen überwand. Als eine der vielen Jammergestalten, die dem Elend auf unseren Straßen nachwandeln, beachtete er sie nur, weil sie ihm um diese Stunde in der Einsamkeit begegnete. Er hatte sie bald eingeholt, barfuß schlich sie dahin, tief

gebeugt, in dem schmutzigen Leintuch auf dem Rücken rührte sich etwas wie ein Kind; als er vorüberschritt, schaute sie ihn matt und teilnahmslos aus den schwarzen Augen an. Bettlerin schien es keine, darum bot er ihr kein Almosen — bald war sie weit hinter ihm. Zu Hause ließ er sich sogleich ein kaltes Bad gießen und wechselte die Kleider. Als er sich erholt, sah er den Geschäften nach — auch das Weib von der Straße war da; es saß auf der Schwelle vor dem Eisengitter des Hofes. Mitleidig sprach er es an: „Was kauerst du hier, dort ist die kühle Steinbank.“

Sie sagte italienisch: „Die gehört der Herrschaft und ihrem Gesinde!“ Doch stand sie auf und setzte sich dort nieder. „Man hat mich oft genug,“ fügte sie herb bei, „ja, oft genug von solchen Plätzen fortgejagt — auch Bauern, daß ich es nicht mehr wage ...“

„Woher weißt du denn, daß ich deine Sprache verstehe,“ unterbrach sie Rochus.

„Das seh' ich Euch am Gesicht an,“ erwiderte sie, „ich habe Euch aber auch sogleich erkannt: wir Armen haben ein gutes Gedächtnis; vor ungefähr einem Jahre ließt Ihr mich im Stadl übernachten.“

Rochus dachte flüchtig nach, ohne sich klar zu werden, und sagte dann: „Mag sein, wo hast du jedoch dein Kind?“

Das Weib schlug die Schürze zurück. Da lag ein frischer Knabe, der verdrießlich an einer schwarzen Brotrinde lullte, von der er nichts loszunagen vermochte. Vorgebeugt blickte ihn Rochus an und gebot dann der Schaffnerin, eine frische Semmel und Milch zu bringen. Das Weib dankte; er fuhr fort: „Du

kannst auch heuer bei mir übernachten; vorläufig laß dir an dem Restchen Kaffee genügen, das in meiner Kanne blieb; abends und in der Frühe magst du mit den Dienstboten halten, dann wird dir unser Herrgott weiter helfen!"

„Ja, das wird er!" rief sie lebhaft, „aber auch gute Leute, wie Ihr, haben es bisher getan!"

Er hatte sich schon zum Gehen gewandt, kehrte aber noch einmal zurück: „Was treibst du denn eigentlich für ein Geschäft?"

„Ein ganz ehrliches!" erwiderte sie, „wie mein Reisepaß ausweist. Als Landwirt wißt Ihr ja, daß zur Zeit der dringendsten Feldarbeiten Weiber und Mädchen scharenweise über den Brenner kommen, um sich bei Euch zu verdingen. Ihr arbeitet mit eigenen Knechten und braucht uns nicht; aber im Unterinntal sind die Großbauern froh um unsere Hände. Schon manche Schar ist mir vorausgezogen; ich konnte nicht Schritt halten wegen des Kindes da."

„Mußt du denn das mitschleppen?" fragte er.

„Mein Mann und ich" — erzählte sie weiter — „haben bei Pomarolo eine Hütte mit einem Aeckerchen, davon könnten wir nicht leben; er wanderte jedoch im Sommer nach Frankreich und half ihnen dort die Festungen bauen, ich arbeite um Tagelohn; so schoben wir den Karren weiter, oft auf rauhen Wegen — es ging, wenn auch bisweilen etwas schwer. Das Kind hütete meine Mutter; nun ist sie aber im Lenz gestorben; das war ein schwerer Schlag und ich ermache es kaum mehr." Sie schwieg mit einem tiefen Seufzer.

„Tut denn die Gemeinde in einem solchen Falle nichts?"

„Die Gemeinde ist eine harte Mutter; sie schilt bereits, daß sie für meinen armen Mann, der zu Langres an der Lungensucht im Spitale liegt, zahlen muß. Wir müssen halt beten, beten, beten!" Sie wischte mit der schwieligen Hand die Tränen ab, dann blickte sie vertrauensvoll zu Rochus empor. „Seht Ihr, mein Kind ist mein Einziges, Liebstes auf der Welt; ich lebe nur für meinen Buben und ohne ihn möcht' ich mich gleich aufs Todbett legen. Wer jemandem sein Einziges, sein Liebstes schenkt . . . Herr, Ihr seid so gut, nehmt ihn . . ."

Rachus machte eine leicht abwehrende Bewegung.

„Habt Ihr eine Frau?"

Er schüttelte nein!

„Der Pfarrer predigte in den Fasten: Die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber sicher — sie zermahlen die Bösen und mahlen den Weizen für die Guten. Er wird Euch ein braves Weib in das Haus schicken und die wird Euch frische, prächtige Kinder bringen, glaubt mir. Mein Mann und ich haben ohnedem das letzte auf der Mühle, nehmt den Buben als unser Vermächtnis; wenn wir im Fegfeuer unsere Sünden abbüßen, werden wir mitten in der Qual auch für Euch beten, und das braucht Ihr wie jeder Mensch." Sie hielt den Knaben flehend auf den Armen empor.

Rochus war tief gerührt, aber zweifelte noch. Da fiel ihm aus der Jugend jene biblische Geschichte ein, die er einst bei der Christenlehre aufsagen mußte. Der Erlöser spricht: „Was ihr einem Kinde tut, habt ihr

mir getan!" Er legte die Hand auf den Kopf des fremden Knaben und reichte sie dann zur Bestätigung seines Willens dem Weibe, die einen dankbaren Kuß drauf drückte. Wie oft mag wohl die Erinnerung an ein heiliges Wort der Bibel selbst in alten Tagen noch ein gutes Werk erzeugt, ein schlechtes verhindert haben!

Dann erklärte er der Schaffnerin den Sachverhalt. Diese wußte im ersten Augenblicke nicht, solle sie lachen oder sich entsetzen und schaute stumm bald auf den Herrn, bald auf das Weib mit dem Kind im Schoße. Endlich stotterte sie: „Aber, aber, aber . . . was werden die Leute sagen, wenn Ihr ledig einen Buben habt, und nun soll ich gar noch in meinen alten Tagen anfangen, zu kind'zen . . ."

„Die Mäuler kannst du nicht petschieren und für das andere wird die Kaindelbäurin im Gnadenwald sorgen. Bestelle sie, ich statte den Buben bei ihr aus. — Wie heißt er denn?"

„Achille!" rief das Weib, „mein Achille Bartoli!"

„Achille!" sagte Rochus gedehnt und setzte einen langen Pfiff daran, „Achille! Da bin ich ja mitten am ‚Homer'. Lieber Eumäus, der göttliche Sauhirt, denn ich will ihn einmal auf meinem Gut verwenden!"

Dann schloß er lachend seine Rede an die Schaffnerin. „Mit der Kaindlin machst du die Sache aus; für die Bezahlung bin ich ihr gut genug; es wird sich mit den Zinsen, die ich von ihr für den Pacht zu fordern habe, ausgleichen. Dem Gemeindevorsteher soll sie ausrichten, daß ich früher oder später die Angelegenheit mit ihm persönlich abtun werde."

Ohne sich weiter umzuschauen, ging er mit großen Schritten in das Haus.

Am nächsten Morgen fand man den Achille ruhig im Heu schlafen; seine Mutter hatte sich davongeschlichen; wie hätte sie es über das Herz gebracht, ihn zu verlassen, wenn er die dunklen Augen aufgeschlagen und die Aermchen um ihren Hals geschlungen hätte. Am nächsten Samstag brachte der Kaindlknecht die wichtige Neuigkeit, daß der tugendhafte Rochus den Buben von einer Welschen, welche das Jahr zuvor bei ihm übernachtet, auf dem Gnadenwald ausgestattet habe, mit einem Erdäpfelsack brühwarm auf den Markt; alle Oebstlerinnen schüttelten bedenklich die Köpfe und die ehrsamen Bürger dankten Gott, daß sie keine solchen Sünder waren. — Wie das Viperlein die Ohren spitzte! Schon am nächsten Markttag fratschelte es den Knecht beim Fasserlwirt genau aus und schrieb, wie es seine Art, hastig jedes Wort in das Notizbuch. Wer weiß, wozu man diese Angaben noch brauchen konnte, denn Rochus galt für einen Mann von Bedeutung. Das Viperlein? — So nannten Bekannte einen jungen Beamten, ein kleines, schusseliges Bürschchen, das überall herumspitzelte, mit schwarzen, stechenden Augen, von denen es wie das Chamäleon das eine aufwärts, das andere abwärts richten konnte, im erdfahlen Gesicht. Wenn es eine Spitzbüberei aussann, preßte es die Unterlippe nach oben, daß der Mund einem umgekehrten Kipfel glich und der rote, dünne Spitzbart wagrecht vorstand. Ein unheimlicher Geselle, den man für fähig hielt, aus zweckloser Bosheit dem Nächsten zu schaden; daß er schneller befördert wurde als ältere

Kollegen, schrieben manche seinem Talent für die Intrige und Spionage zu. Man wich ihm gerne aus. Also das Viperlein hatte alles verbucht, während es Rochus kaum der Mühe wert hielt, Freunden, die ihn aufzogen, die Sache genau zu erzählen, so daß mancher Streit für und wider entstand.

Nicht ganz zwei Meilen abwärts von unserer Stadt liegt ein uraltes Städtchen friedlich zwischen grünen Feldern, über seine grauen Mauern und Türme weht noch der Hauch des Mittelalters, in den sich kaum der Pfiff einer Lokomotive mischt. Hier siedeln sich gerne Pensionisten an, und obwohl sie verschiedenen Kronländern entstammen, gibt es unter den alten Herren doch keinen Streit, wenn nicht, ob der Wein bei dem oder jenem Wirt besser sei. Ueber der westlichen Ecke erhebt sich ein schloßähnlicher Bau, über dessen Tor ein Doppeladler die Schwingen breitet. Der Maler hat es aber ein bißchen versehen, denn die eine Hälfte ist neben der anderen, die kräftige Krallen und einen großen Schnabel vorreckt, dürr und ruppig — ein armseliges Pfuschwerk, tief unter der Würde des Gegenstandes. Darunter prangt die Inschrift: „Gasthaus zum österreichischen Kaiseraar". An der Nordseite des Baues scheidet ein Lattenzaun den Schankgarten von der Straße. Er ist durch hohe Planken vom Obstanger getrennt — bist du neugierig, so kannst du durch ein Loch ein Fräulein erspähen, frisch und gesund, wie du dir ein Weib wünschen magst. Ihr Haar, das sich dem Kamme nicht recht fügen will, ist blond, die widerspenstigen Härchen schimmern, wenn sie der Sonne entgegenläuft, wie Goldfäden. Sie ahnt nicht, daß

wir sie beobachten, sonst spielte sie uns eine Komödie vor wie alle Weiber in einem solchen Fall. Schiller hätte sie kaum als Thekla gedichtet, und ob sie ein neuer Maler schmachtselig in den Erker einer Ritterburg gesteckt hätte, zweifeln wir. Damit haben wir sie weniger beschrieben als charakterisiert. Sie pflückte aus dem Laub des Spaliers reife Birnen und kletterte dabei wohl an den Stäben empor; als sie das Körbchen voll hatte, schälte sie sich eine und verzehrte sie behaglich, während eine lüsterne Wespe, die kosten wollte, einen Klaps abkriegte. Dann griff sie nach einem Buche; schauen wir ihr über die Achsel: Lenau! Wie paßt das zu ihr? Sie verstand seine düstere Schwermut allerdings nicht, aber sie fühlte seine tiefen Naturempfindungen mit und so manches seiner Lieder schilderte das Leben der ihr so innig vertrauten Alpenwelt. Die Dämmerung sinkt nieder, einzelne Sterne öffnen das Auge, überlassen wir sie ungestört ihren Mädchenträumen, denn welches Mädchen träumte nicht zu dieser Stunde?

Treten wir in den Schankgarten. Die Küchentür nimmt in voller Breite Frau Crescenzia Zipperl ein. Hinter ihr lodert das Herdfeuer, als wär' sie in der Hölle Satans Köchin, oder wie ein Heiligenschein, je nachdem. Sie schaut nach, ob Leinenzeug und Besteck auf den Tischen in Ordnung sei, schilt die Kellnerin und steckt dem Jungen eine Tachtel, weil er das welke Laub auf dem Kies nicht weggefegt, und vertreibt mit dem Bratspieß etliche Enten, die zudringlich die Brotbrocken unter ihren Füßen wegschnappen wollen.

Crescenzia Zipperl! Die verdient einen eigenen

Essay, wenn ich ihn nur zu schreiben vermöchte. Sie war eine königliche Gestalt! Um Stirn und graue Schläfe zog sich wie ein Diadem die gefältelte Haube mit großen schwarzgelben Maschen; weh' dem, der dem Winke ihres Kochlöffels nicht gehorchte! Bei jedem Widerspruche blitzten die grünen Aeuglein, da war es geraten abzufahren, wenn auch selten das Donnerwetter losbrach. Ihr Lächeln war viel zu gutmütig, wenn es von den vollen Lippen zum Kinn hinabspielte, das in drei Stufen gegen den Hals abdachte. Ihre Büste mit dem grünen, rotbetupften Tuche: der Großglockner neben dem Ortler, beide im schönsten Flor der Alpenrosen! — Ihre untadelhafte Schürze hatte sie mit einem anilinroten Band umgebunden; das sah aus, als hätte man sie wie den heiligen Thomas quer durchgesägt und dann die Hälften übereinandergestellt ... nur nie verkehrt! Sie rief noch gegen die Planke: „Wo ist denn Käthchen, die Gans? — Sie soll das Obst bringen und sich dann schnell weiter tummeln, ich brauche sie nicht unter den Gästen!" Dann hustete sie und verschwand unter der Tür, soweit sie überhaupt verschwinden konnte.

Crescenzia Zipperl!

Geboren in unserem kleinen Städtchen, hatte sie einen Korporal geheiratet und ihn von Garnison zu Garnison begleitet. Nachdem er ausgedient, schloß er sich der Armee als Marketender an, zu Verona eröffnete er eine Kantine, die immer mehr an Ausdehnung gewann, weil das Militär mit der aufgewühlten städtischen Bevölkerung ungern verkehrte. Er starb an einer alten Wunde, die wieder aufbrach und eiterte; weil er

keine Kinder hinterließ, vererbte sein ganzer Besitz auf die Witwe. Sie fühlte sich, alleinstehend im fremden Lande, der Last der Wirtschaft nicht mehr gewachsen und kehrte mit den erworbenen Kapitalien in die Heimat zurück. Hier siedelte sie sich bei günstiger Gelegenheit an und nahm als Trösteinsamkeit des Alters die verwaiste Tochter ihres Bruders zu sich. Dieser wendete sie die volle Liebe ihres guten Herzens zu, ließ sie lernen, was man in dem Städtchen lernen konnte; als sich der Kaplan Sebastian des talentvollen Kindes annahm, kaufte sie gerne Bücher, Landkarten, Zeichnungen: was er vorschlug. Dafür wurde Käthchen ihr Stolz: „Die kann besser schreiben als ich und liest Bücher, von denen ich gar nicht einmal den Titel verstehe; wenn ich einmal die Augen schließe, erhält sie 20 000 Gulden bis 30 000 Gulden. Ja, ja! 20 000 bis 30 000 Gulden! Schaut mich nur an. Um die darf kein daumenlanger Hansel werben, sonst kann er sich im Korb heimtragen lassen; das muß ein rechter Mann sein, dem ich sie gebe."

Bald empfand sie jedoch Langweile, sie beschloß das Geschäft, das sie aufgegeben, wieder fortzusetzen, und erhielt die Bewilligung zur Wirtschaft, wo ich sie dem Leser vorstellte. Da sie, wie Odysseus, als Marketenderin verschiedene Länder gesehen, so hatte sie auch den Speisezettel derselben studiert: der Wiener fand echte Wienerschnitzeln, der Magyar Gollasch, der Italiener Maccaroni und Risotto, die böhmischen Talken gerieten ihr besser als manchem Staatsmann an der Donau und Moldau. An ihrer Wirtstafel blieben daher die Stühle nie leer, die Pensionisten kamen fast

alle. Oft setzte sie sich zu den ausgedienten Offizieren und redete mit ihnen von den alten Tagen; sie erzählte: „wie wir bei Novara den Feind schlugen, die Schanzen von Custozza stürmten, so viel Kanonen eroberten — ja wir!“ als ob auch sie zur Armee gehört hätte. Käthchen durfte jedoch nicht bedienen, damit später nicht der Nächstbeste sagen könne: Diese Frau schaut mich jetzt nicht mehr an und doch hat sie mir einst manches Seitel Wein eingeschenkt.“ Nur für den Kaplan galt eine Ausnahme und für mich, wenn ich ihn begleitete.

Hier war Rochus eingefallen; bald verstanden er und Käthchen sich so gut, daß er gar nicht mehr fort wollte. Wie ich vermutete, hatte der Kaplan das Linienschiff klug und vorsichtig in diesen Hafen bugsiert. Es war eine aufrichtige, mildwarme Liebe, die sie verband, und eine solche bräutliche Liebe bedarf weder stürmischer Romantik noch verwickelter Abenteuer; ich wüßte nicht soviel Mondschein und Veilchenduft aufzutreiben, um sie salonfähig zu machen. Am besten, ihr nehmt die Tatsache einfach hin, wie sie ist; will mich eine Dame darüber aufklären, so bin ich ihr zum vorhinein dafür verpflichtet und füge nur bei, daß ich von jeher das Einfachste für das Wahrste hielt.

Der Tag der Hochzeit war schon angesetzt; Käthchen nadelte darauf los, Frau Crescenzia schob sich hin und her wie eine schwere Kruppsche Kanone, die jeden Augenblick donnernd losgeht, aber nie das Richtige trifft; Rochus stand beim ganzen Rummel jedem im Wege, wie denn bei solchen Vorbereitungen der Bräutigam stets das überflüssigste Möbel der Welt sein soll.

Er fuhr an jedem Tag knurrend heim, wo er manches einzurichten hatte, um am nächsten Morgen wieder ungerufen bei dem Hause der Braut vorzufahren, bis man ihn wieder weiterschickte. Endlich hoffte er doch sein Haupt in Ruhe niederlegen zu dürfen, aber:

„Zwischen Mund und Bechersrand!“

Auch das Viperlein hatte den Garten entdeckt. Ein guter Bissen, ein guter Tropfen — es kam öfter und öfter, dann erst die Zwanzigtausendguldenbraut, hübsch, frisch, jung — die hätte alles übergoldet! Käthchen schlug aber gegen ihn aus, wie ein junges Füllen; wenn er sie nur mit der feuchten Hand streifte, war ihr, als kröche sie eine schmutzige Nachtschnecke an. Das kümmerte ihn vorläufig wenig, denn mit Zeit und Geduld reifen ja die herbsten Mispeln.

Da traf ihn wie ein Donnerschlag die Nachricht von der Verlobung, die alle Fäden seines feinen Gewebes zerriß. Er dachte eine Weile nach, dann gab er das Spiel noch nicht verloren. Nach Tisch suchte er den Kaindlknecht; er versprach ihm eine Zehnerbanknote, wenn er der Frau Zipperl alles erzähle, was er wisse und gehört habe. Nun ging er in den Schankgarten; die Gäste kamen erst abends und so hatte Crescenzia Zeit, ein paar Hühner zu rupfen. Er setzte sich zu ihr in den Schatten des Kastanienbaumes. „Sie feiern ja bald eine Hochzeit?“

Schmunzelnd erwiderte sie: „Ist es nicht, als hätten die Tauben das Paar zusammengetragen?“

„Nun, Käthchen ist ein Prachtmädel. Aber …“

„Was haben Sie gegen Rochus einzuwenden?“

„Sie spannten die Saiten so hoch, daß sich gewiß etwas besseres gefunden hätte."

Sie runzelte die Stirne: „Wer gibt Ihnen das Recht, ihn anzuschmutzen?"

„Er ist ein liederlicher Mensch!"

„Wenn er das erfrägt!"

„Es ist notorisch!"

„Wer ist denn dieser Herr Notorisch?"

„Der Kaindlknecht, der Ihnen hier und da Holz liefert. Der brave Herr Rochus hat da droben im Bauernhof ein uneheliches Kind ausgestattet; fragen Sie nur nach, jedes Platzweib, das einen Korb Gemüse herabträgt, kann es bestätigen. Mich geht übrigens die Sache nichts an — ich wünsche Glück!"

Er lächelte höhnisch, bezahlte die Zeche und drückte sich durch die Seitentür. Da lümmelte aber gerade wie gerufen der Knecht vorbei. Crescenzia winkte ihm, er setzte sich zu ihr und kramte aus. Sie schob die Haube bald auf das rechte, bald auf das linke Ohr und von der Stirn in den Nacken, daß die grauen Locken wie eine Mähne emporquollen und der Knecht über den Eindruck seiner Erzählung fast erschrak. Die Kellnerin stellte ihm auf Befehl Crescenzias eine Halbe hin und schaute der Frau nach, die wild und aufgeregt in das Haus rannte. Schreiend erzählte sie Käthchen die Schandmäre; nun sei es aus, aus, weder sie noch ihr Bäschen sollten in Verruf kommen. Das wäre schön, den Ehestand als Stiefmutter eines Bastard zu beginnen; noch heute schreibe sie den Absagebrief. — Käthchen zitterte an allen Gliedern, bleich und stumm

hörte sie zu und hätte auch nie zu widersprechen gewagt. Noch spät saß sie in ihrem Kämmerlein auf dem Bett; hilflos, ratlos, denn der Kaplan kehrte erst in zwei, drei Tagen von der Scholastika zurück. Wenn sie nur vermocht hätte, sich auszuweinen, aber keine Träne! Dieser Schmerz war der erste Schnee, der auf die Blüten ihrer Jugend fiel. Erst in der Frühe beim Aveläuten entschlummerte sie auf ein Stündchen. Als sie erwachte, war sie etwas beruhigter. Die verworrenen Eindrücke des vorigen Abends ordneten sich, sie begann nachzusinnen. „Kann Rochus, der sie immer so gut und treuherzig angeschaut, wirklich ein schlechter Mensch sein? Und wenn er es gewesen, gibt es denn keine Besserung? Ist denn ein kleines Kind eine gar so große Sünde?" — Sie erschrak über diesen höchst unjungfräulichen Gedanken, dann setzte sie sich nieder, faltete ein Blatt Papier und begann zu schreiben. Es fiel ihr schwer, denn sie kaute lange an der Feder; als sie fertig war, legte sie den Brief vorläufig in die Schublade.

Die Muhme rief zur Tür herein: „Dem hab' ich noch gestern den Zapfenstreich getrommelt, wie eine ganze Regimentsmusik! Sei nur ruhig, er kommt gewiß nicht mehr!" Sie eilte in die Küche hinunter.

Die Abfertigung, die Rochus erhielt, war allerdings ein ungewaschenes Stachelschwein, er las sie zweimal, dreimal; er sah unter den Tisch, ob etwa ein begütigendes Blatt, das Käthchen beigelegt, herausgefallen sei, dann erhob er sich finster grollend: „Nun so bleib' es denn, wie es ist. Der arme Achille! Ich werde ihn nicht verstoßen, obwohl er mein Unglück ver-

schuldet und die Prophezeiung seiner Mutter, die mir eheliches Glück verhieß, in nichts zerfließt. Ich Esel, der ich mich zweimal auf das Eis führen ließ."

Schon am nächsten Morgen erfuhr er, daß der Knecht gegen ihn ausgesagt. Die Sache durfte nicht auf sich beruhen, er nahm den Taufschein Achilles und die Akten der Gemeinde Pomarolo und reichte die Klage auf Ehrenbeleidigung ein. Der Knecht wurde vorgeladen, wie erschrak er, als man ihm erklärte, was er angestiftet. Wie man ihn kreuz und quer verhörte, stöhnte er: „Hätt' ich nur die zehn Gulden nicht genommen!"

Rochus wurde aufmerksam, er bat den Richter um die Erlaubnis, mit dem armen Sünder allein sprechen zu dürfen. Dieser gestand ihm nun weinend aus Furcht vor der Strafe, wie ihn das Viperlein gedungen: er habe zu dem, was er nach und nach erfahren, keinen Buchstaben dazu gelogen! „Also doch," murmelte Rochus und lachte bitter, „also doch, und dem haben sie geglaubt!" Er wandte sich zum Knechtlein, das ängstlich harrte: „Du unterschreibst eine schriftliche Abbitte, dann ist es für dich abgetan. Dafür gehst du noch heute zu dem Herrn, der dich beschwätzt, und sagst ihm von mir: er habe dir hundert Gulden Schmerzensgeld und dann noch dem Armenfond hundert Gulden auszuzahlen; wenn das binnen vierundzwanzig Stunden nicht geschehen sei, so wende ich die Klage gegen ihn und er möge an die Folgen denken." Der Knecht unterschrieb die Abbitte; am nächsten Abend bedankte er sich für die hundert Gulden, auch der Armenfond sei bezahlt. Das Viperlein habe

alle Farben des Regenbogens gespielt und die Faust geballt, aber kein Wörtlein gesagt. Ruh' es in Frieden; es ist längst bußfertig mit der Absolution eines Jesuiten, den es oft verhöhnt, in die Ewigkeit geschlüpft; die Gattung starb freilich nicht aus, sie gedeiht noch immer in üppigen Exemplaren, die den Sumpf der wachsenden Korruption schmücken.

Nun erst wollte Rochus mit Frau Crescenzia kurz abrechnen. Er schrieb ihr: „Wenn sie es noch der Mühe wert finde, möge sie sich bei Gericht aufklären lassen. Aus der Art ihres Vorgehens müsse er schließen, daß man eigentlich nur auf eine Gelegenheit gepaßt habe, mit ihm zu brechen. Käthchen werde ihn gewiß bald vergessen, er habe sich jedoch diese Erfahrung ins Herz gegraben für immer. In ein Haus, wo man ihn so wohlfeil hinausgeworfen, setze er nie mehr den Fuß und wär's auch nur, um ein Glas Wasser zu trinken."

Nun kam die schwere Not über Crescenzia; sie wollte über den Stolz des Menschen schelten, als sie aber die Verzweiflung Käthchens sah, sank ihr der Mut und sie lief händeringend auf und ab. Das Mädchen machte ihr keinen Vorwurf, sie legte den Brief in das Gebetbuch und eilte zum Kaplan, den das schlechte Wetter aus der Sommerfrische heimgetrieben hatte. Der setzte die Hornbrille auf, buchstabierte das Blatt — „ins Herz gegraben" — er zuckte die Achseln — „ins Herz gegraben" — die Sache ist schlimm, aber noch nicht verloren! Käthchen schluchzte: „Ich weiß mir nicht zu helfen, das Leid und die Schande ertrag' ich nicht, ich will ins Kloster!"

„Wo man mit den Wiegenbändern zur Messe läutet!"

Sie blickte ihn unwillig an: „Verdien' ich diesen Spott?" und wollte gehen.

Er faßte ihre beiden Händchen und sagte lächelnd: „Wenn für dich alle Türen zugenagelt sind, brech' ich ein Loch in die Mauer. Spann' deinen kleinen Mädchenverstand nicht an, mach' keine Narreteien und versprich, daß du dich von mir trauen läßt." — Sie schaute noch immer durch Tränen zu ihm auf, sein klares Auge beruhigte sie; er befahl ihr noch, die Base zu schicken.

Nach einer halben Stunde hörte er sie langsam auf der Treppe und wie leise sie heut' anklopfte! Barsch rief er: „Herein!" Sie war ganz schüchtern. Nun ließ er sie scharf an: „Was haben Sie für eine Suppe eingebrockt, die das arme Käthchen ausessen soll?"

Sie begann zu weinen.

Er stellte sich knapp vor sie hin: „So ist's, wenn der Kiesel und der Stahl zusammentreffen, gibt es Funken, und wenn zwei Leute, die Zündhölzeln auf dem Kopf haben, wie Sie und Rochus, aneinander geraten, lodert es lichterloh, daß sich Unschuldige daran verbrennen."

Bei dieser Predigt trippelte sie wie eine Ente.

Nach kurzem Schweigen hob er drohend den Finger: „Können Sie vor Gott und den seligen Eltern Käthchens die Verantwortung tragen für das Unheil, das Sie über ihr Leben gebracht?"

Das grüne Busentuch mit den roten Tupfen wogte

wie ein Saatfeld. „So ist's mit euch Weibern und euerem Eigensinn!"

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte Frau Crescenzia.

„Versprechen Sie mir zu tun, was ich rate, ohne Dreinreden und Widerspruch, wie es Ihr Brauch ist?"

Sie stammelte: „Ich will ihm gern abbitten!"

„Da hat man's," rief er unwirsch, „habe ich denn Ihren Schnittlauch für die Suppe verlangt? Sie würde er höchstens hinauswerfen oder stehen lassen, denn wie sollt' er ein solches Stückfaß in Schwung setzen? — Verdient haben Sie es zehnfach, aber Käthchen? — Man muß die zwei jungen Leute zusammenbringen, Aug' in Auge, sie werden vor einander nicht davonlaufen, wie Papageno und der Mohr. Zuerst wollte ich Käthchen dort in der Kammer verstecken und ihn einladen! sie hätt' es jedoch abgelehnt, und dann das Gerede! Eingeladen habe ich ihn, morgen ist Markt, da kommt er um so gewisser! Käthchen wird keine Lust haben, sich unter die Leute zu mischen, sie mag in ihrem Zimmerchen einstweilen Langweil geigen und Trübsal blasen. Ihn begleite ich zur Eisenbahn, er muß da vorüber, ich dränge ihn knapp an die Tür, Sie erscheinen wie der Genius im Bauernspiel, er ist überrascht ..."

„Jetzt geht mir ein Licht auf," fiel sie ein; „ich halte ihn wie ein Schraubstock, dann zur engen Stiege, er oben und ich unten, über meinen Kopf kann er nicht wegspringen, so von Stufe zu Stufe bis an Käthchens Tür; ja, ja! Sie sind gescheiter als ich!" —

Warnend sagte er ihr noch zum Schluß: „Unter-

stehen Sie sich nicht, dreinzupfuschen, sonst ist alles verpatzt, wie Ihre letzten Leberknödel."

Rochus kam zur bestimmten Stunde. Der Kaplan suchte ihn zu besänftigen. Vergebens! Er fragte immer wieder, ob denn Käthchen keine Tinte für einen Brief gefunden hätte? Crescenzia habe eben gehandelt wie eine Marketenderin, aber sie! Endlich zog Sebastian die Uhr; es war Zeit zur Abfahrt. Eifrig sprechend kamen sie bereits in die Nähe des Gartens. Rochus blickte zu einem Fenster empor, dann besann er sich und wollte umkehren. Der Kaplan flüsterte ihm mit einem Anflug von Ironie zu: „Das schickt sich nicht, schreiten Sie stolz vorüber!" — Richtig — wie ein Storch! Schon hatte ihn jedoch Crescenzia beim Arm, eh' er sich's versah, stand er auf dem Hausflur. „Wir haben noch zu reden, Herr Rochus." Fast wäre er auf der ersten Stufe der Treppe gestolpert. „Worüber? Sie konnten doch meinen Brief lesen?" — „Der war dumm genug, fast so dumm wie der meinige." Rochus blickte sie unwillig an, war aber wieder ein paar Staffeln emporgeglitten. — „Ja, dumm genug! Wir sind beide zu rasch gewesen, es ist halt so meine Natur. Wir müssen einander verzeihen."

„Recht so!" rief der Kaplan von unten, „wofür wären wir sonst Menschen!" — Sie waren droben angelangt. „Aber Käthchen ..." Crescenzia ließ ihn nicht ausreden, öffnete schnell die Tür gegenüber, schob ihn in das Zimmer und schloß dann ebenso rasch, indem sie den Schlüssel umdrehte. „So, jetzt bleibt beisammen, wie die Kardinäle bei der Papstwahl; Radetzky und der König von Sardinien haben auch Frie-

den geschlossen, ihr könnt es ebenfalls." — Sie humpelte über die Stiege hinunter, wechselte noch einige Worte des Dankes mit dem Kaplan, der sich lachend der gelungenen List freute, und dann hörte man Crescenzia in der Küche die Butter zu einem Gugelhupf umrühren.

Rochus war erst vom einfallenden Licht geblendet, dann erblickte er Käthchen, die sich ihm über die Stuhllehne halb zugewendet hatte — unbeweglich wie ein Bild, fast atemlos. Schnell erkannte er seine Lage; er prallt an die Mauer zurück, sein Jähzorn flammte auf. „Gefangen wie ein Gimpel, aber sollte ich Arm und Beine brechen!" Er eilte gegen das Fenster. Das Mädchen warf sich ihm mit einem Schrei entgegen, er widerstand dem sanften Drucke nicht, mit dem sie ihn zurückhielt. Dann schaute sie ihn wild an und rief: „Bist du mir so feind geworden? Wenn eines von uns zweien d'ran muß, bin ich es!" Sie riß das Fenster auf, daß die Scheiben klirrten, er umschlang sie mit festem Arm und zog sie zurück. Sie stand noch aufrecht, da flimmerte es vor ihren Augen, die Glieder lösten sich und sie wäre der Länge nach hingefallen, wenn er sie nicht aufgefangen und zum Sofa getragen hätte. Er legte sie sanft nieder und stellte sich, bis sie sich erholt hatte, ihr gegenüber. Mit einem Atemzuge kehrte das Bewußtsein zurück; er fragte sie ernst: „Warum hast du mir das getan, Käthchen?" — Sie erwiderte matt: „Rochus, an allem, was geschehen ist, bin ich unschuldig; ich weiß nicht das Wie und das Was!"

„Hättest du mir nur eine Zeile geschrieben!"

Sie erhob sich, zog den Brief aus der Lade und überreichte ihm denselben. „Als dein Sturm daherfuhr, wagte ich nicht mehr, ihn abzuschicken."

Er las: „Nie hätte ich erwartet, von Dir so schlechte Dinge zu erfahren. Ich bringe es aber dennoch nicht über das Herz, mich von Dir loszureißen. Was Du getan hast, ist geschehen, ehe Du mich kanntest und ich bin daher nicht berufen, Dich zu verurteilen. Du kannst es gut machen, Du wirst es! Damit Du siehst, wie redlich ich es meine, so erkläre ich Dir, daß ich für Deinen Sohn eine ‚treue und liebevolle Mutter sein werde.'" Diese Stelle war ausgestrichen und beigesetzt: „‚treu und liebevoll sorgen werde.' Lass' der Zeit ihr Recht; die Base meint es gut und wird sich aussöhnen."

Er drückte sie leidenschaftlich an die Brust. „Daß es der Bosheit Viperleins bedurfte, um dich ganz zu erkennen! Jetzt soll uns nichts mehr scheiden." Sie setzten sich zusammen, gar mancherlei hatten sie sich mitzuteilen, vielleicht auch versäumte Küsse einzubringen.

Da schlürften die Filzpatschen über die Treppe.

„Wart', die Base soll ihren Streich büßen!" flüsterte Rochus und schob eilig den Riegel vor.

Sie griff an die Schnalle. Vergebens! Es war gesperrt, drinnen alles mäuschenstill. Sie brummte: „Wenigstens raufen sie nicht!" und kehrte in die Küche zurück.

Den beiden verfloß die Zeit sehr schnell; nach einer halben Stunde kam die Base wieder und rüttelte an der Tür. Drinnen alles mäuschenstill. Sie brummte:

„Mir scheint gar, sie bauen schon ein Nestlein wie die Spatzen!“ und kehrte in die Küche zurück.

Die Sonne neigte zum Untergange. Die Base stieg zum dritten Male empor. Sie rief hinein. Käthchen wollte antworten, Rochus schloß ihr mit der Hand den Mund. Da wurde Frau Crescenzia unwirsch: „Sind sie denn durch den Kamin davon, wie die Hexen? Den Schlosser darf ich nicht kommen lassen, aber wart'!“ — Rascher als gewöhnlich war sie drunten und das Pärchen wollte ihr schon nachfolgen, da begann es vor dem Fenster zu rasseln, eine schwarzgelbe Masche tauchte auf, dann die Haube, das Gesicht wie der Vollmond, der Ortler und Großglockner unter dem grünen Tuch mit den roten Tupfen.

Rochus sprang auf, stellte einen Stuhl an das Gesims und half der dicken Frau beim Einsteigen. Dann konnte er sich nicht mehr halten, trotz ihres Unwillens lachte er aus Leibeskräften, auch Käthchen kicherte leise. Als Frau Crescenzia auf festen Füßen stand, rief sie: „Ihr Gesindel, das wird ein schöner Sturm in der ganzen Stadt, wenn die Leute erfragen, wie ich auf der Leiter eingestiegen bin, und ich komme noch gar in die ‚Fliegenden Blätter‘.“

Als Rochus sie bat, in vierzehn Tagen die Hochzeit zu veranstalten, hatte sie den Zorn vergessen und meinte nur, das sei nicht leicht möglich, denn bis dort seien die Kapaune nicht gemästet und auch ihr Seidenkleid nicht fertig. Er tröstete sie: in seinem Hofe liefen fette „Steirer“ herum und die Nähterin werde er schon stupfen.

Sie willigte ein. Die Vermählung schildern wir

nicht und bemerken nur, daß Käthchen für den einen ledigen Buben ihres Rochus in etlichen Jahren ein halbes Dutzend Kinder mit Fettgrübchen an Ellbogen und Fingergelenken, und Wänglein so frisch rot wie die Aepfel, die im Anger vom Baum fielen, am Tisch ätzte und eine eigene Näherin dingen mußte, um zerrissene Höschen und Röcklein zu flicken.

Rochus wurde immer kerniger: welscher Verstand, deutsches Gemüt! Seine Mitbürger vertrauten ihm; was er angab, war wohl erwogen und schlug immer gut aus, darum hätten sie ihn längst in Landtag und Parlament gewählt. Er lehnte jedoch ab, eingedenk der Worte Platos im „Gorgias", der dem verständigen Manne mißriet, sich unter gewissen Verhältnissen bei den öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen. Er sagte oft: „Der Einzelne ist ohnmächtig, wo sich kein Ziel absehen läßt, die Wellen brausen und rinnen, aber wohin? Ich kann den Kirchenstaat nicht wieder herstellen oder die österreichischen Finanzen ordnen, und so gibt es viele Dinge, über die kein Stimmzettel entscheidet. Erfülle in deinem engen Kreise jede Pflicht und du hast für das Allgemeine gearbeitet. Leider zermalmt das Rad des Schicksals nicht bloß jene, deren Schuld es ins Rollen gebracht, wir müssen aber vertrauen — auch auf das Ungewisse!"

Was aus seinem Buben geworden? Die Mutter hat ihn nicht mehr geholt, weil sie zu Waidring begraben liegt. Er sollte zuerst Gärtner werden, da erwachte jedoch sein angeborenes Kunstgenie vor den Läden der Konditoren; die schönen Torten mit den aufgeträufelten Sprüchen und Amoretten aus Zucker,

die Mandelbögen und Indianerkrapfen begeisterten ihn; Rochus ließ ihn auf seine Bitte als Lehrling eintreten. Jetzt läuft er zu Bozen herum; auf dem Kopf eine Papierdüte mit einem Leitartikel der „Ostdeutschen Rundschau", eingekleidet in eine weiße Jacke, wie es sein Stand fordert.

Wir sind zu Ende. Eine tiefsinnige Idee und symbolische Weisheit darf in dieser schlichten Geschichte niemand suchen, es sei denn, man begnügt sich mit einem Spruche aus Pindars siebenter Isthmia, man würde mich jedoch einen Pedanten schelten, wenn ich ihn hersetzen wollte.

## Die Brautnacht

Um alle persönlichen Deutungen zum vorhinein abzuschneiden, unterlasse ich es, die Namen, den Ort und die Zeit dieser Geschichte anzugeben und beschränke mich überhaupt darauf, sie mit den einfachsten Umrissen zu zeichnen, weil jeder Schmuck ihre Wirkung stören könnte.

Der Tod hatte einen Professor von einer unglücklichen Ehe befreit und obschon er die vierzig überschritten, war er gar wohl noch für eine zweite Heirat geeignet, aber nicht dazu geneigt. Da ist eine Nichte seiner Frau; erst noch zwischen Kind und Jungfrau, wächst sie allmählich in seine Liebe hinein, ohne daß er es ahnt. Er wird sich derselben bewußt, als ein Freier auftritt, aber einen Korb erhält. Das schlichte Mädchen gewinnt auch ihn lieb; er erfährt es, als er sich vor einer kleinen Reise verabschiedet und ihr, wie es bei den Verwandten Sitte, einen Kuß gibt, der nicht mehr vom Kinde, sondern von der Jungfrau erwidert wird. Rasch entschlossen von Natur sagt er: „Du sollst mich begleiten, in drei Tagen ist Hochzeit." Die Mutter, eine Witwe, war erst verwundert, stimmte aber sogleich freudig zu, denn vor dem Professor wären die Türen der besten Häuser aufgeflogen, wenn er als

Werber angeklopft hätte. Das Mädchen erschrak zwar anfangs, aber der Mund widersprach dem Herzen nicht. Der Professor, ein Feind jedes Gepränges, wollte, daß die Feier so schlicht als möglich abgetan werde und so vereinigte abends nach der Trauung ein kleines Mahl die Verwandten. Auch einen Vetter konnte man nicht umgehen, der, nachdem ihm der Trunk zu Kopf gestiegen, eine Glocke zu ziehen begann, die man nicht bei der Messe zu läuten pflegt und dadurch der jungen Frau die Röte bis zur Stirn emportrieb. Um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, verfiel eine Base auf das Brautstehlen. Da ich nicht weiß, ob dieser Brauch überall besteht, will ich ihn hier schildern, wie er in manchen Gegenden Süddeutschlands geübt wird. Man versucht, die Braut hinter dem Rücken des Bräutigams zu entführen und er muß sie dann einzuholen trachten. Hat er sie endlich gefunden, so geht die lustige Gesellschaft in ein nahes Wirtshaus und beginnt dort aufs neue zu trinken und zu schwärmen. Das war nun hier allerdings nicht beabsichtigt. Die Base ging in die Küche und ließ durch eine Magd die junge Frau unbemerkt hinausrufen. Es gelang ihr leicht, sie zu bereden, auf den Spaß einzugehen, den sie von den Hochzeiten ihrer Freundinnen gar wohl kannte, sie führte dieselbe aber nicht in die eigene Wohnung, wo man sie bald erwischt hätte, sondern zu einer Freundin.

So war die Zeit des Aufbruches der geladenen Gäste gekommen; als man nach der jungen Frau rief, erschien sie nicht, und man zerstreute sich unter allgemeinem Gelächter. Der Gatte suchte sie nun in den

Zimmern und setzte sich, als er sie nicht fand, noch einmal zur Mutter an den Tisch, über deren Antlitz bereits eine Wolke leisen Unmutes flog. Da schlug es zehn Uhr; er stand auf: „Das Haus bleibt nicht mehr lang offen; ich muß hinüber, sonst werden wir hinausgesperrt und das wäre doch z u komisch; geleite sie, wenn sie kommt, allsogleich zu mir. Sind das alberne Späße, soll ich erst bei allen Verwandten anklopfen?" — Er wünschte gute Nacht. Erst wartete er auf dem Flur seines Hauses, dann wurde er nach und nach aufgeregt und trat auf die Gasse, um nach allen Richtungen auszuschauen, aber niemand kam. Elf Uhr! — Er hörte die Pantoffeln des Hausmeisters über den Gang schlürfen; um jeder Frage auszuweichen, eilte er die Treppe hinauf, wo ihn die Magd mit dem Licht erwartete. Er hieß sie, das Schloß in die Klinke zu legen und schlafen zu gehen. Die Haustüre schlug dröhnend zu, seine Finger schlossen sich krampfhaft. Eine Weile ging er auf und ab, dann öffnete er die Tür seines Schlafgemaches angelweit, um ja das Schellen der Hausglocke sogleich zu hören — zwölf Uhr! sie läutete, er sprang hinaus, ein Offizier kam aus dem Kaffeehause, er verwunderte sich sehr, den neuvermählten Professor in vollem Anzug auf der Schwelle zu treffen und bot ihm lächelnd: Gute Nacht!

Die Base, um ihren Spaß zu haben, suchte die Frau durch allerlei Reden hinzuhalten und diese zögerte auch, vielleicht aus Schalkhaftigkeit oder weil sie das, was sie erwartete, mit banger Ahnung erfüllte. Endlich drang die junge Frau darauf, fortgeführt zu werden. Sie hoffte, ihren Gatten noch bei der Mutter zu finden

und wurde sehr betroffen, als sie diese mit heftigen Vorwürfen empfing: Jetzt möge sie die Base zu ihrem Mann geleiten. —

Sie kamen an die geschlossene Türe, schon wollte die junge Frau läuten, die Base hielt sie zurück. „Weil er dich nicht erwartet, soll er dich heute gar nicht haben. Du übernachtest bei mir!" Die Frau wagt aus Schamgefühl nicht zu widersprechen, zögert zwar, geht aber dennoch mit.

Eins, zwei! Der Professor steht beim offenen Fenster, weit vorgebeugt schaut er die Straße auf und ab, alles schweigt; er hört den Schlag jeder Viertelstunde, zur Unruhe gesellt sich endlich der Zorn. Um fünf Uhr morgens, als es schon zu dämmern beginnt, schlägt er klirrend das Fenster zu, bricht die Bettstatt seiner Frau ab, ruft die Magd und befiehlt ihr, alles in die Dachkammer zu tragen. Diese gehorcht verwundert, getraut sich aber nicht zu fragen. Dann sperrt er die Zimmer, steckt die Schlüssel ein und erteilt den gemessensten Auftrag, daß niemand die Wohnung zu betreten habe. Nachdem er noch einiges angeordnet, nimmt er seinen Handkoffer und geht auf den Bahnhof, von wo er unmittelbar nach Italien fährt.

Aber auch die junge Frau hatte kein Auge geschlossen. Kaum war es licht, erhob sie sich und weckte die Base. Diese meinte: „Jetzt kannst du ihn beim Frühstück überraschen!" Nachdem sie endlich jede Masche angenadelt, ging sie mit Anna, denn so viel dürfen wir vom Namen nachträglich verraten, auf die Straße. Obwohl ihr der Boden unter den Füßen brannte, folgte sie doch der Base, die den Professor noch auf-

ziehen wollte, nicht in das Haus desselben, sondern eilte beklommenen Herzens zur Mutter. Als diese beide eintreten sah, erschrak sie auf das heftigste, schob die Base, ohne auf ihre abgeschmackten Witzeleien zu hören, heftig beiseite, warf einen Shawl über den halben Morgenanzug und führte die Tochter allsogleich am Arm zur Wohnung des Gatten. — Sie läutete. Nun erzählte die Magd alles, was geschehen. — Anna erblaßte, die Mutter rief: „Recht geschieht dir, da hast du es, diese dumme Gans von einer Base, ich könnte sie zerreißen! Nun sieh zu, wie diese Sache noch in Ordnung kommt." — Sie kannte ihren Schwager, sie wußte, wie ihn manchmal die Aufwallung hinreiße und daß er kaum je zu bewegen war, einen Schritt, den er so getan, zurückzutun.

Nun folgten sehr traurige Tage: die beiden Frauen konnten nicht ausgehen, ohne zwischen den bösen Zungen Spießruten zu laufen, man munkelte allerlei Ehrenrühriges; da müsse es einen Haken ganz eigener Art gehabt haben und die Schadenfreude, daß eine so gute Partie gescheitert, labte sich am gemeinsten Klatsch. Besonders leisteten die edlen Frauen hier das Erdenklichste, wie es denn überhaupt nichts Ungroßmütigeres, nichts Grausameres gibt, als das Weib gegen das Weib.

So vergingen etliche Wochen. Die Mutter erwartete, daß schließlich doch die wahre und aufrichtige Liebe zu ihrer Tochter siegen werde, sie erwartete einen Brief mit den gereiztesten Vorwürfen, wie der Landmann ein Donnerwetter nach langer Trockenheit. Entschuldigungen konnten ihn, wie es bei solchen Tempera-

menten nicht selten der Fall ist, noch mehr aufregen; sie bedachte nicht, daß es Wunden gibt, die stumm schwären und so den ganzen Leib unheilbar vergiften. Die junge Frau, so sehr sie ihr Unrecht einsah, konnte doch ein Gefühl der Bitterkeit nicht unterdrücken, daß er sie auf so brüske Weise sitzen gelassen und es steigerte sich noch, als ihr wohlwollende Freundinnen all das Geschwätz zutrugen, das in der Stadt umlief. Die Base durfte sich nicht mehr erblicken lassen; ihre Pflicht wäre es eigentlich gewesen, den Sachverhalt aufzuklären und Verzeihung zu erbitten; sie trotzte aber, wie dumme Weiber stets zu tun pflegen, wenn sie unrecht haben.

Wohl ging der Professor zu Florenz nie aus, ohne auf den Briefträger gewartet zu haben; er war ja der Gekränkte, der tief Beleidigte und hatte daher das Recht, zu fordern, daß man sich ihm nähere, ihn versöhne, ja er wollte bereits schreiben, da hielt ihn die Erinnerung an die Erlebnisse seiner ersten unglücklichen Ehe ab; er sagte sich, wenn du den ersten Schritt tust, dann bist du für immer geschlagen! — Seine Phantasie malte ihm allerlei Spuk vor, er erinnerte sich an Aeußerungen von Freunden: „Das kleine Aennchen kann froh sein, daß du sie nimmst, wo dürfte sie je Anspruch auf eine solche Partie machen?“ — Er schüttelte zwar den Kopf und meinte: „Das gleicht sich aus, weil sie mich, den älteren Mann, liebt und — redet, was ihr wollt — sie ist ein prächtiges Mädel, wie es keiner von euch verdient.“ — Das fiel ihm nun leider ein, das drängte sich in den Vordergrund des Gedankens und endlich gewann es der böse Dämon über ihn: „Sie hat

nicht dich, sondern die glänzende Partie genommen!"

Es war gerade ein Monat verflossen. Die Frauen saßen traurig beisammen und überlegten, daß endlich doch etwas geschehen müsse. Da klopfte es, der Geschäftsfreund des Professors trat ein, mit pochenden Herzen erwarteten sie, was er zu eröffnen habe. Aus seiner Förmlichkeit konnten sie schließen, daß es etwas Wichtiges sei. Er zog aus der Brusttasche ein Schriftstück: „Sein Klient habe ihn angewiesen, der Frau Anna, geborenen Meyer — der Name lautet anders! — monatlich eine Summe auszuzahlen, wie sie eine solche als Witwe zu standesgemäßem Unterhalt bekäme."

Die junge Frau ließ die Hände in den Schoß sinken und sagte tonlos: „Also ist er tot für mich!" Die Mutter schrie auf: „Diese namenlose Beleidigung haben wir nicht verdient, jetzt ist es aus für immer!"

Beide lehnten das Anerbieten kurz ab. Der Geschäftsfreund, trocken und kühl wie immer, erwiderte, er habe das wohl vorausgesehen, den Verzicht von seinem Kanzlisten gleich aufsetzen lassen und erlaube sich, denselben hiermit zur Fertigung zu überreichen. Anna unterschrieb, wenn auch zitternd, doch trockenen Auges, und zwar nicht den Namen ihres Gatten, sondern den angebornen ihres Vaters. Sie lebte von nun an zurückgezogen wie eine anständige Witwe; er ließ seine Professur an eine andere Universität übertragen, man trifft von ihm hier und da in juridischen Fachschriften einen gelehrten Aufsatz, so daß sein Ruf allmählich sich überall verbreitete. Den Namen seiner Frau hörte niemand von ihm, wie er auch keinen Trauring trug.

Später einmal versuchten Freunde einen Ausgleich herbeizuführen, er schnitt ihnen bitter lächelnd das Wort ab: „Ich habe das fünfzigste Jahr überschritten und brauche jetzt überhaupt keine Frau mehr."

Ich besitze die Photographien des unglücklichen Paares, wie sie zwei oder drei Tage vor der Hochzeit angefertigt wurden. Welche Ruhe, welche Befriedigung schimmert in dem dunklen, cholerischen Auge des Professors, welche Süßigkeit schwebt auf ihren bräutlichen Lippen! Arm in Arm! — Jetzt wandeln sie einsam und kein Gruß fliegt mehr von einem zum andern. Das ist das Elend des Lebens.

Ohne Zweifel wird diese Geschichte Widerspruch erfahren. Nicht wegen ihrer Glaubwürdigkeit, sondern wegen des Verhaltens des Ehepaares, in dem die einen für den Mann, die anderen für die Frau Partei nehmen: — die Männer und die Frauen!

Ein Freund, der für die Katastrophe leider zu spät kam, meinte unwillig: „Wär' ich dabei gewesen, so hätt' ich beide beim Schopf genommen und zusammengestoßen, bis sie sich geküßt hätten."

Den Beifall der Leser werde ich mir wohl kaum erworben haben, denn ich schließe mit einem Mißklang. Mir kann das gleichgültig sein, indem Gefühle dieser Art jenseits jeder künstlerischen Aufgabe liegen. Die moralische Rechnung zu ziehen, verbietet ohnedem die moderne Aesthetik und so könnte man höchstens noch die Legende des heiligen Alexius, dessen Fest wir am 17. Juli feiern, zum Vergleich herbeiziehen. Auch dieser verließ die Braut vor dem Hochzeitsbette, ohne sie zu berühren; er wanderte durch die Welt, um dann als

Bettler unter der Stiege des väterlichen Hauses zu sterben und als Leiche den Geruch eines Heiligen zu verbreiten. Das Mittelalter ist jedoch allen Konkordaten und dem Kulturkampf zum Trotz so ziemlich vorüber; für den modernen Menschen ist eine solche Askese unverständlich und bleibt als Grund des Handelns ausgeschlossen; so lassen wir den Knoten, welchen Schuld, Dummheit und Bosheit der Menschen und des Schicksals geschlungen, ungelöst; möge jeder die Sache deuten, wie es ihm beliebt.

## Die bezähmte Widerspenstige

Die Erzählung „Brautnacht" hat bei den Frauen wenig Beifall gefunden, ja mir sogar manchen Tadel zugezogen. Als ob ich ändern könnte, was geschehen ist. Die einen sagen: „Der Professor handelte übereilt, grausam; er sollte seine liebenswürdige Braut suchen." Vielleicht bei den Jesuiten in der Frühmesse, wo unsere frommen Täubchen so gern einfliegen! Andere meinen: „Sie mußte ihm sogleich nachreisen; der Flehenden hätte er gewiß verziehen!" Wahrscheinlich; die guten Gedanken kommen jedoch entweder gar nicht oder zu spät.

Lassen wir die Sache auf sich beruhen, um so lieber, da wir die Geschichte von einer andern Brautnacht auf dem Lager haben, die in einem gesunden Wochenbette endet. Es war — um in dem gewohnten Stil der Märchen anzufangen — es war ein Professor der Geschichte am Gymnasium zu Tripstrill, jedoch weder in Hall oder Bozen, wo die braunen Franziskaner nicht heiraten, wenn sie auch manches Paar trauen, oder gern möchten!

Wollt ihr seinen Namen? — Im Schematismus steht: Chrysostomus Brummler. Er hatte das für Ehestandskandidaten verhängnisvolle vierzigste Jahr ge-

rade überschritten, wie dies einzelne graue Haare unter den braunen leicht erraten ließen. Wenn sich auch seine Taille zu runden begann, stieg er doch, rüstig und kräftig, gern auf die Berge und brachte hübsche Sträußchen vom Joche, die er dieser oder jener Dame mit einem galanten Scherz und zierlichen Knix überreichte. Obschon er gelegentlich noch Bälle besuchte, hatte er doch dem Tanze entsagt; er zog sich gewöhnlich in ein Nebenzimmer zurück, wo er mit Freunden in heiterem Gespräche ein Glas Wein trank. Deswegen gaben ihn die Mütter für ihre Töchter so ziemlich verloren, wenn nicht der heilige Antonius von Padua, der bekannte Helfer heiratslüsterner Mädchen, ein Wunder wirke.

Bei den Schülern galt er viel; er unterbrach den einförmigen Unterricht nicht selten durch einen Witz, der auf berühmte Männer dunkler Farbe ein grelles Licht warf und auch die Zustände der Gegenwart streifte, ohne daß man ihn zur Verantwortung ziehen konnte. Bei kleinen Streichen sah er gern durch die Finger, — brauchten der fromme Katechet und der strenge Direktor mit dem Spitznamen Zopf alles zu wissen? Ertappte er jedoch einen Burschen bei einer Schlechtigkeit, so funkelten seine Aeuglein, und er blies in den schwarzen Bart, als wolle er wie ein Drache Richard Wagners Feuer speien. Wenn er nicht die Ausschließung beantragte, mußte der Schuldiener sogleich den Karzer aufriegeln.

Manchmal gab er auch Nebenstunden, doch fast nur aus Gefälligkeit, wenn den Eltern der Unterricht in einer geistlichen Töchterschule nicht genügte und sie

wünschten, daß das Scheuleder ein bißchen gelüftet werde. Auch die Protestanten sind Christen, und Luther wurde nicht vom Teufel geholt; bleiches Entsetzen erfüllte aber die Herzen aller Betschwestern, als sich die Kunde verbreitete, er habe gesagt, der heilige Petrus sei verheiratet gewesen — vielleicht gar mit einer Jüdin! — und sich bei dieser Gotteslästerung auf die katholische Bibelübersetzung Aliolis berief.

Er war bereits pensionsfähig, und weil er ein kleines Vermögen besaß, kümmerte er sich um die Donnerkeile des Konsistoriums nicht; zudem fürchtete man sein loses Maul, seine scharfe Feder, wie denn die Ultramontanen ihm den Spitznamen „schwarze Tschechen" verdankten.

Kam zufällig die Rede aufs Heiraten, da sagte er schmunzelnd: „Gut Ding braucht gut Weil'!" und ich fügte gelegentlich bei: „Alter schützt vor Torheit nicht!"

Es war bestimmt in Gottes Rat: Ein Freund führte ihm sein Töchterlein Luiserl als Schülerin zu: ein spitzes, mageres Ding wie ein Zündhölzchen, naseweis und stets zu einer scharfen Antwort bereit. Er mochte nicht ablehnen. Weil jener bald starb, so zog die Mutter in eine andere Stadt; er verlor sie und das Mädchen aus den Augen, ohne sich weiters darum zu kümmern.

Erst nach etlichen Jahren kehrte es wieder zurück. Am ersten April machte er zufällig einen Ausflug auf das Mittelgebirge. Den Rand des Pfades säumten dreifarbige Windröschen, aus den Knospen der Bäume und Sträucher drängten schon grüne Blättchen, harziger Duft, besonders der Pappeln, deren braunrote

Kätzchen überall nickten, erfüllte die Luft. Die schlanken Zweige gestatteten abwechselnd einen Ausblick auf die Landschaft. Da rastete er wohl kurze Zeit auf einem der im Wald verstreuten moosigen Irrblöcke und ging dann stillvergnügt weiter. Heitere Erinnerungen der Jugend erwachten, oder war es die Ahnung unbewußter Seligkeit, die seine Brust hob und sich wohl in einen leisen Seufzer löste?

Vor ihm gingen langsam zwei Frauen, sie sahen sich von Zeit zu Zeit um, dann blieben sie wie nach einer kurzen Beratung stehen, als warteten sie auf jemanden. Die ältere erkannte er sogleich, das Mädchen streifte er mit einem flüchtigen Blicke und wollte dann nach kurzem Gruße vorübereilen, da kicherte es laut. Er sah nun genauer hin: das war ja Luiserl, oder nicht? — Seine Schülerin! Sie reichte ihm das Pfötchen mit den runden Fingern. Wie hatte sie sich jedoch verändert! Ober der Stirn ringelten sich kleine gelbe Löckchen, die Wangen wie Aepfel, der Busen füllte das knappe Mieder und wogte von der raschen Bewegung.

„Ob sie des gleichen Weges?"

„Ja!"

Ein freundliches Lächeln lud ihn ein, sie zu begleiten. Er führte sie in ein Wirtshaus, das häufig bei Landausflügen besucht wurde. Bereits hatten sich Gäste an mehreren Tischen eingefunden, alle schauten neugierig auf, als er sich mit den Frauen niederließ und sie mit Wein und Konfekt bediente. Den Blicken folgten bald allerlei Bemerkungen. In der Dämmerung begleitete er sie bei der Heimkehr bis an die Haustür: „Er möge gar bald zum Besuche kommen." Abends

war das Ereignis schon der Gegenstand des Klatsches in den Kneipen, man erwog das Für und Wider, wie eben in kleinen Städten überall — und wohl auch in großen.

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Da war's um ihn geschehn!"

Mutter und Tanten schoben mit der Geschicklichkeit, die alle Frauen bei solchen Anlässen entfalten, fleißig nach, und so wandelte er bald die tausendfach ausgetretene Heerstraße, die vor den Traualtar führt.

Und Luiserl? Ihr Vermögen war nicht groß genug, um die Kaution für ein goldenes Portepee zu erlegen, wie manches andere Fräulein ihrer Bekanntschaft; unsere modernen Damen sind überhaupt nicht mehr sehr romantisch, und dann war der Professor eine gute Partie: er hatte ein anständiges Einkommen und einen geachteten Namen. Daß er an Jahren ein bißchen überständig war, ließ sich ja in anderer Weise ausgleichen. Sie dachte vorläufig nicht daran — und wird auch nicht daran denken, wie wir gleich zum vorhinein voraussagen, um gewisse Gelüste und Erwartungen abzuschneiden.

Als mir Chrysostomus seine Verlobung etwas halblaut anzeigte, sah ich ihn wehmütig von der Seite an; ihn vor dem verhängnisvollen Schritte zu warnen, war zu spät und es hätte auch, wie in allen solchen Fällen, nichts genützt. Er wußte aus Schopenhauer so gut wie ich, daß die moderne Ehe fast immer ins Unglück führe; die Natur ist jedoch mächtiger als alle Weisheit der Erfahrung.

Er erriet meine Gedanken.

„Siehst du," sagte er, „den Weibern entrinnen wir doch nie. Heiraten wir, dann geseg'n es Gott! Werden wir alte Junggesellen, so fallen wir in die Gewalt eines Hausdrachen, der für sich aus unserm Beutel spart, unsere geheimsten Sünden in den Widum trägt, und wenn uns ein kleiner Katarrh anfliegt, einen Hochwürdigen auf den Hals hetzt, damit er uns bekehre. So ging es, wie du weißt, schon gar manchem. Das Wirtshausleben? Die ewig wechselnden und doch gleichen Gesichter verleiden es mir nach und nach wie die ewige Losung: „Trinkgeld!"

Ich unterbrach seine lange Rede: „Et tu mi fili Brute!"

„Du kommst doch zur Trauung?"

„Jawohl, vielleicht als Kranzeljungfrau!"

Die Hochzeiten unserer besseren Stände verlaufen heute so gleichmäßig, daß, wer eine gesehen hat, alle kennt. Die Männer erscheinen im schwarzen Frack, Blumensträußchen im Knopfloch, die Frauen aufgedonnert, den Kopf mit Federn besteckt wie ein indianischer Kazike; die älteren Fräuleins tragen auf der Stirn die Inschrift Dantes: Lasciate ogni speranza! die jüngeren kommen in Kränzen von giftgrünem Tüll angefahren, prüfen eifersüchtig die Toiletten und tuscheln dann einander leise in das Ohr, wenn ein Herr eintritt, ob er noch ledig oder schon verheiratet sei. Um die Hauptperson nicht zu vergessen: die glückliche Braut lächelt wie ein Apriltag zwischen Sonnenschein und Regen. Nur der Geistliche, der den seligen Bund der Herzen für immer besiegelt, blickt stumm grinsend auf

die Schüsseln und die Flaschen. Wir Deutschen haben leider keinen Hogarth für solche Szenen.

Die üblichen Toaste waren — gelegentlich mit einem Zötchen — ausgebracht, die Herren setzten sich mit einer Zigarre zum schwarzen Kaffee, da wurden die Frauen und Mädchen unruhig, Luiserl ging mit den Freundinnen in das Nebenzimmer und steckte noch durch die Türspalte lachend das keck aufgeschürzte Näschen. Er wußte, was bevorstehe, und rief: „Du, in einer halben Stunde müssen wir abfahren!" Sie verschwand. Nach einer Weile schaute er hin und her, er stand auf und ging durch etliche Zimmer, dann geriet er in die Küche. Die Magd rief ihm lachend entgegen: „Sie suchen Ihre Braut? Die ist gestohlen worden." Er antwortete halb unwirsch: „So! wer die hat, bringt sie gewiß bald zurück." Dann machte er noch einmal die Runde.

Es war hohe Zeit. Er winkte mir. Die Frauen waren verschwunden; von den Männern verabschiedeten wir uns nicht, sie waren zu sehr mit dem Neubau Oesterreichs und ob das Werk der unsterblichen Maria Theresia verkrache, beschäftigt, um uns zu beachten. Wir eilten zum Bahnhofe. „Weißt du," rief er plötzlich, „man muß den Weibern gleich das Neujahr abgewinnen, sonst ist man verloren!" Der Packträger, den er auf die bestimmte Stunde bestellt, wartete bereits am Tore und schob das wenige Gepäck in ein Coupé. Er stieg ein und reichte mir die Hand: „Grüße meine Frau, ich lass' ihr gute Nacht wünschen!" Die Glocke läutete zum dritten Male, der Zug setzte sich in Bewegung.

Neugierig kehrte ich zur Gesellschaft zurück. Das laute Signal zur Abfahrt hatte sie aufgeschreckt. Da lief alles durcheinander wie die Ameisen eines Haufens, den mutwillige Knaben aufgestört. „Wo ist der Professor? Wo ist Chrysostomus?" rief man mir von allen Seiten entgegen. — „Vielleicht bereits in Patsch," antwortete ich gelassen. — „Warum haben Sie ihn nicht zurückgehalten?" rief Luiserl, der ich die Botschaft ausgerichtet, zornrot und ballte das Fäustchen. — Nun erwiderte ich wie Kain: „Bin ich der Hüter meines Bruders?" — Es galt aber Wichtigeres, als mich auszuschelten, umsomehr, da die Vorwürfe von mir abglitten wie Wasser vom Wachstuch. Bald nahm man sich nicht mehr Zeit, sich über mich zu ärgern. Unter allen Vorschlägen schien endlich der beste, Luiserl solle mit dem Eilzug, der in zwei Stunden nach Brixen fuhr, den Flüchtling einholen, da er beim „Elephanten" ein Zimmer bestellt hatte, war er leicht zu finden. „O," sagte sie, „dem will ich die Leviten lesen!" und wischte eine zornige Träne aus dem Auge.

Die Geschichte hatte sich schnell verbreitet, und so fanden sich auf dem Wege zum Bahnhofe bereits Leute ein, welche die verlassene Ariadne mit spöttischen Blicken begleiteten.

Die alte Sitte des Brautstehlens ist bekannt; es soll ein Scherz sein, mehr als einmal ist jedoch daraus Verdruß und Unheil entstanden, so daß wir dringend raten möchten, den Brauch endlich abzustellen. Diesmal wurde zur Abwechslung der Bräutigam gestohlen.

Chrysostomus war glücklich in Brixen angelangt. — Empfand er auf dem Weg Reu' und Leid oder blieb

er verstockt? Darüber mögen die Frauen auf der langen Hinfahrt nachdenken.

Es war schon Dämmerung. Weil ein rauhes Lenzlüftchen wehte, ließ er ein Zimmer heizen. Nachdem er für zwei ein gutes, feines Abendessen bestellt hatte — mit den berühmten Spargeln, die Luiserl so gerne aß — ging er in die Stadt, bis er fern von der Franzensfeste das Rasseln des Eilzuges hörte. Behaglich in den Lehnstuhl gestreckt, zündete er eine Zigarre an und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Ohne zu klopfen ein Stoß an die Tür: sein Weiberl trat über die Schwelle, die Augen funkelten, die Löckchen sträubten sich wie die Mähne des Nemäerlöwen.

„Du machst einen guten Anfang; das ist ein schöner Streich, den du mir gespielt hast."

Er legte sich lächelnd zurück, um die Fortsetzung der ersten Gardinenpredigt zu hören.

„Schämst du dich nicht, das hätte ich von dir als einem gebildeten Mann nicht erwartet."

Sie war eingetreten und hatte die Türklinke angezogen; nun stand er auf, sein Gesicht wurde ernster.

„Hätt' ich dich besser gekannt und so was vorausgesehen, so wär' ich ledig geblieben, du könntest dir die nächstbeste Magd holen."

„Huuitt!" — ein scharfer Pfiff unterbrach sie, er drehte sich auf dem Absatz des Stiefels, und als er ihr wieder das Gesicht zukehrte, erschrak sie, denn so schaute er drein, wenn sie sich als Schülerin nicht gut aufgeführt hatte. Diese Erinnerung tauchte auf und wirkte unmittelbar.

Sie fühlte augenblicklich, daß sie zu früh mit dem Pantoffel gewinkt habe, und zog ein anderes Register.

Tränen, Schluchzen, daß sie gar nicht zum Wort kommen konnte, banges Stottern!

Seine strengen Züge milderten sich, ein leises Lächeln spielte um den Mund: „Ja, ja! Du bist halt eine Gans gewesen, wie die anderen Weiber auch." Er faßte sie bei der Hand, die sie ihm zögernd ließ. „Ich habe dir zu Ehren Spargeln und eine Schnepfe bestellt; jetzt gehen wir essen!"

Sie traten in den hell erleuchteten Speisesaal. Die anwesenden Gäste betrachteten das saubere Frauchen, das kaum aufzuschauen wagte, mit Wohlgefallen; er rückte einen Stuhl zurecht und sie ließ sich nicht lange laden. Als sie fertig waren, winkte er dem Kellner; dieser brachte ein Gläschen feurigen Marsala. Sie schlürfte es langsam aus. Nun hielt er ihr die Uhr vor: Elf!

Sie errötete und hüpfte über die Treppe hinauf ins Schlafgemach. Die Versöhnung muß sehr gründlich gewesen sein, denn noch vor Ablauf des Jahres hatte der Storch zwei junge Staatsbürger in die Wiege gelegt.

Alter schützt vor Torheit nicht!

## Die Ziegelschupferin

Christoph Bumser! Schon taucht seine Gestalt aus dem Nebel der Vergangenheit auf oder, um es genauer zu bezeichnen: aus dem scharfen Tabaksqualm, der den Stammtisch der Tiroler Studenten beim „Eisenhut" in Wien umhüllte. Da sitzt er in voller Behaglichkeit und lacht mit dem ganzen Gesicht, ja mit dem ganzen Leibe, wenn irgend ein Ulk losgeht, daß zwischen den vollen Lippen das Gebiß schimmert — voran die breiten Schaufelzähne, als sollte er Stahldraht abzwicken. Kam es gar zu toll, so schlug er auf den Tisch, schüttelte schnell die schwarzen Haare von der Stirn und warf sich in den Stuhl zurück, daß die Lehne knackte — ha-haha! — Leicht zornig, leicht versöhnt, gutmütig, aber doch bäurisch pfiffig wie sein Vater, der geriebene Roßkamm von Obermais, der einen zerschundenen alten Esel als Vollblutpferd anzubringen wußte. Er hörte auf den Kneipnamen Sulf; gar manches hübsche Bauerndirndl bei Meran hieß ihn zärtlich „Mein Christoph!" — einmal ging es ihm aber schlecht beim Fensterln; er stieg auf einen Holzstoß, der fiel um und seine Kameraden mußten ihn unter den Scheitern herausziehen, während der Bauer von oben mit einer

Sense herabschlug und fluchte, daß das Donnerwetter über dem Vintschgau wie leises Bachmurmeln verklang. Hahaha!

Das Jahr 1848 blies uns auseinander, wie der Sturm die Spreu: den einen dahin, den anderen dorthin; viele blieben verschollen für immer, manchen hatte das Standrecht begraben — wie es eben in solchen Zeiten geht! Mich verschlug es an das Gymnasium zu Innsbruck, wo in den Tagen der Reaktion der Lehrstuhl mit spitzen Disteln gepolstert war. Von Wien blieb ich viele Jahre fern, weil zu finstere Erinnerungen vor mir aufstiegen, doch entschloß ich mich endlich, die Stätten zu besuchen, wo mir manches schwere Schicksal verhängt war. Ich schritt vom Stubentor zum „Eisenhut" — langsam, langsam, wie unter der Last der Erinnerungen, die von allen Seiten an mich herandrängten; an der Schwelle mußte ich umkehren, denn das Gasthaus war in einen Laden umgewandelt. Wohin? Ich erinnerte mich an eine Bierhalle in der Hauptstraße, wo wir öfters gekneipt hatten. Die Tische waren dicht besetzt; ich drängte mich durch und suchte ein Plätzchen, da rief es plötzlich: „Fo!" Mein Kneipname! Und aus einer Ecke hielt mir Sulf den vollen Humpen entgegen. „Hahaha!" Wir betrachteten uns lange schweigend, über sein Gesicht spielte es fast wie ein Hauch von Rührung, mir fielen die schönen Verse Lenaus ein:

„Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden."

Dann erzählten wir von gergangenen Tagen; was der eine nicht wußte, daran erinnerte ihn der andere, bis sich die Halle zu leeren begann und der Zeiger auf elf Uhr wies.

„Und wie ist es dir gegangen?“ fragte ich noch.

„Du weißt, daß ich im April 1848 mit dir nicht gegen die Welschen zog; ich war nie gern dabei, wo die Leute raufen und schon gar, wenn sie auf einander schießen — da tu' ich nicht mit. Ich trat in die akademische Legion und flog als Maikäfer bei dem berüchtigten Rummel mit, hab' auch tüchtig gesummt und gebrummt. Als der Oktober blutig wurde, entschlüpfte ich durch ein Tor und lief in einem Zuge nach Obermais. Ich kam gerade recht, um mich durch eine üppige Traubenkur von all der Angst und den Beschwerden zu erholen; dann tat mir der junge süße Wein, der noch brauste wie Champagner, ganz vortrefflich und die neuen Kastanien waren gar nahrhaft. Freilich fiel mir ein schwarzer Tropfen in das Glas, wenn ich all die Schauerberichte aus Wien las; wenn ich manchen mir bekannten Namen unter den Hingemordeten fand, was konnte ich jedoch dagegen ausrichten? Solche Dinge muß man hinnehmen, unwillig, aber schweigend, wenn man nicht ein unnützes Opfer mehr liefern will. Im November kehrte ich nach Wien zurück; die Neugestaltung der Gymnasien verlangte eine große Anzahl junger Kräfte und so ging ich von der Medizin zum Lehramt über. Aber das kann ich dir sagen: gekrochen bin ich nie, und daß ich der Wirtschaft, die jetzt hereinbrach, geschmeichelt hätte, wie soviele Lumpen, die es dann weiter brachten, als ich — bei Gott!“ — eine

dunkle Röte flog über sein Gesicht — „dazu hat sich mein ehrliches Tirolerherz nie verkauft."

„Welches Fach hast du dir gewählt?"

„Physik und Naturgeschichte, wo mir die Prüfung nicht schwer wurde. Zugleich hatte ich hier einen neutralen Boden, auf dem ich in der Finsternis nicht umzutasten brauchte."

Wir zahlten unsere Zeche und traten auf die Gasse. Nach einigen Schritten packte er mich beim Arm: „Weißt du, daß ich bald geheiratet hätte! Meine Mutter hat mir beim Abschied einen kräftigen Segen mitgegeben und so rettete mich das Kreuzlein, das sie mir mit Weihwasser auf die Stirn zeichnete, vor einem großen Pech."

„Oho!"

„Du wirst lachen, hahaha! Ich wohnte in der Sterngasse, mir gegenüber ein pensionierter Statthaltereirat mit einer Tochter. Solange der Winter dauerte, sah ich nur an den Vorhängen ein Schattenspiel, auf der Straße hüpften hier und da ein paar vermummte Wesen in die Haustür, was kümmerte es mich! Im Frühling öffnete sich das Fenster und hinter der Brüstung saß ein hübsches Mädchen, so schien es mir wenigstens, und stickte, bisweilen scherzte sie auch mit einem braunen Hündchen, das gefiel mir; ich sah hin, sie sah her und endlich verstieg ich mich auf den Pegasus; hör' nur die Reime, aber ich will es gewiß nimmer tun, bei Apoll und allen neun Musen:

Ich bin ein schlicht Tirolerkind,
Aufgewachsen bei Schaf und Rind,

Und weil du tust der Rose gleichen,
So möcht' ich gerne zu dir schleichen,
Wenn du, wie ich, das Gleiche fühlst
Und mich glücklich machen willst."

„Ich fing das Hündlein ab und steckte ihm die Verse hinter das Halsband... Wie war ich überrascht, als mir nachmittags die Magd eine Einladung zum Tee brachte. Wohl oder übel — ich mußte hinüber. An der Tür empfing mich die Mutter: ihre Tochter sei ein braves Mädchen und habe ihr daher meine Verse übergeben; von einem Mann in meiner Stellung dürfe man erwarten, daß ich ehrliche Absichten habe... Ehe ich erwidern konnte, trat Silvia mit ihrem Vater aus dem Nebenzimmer; sie knixte schüchtern oder tat so; man wies mir einen Stuhl an ihrer Seite. Für diesen Abend kam ich mit dem gewöhnlichen Stadtklatsch und den Zeitungsnachrichten durch; doch war ich vorläufig eingesalzen, die Beize erhielt ich in den nächsten Tagen, so daß ich „Ja" sagte, ohne eigentlich ja zu sagen. Als ich mich an einem schönen Abend verabschiedete, nahm das Fräulein der Magd das Licht aus der Hand und begleitete mich zur Treppe, dort bot sie mir noch die Wange zum Kuß... mir wurde heiß und kalt. Ich eilte in die Bierhalle, meine Freunde saßen bereits in Reih' und Glied; da rief Gstraun — du kennst ja den närrischen Kerl, er ist jetzt Doktor zu Laas — da rief Gstraun: „Gehst du heut' spät heim?" — „Warum?" — „Weil du die Laterne auf der Nase trägst." Schallendes Gelächter; er bot mir den Handspiegel, und richtig — meine Nase sah aus wie eine rote Runkelrübe. Ich wischte mit dem Schnupftuch ab — Schminke

— verdammt! Bei der nächsten Visite wurde schon von der Ausstattung gesprochen ... Wie trefflich Fräulein Silvia und ich zusammenpaßten: sie ganz ätherisch, ich zochet; sie säuselte von Jean Paul, ich zog ihm den Till Eulenspiegel vor, und wenn sie an einem Löffelchen Gefrornen roch, dachte ich an Blunzen und Speckknödel. Mir war wie der Fliege, die sich mehr und mehr im Spinnennetz verwickelt." Er trocknete sich pustend den Schweiß ab. „Wo jedoch die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten! Da kam aus Ungarn so ein Herr Ueberall; er brachte einen Brief vom Magnaten Zikzak und war gleich gut aufgenommen. Du hättest das Bübchen sehen sollen — wie ein Hampelmann! Er zuckte mit allen Gliedern; seine Landsleute nannten ihn deswegen den „Quecksilbernen", vielleicht auch aus einem anderen Grunde ... du verstehst! Bald wollte er der Hahn im Korbe sein — magyar ember! Er tat, als sei der Bräutigam gar nicht vorhanden — ein neuer Werber oder was! — der Mutter schwoll der Kamm; ich wurde endlich grob. Das hatte man, schien es, gewünscht. Am nächsten Tage ließ sich das Fräulein nicht sehen — Migräne! Dafür erwartete mich die Mutter. Sie bot mir keinen Stuhl, sondern begann, indem sie sich fortwährend mit dem parfümierten Schnupftuch fächelte: „Nehmen Sie es nicht übel, man übereilt sich manchmal." — „Ja, ja, ich hab' es leider auch getan." — „Wir wollen im Frieden scheiden." — Ich atmete auf. Sie fuhr fort: „Es wird Ihnen leid tun!" — „Gewiß nicht!" — „Gut ist gut, aber besser ist besser! Sie begreifen, ein ungarischer Edelmann." — „Baszama teremtete! Viel Glück!" — Ich ver-

beugte mich und fuhr ab. Schon am nächsten Morgen wechselte ich die Wohnung und zog in die weitentlegenste Vorstadt; dem ersten armen Schüler, der mir im Gymnasium begegnete, schenkte ich einen Fünfer und versprach der Muttergottes zu Absam eine große Wachskerze, die kannst du nach deiner Rückkehr für mich opfern." Wir standen vor der Tür meines Gasthofes und verabschiedeten uns. —

Zwei Jahre später erhielt ich eine Vermählungsanzeige:

„Christoph Bumser und Libussa Przmscl."

„Will denn der Bursch Unterrichtsminister werden," rief ich staunend, „daß er eine Tschechin heiratet?"

Ein Brief war von ihm nicht zu bekommen, so mußte ich die Sache vorläufig auf sich beruhen lassen.

Nahezu zehn Jahre mochten dahin sein, bis ich mich wieder entschloß, auf der Donau nach Wien zu rutschen. Durch Erfahrung bin ich vorsichtig geworden; wenn ein Freund sich ein Heim, wie man sich wohlklingend ausdrückt, gegründet hat, so suche ich ihn nie dort, denn oft habe ich Dinge gesehen, die weder mir noch ihm angenehm waren. Ich schreibe ihm einige Zeilen, gibt er keine Antwort, so weiß ich, wie ich daran bin, und — bedauere ihn. D'rum meldete ich mich auch bei Bumser durch eine Korrespondenzkarte und gab genau die Stunde an, wann ich im Gasthofe zu treffen war. Sie war noch kaum angebrochen, so klopfte es rasch an der Tür. „Herein!" — Da war er, glänzend wie der Vollmond und wohlbeleibt wie ein Prälat.

„Hahaha! Kommst du auch wieder einmal! Mor-

gen ist Sonntag, da bist du mein Gast, du wirst staunen!"

„Worüber?"

„Wie Libussa kochen kann."

„Bist du noch immer der Alte? Ja, ja, man sieht dir's an."

„Bin ich nicht ein Etschländer? Erinnere dich an die Scheibe auf dem Schießstand zu Oberbozen — bei einem Hochzeitschießen. Da war die Braut leibhaftig dargestellt, wie sie Würste stopfte, mit der Umschrift: ‚Ehret die Frauen!' Sie weinte zuerst, mußte aber endlich doch lachen."

„O Schiller!" dachte ich.

„So ist's recht, darum priesen unsere weisen Väter den häuslichen Herd und die Weiber waren nicht zu zimperlich, den Teig zu kneten und Kuchen zu backen. Da hat man die Maturitätsprüfungen, Dummheit! Gebt ein Gesetz: Jedes Mädel, das sich zum heiligen Ehestand entschließt, muß eine Prüfung machen, der Kommission fünf Speisen vorsetzen, zeigen, daß sie waschen und nähen kann und nicht zu heikel ist, ein Kind zu putzen. Die Beamten schon gar, denen würde ich nur unter dieser Voraussetzung die Heirat gestatten. Einem solchen Mädel gäbe ich die Note „vorzüglich", jene erhielte „ausgezeichnet", die nachweisen kann, daß sie nie einen Winselkasten angerührt hat, denn mit dem Bretteltappen werden die Weiber nur blöd und nervös."

Ich verdrehte die Augen und seufzte: „O du dummer, ungebildeter Tirolerruach!" Dann unterbrach ich ihn: „Was ist denn aus Silvia geworden?"

„Der Quecksilberne hat sich das Maul gewischt und sie sitzen lassen. Nun wäre vielleicht der Bumser wieder gut genug gewesen. Wenigstens erhielt er später eine Einladung. — Daß ich hingegangen wäre! — Gesegn' es Gott!" — Da zog er plötzlich die Taschenuhr: „Teufel, ich muß laufen, Botanikstunde!"

„Da trägst du wohl über vitis vinifera, asparagus officinalis, apium graveolens und derlei Kräuter vor?"

Er rief noch unter der Tür zurück: „Komm' pünktlich, meine Frau ist unglücklich, wenn ein Braten anbrennt!" Dahin war er!

Schlag zwölf Uhr trat ich in das Eßzimmer. Bumser hatte schon die Serviette umgebunden, so daß die beiden Zipfel hinter dem Kopf abstanden, wie die Federohren eines Uhu. Ebenso die Kinder. Sechs Stück! Er stellte sie mir vor: Hermann, Siegfried, Kuno — Drahomira, Wenzeslawa, Zdenka.

„Bravo," rief ich, „dir ist gelungen, was Taaffe vergebens unternahm."

Da brachte die Frau den Suppentopf; trotz der zahlreichen Nachkommenschaft noch immer hübsch und frisch, ein bißchen kurzstockig; aber die Büste — ein Reiz, um den deutsche Schriftstellerinnen und Gouvernanten die tschechische Rasse beneiden können — schön und üppig; zur ganzen Gestalt paßte recht gut der schneeweiße Schurz mit dem breiten Latz. Sie hatte niedergestellt; da nahm sie Christoph bei der Hand: „Siehst du, das ist mein Bussel!"

Ich verneigte mich: „Gnädige Frau . . ."

Sie schüttelte den Kopf: „Nix gnädig, bin anfache Frau.“

Sie hielt nur die wenigste Zeit am Tische aus, sondern lief hin und her, um das, jenes zu besorgen, bis sie endlich mit einem Rußstrich über das vorwitzige Näschen aus der Küche kam. „A potom, jetzt gleich bringen, Dalken.“ Da erwischte sie Christoph beim Rock und zog sie auf den Stuhl nieder: „Dafür ist die Magd.“ — Wir plauschten nun allerlei, kreuz und quer, bis der Kaffee kam, doch mochte ich nicht fragen, wie sich das Paar gefunden, denn ich hatte gar spaßige Andeutungen gehört. Dafür besah ich mir die Kinder, prächtige Rangen, wie die Nudeln aus dem Schmalz gebacken; solang aber etwas auf dem Tisch stand, hatten sie nicht Zeit zum Reden, oder konnten nicht, denn sie kauten, als ging's auf einer Dampfmaschine. Dann freilich wurden die Schleusen aufgezogen, alle durcheinander, wie in einer Lancasterschule, bis der Vater das Gesindel zur Tür hinausjagte. Ich hatte noch einige Gänge zu machen; so verabschiedete ich mich von meinen freundlichen Wirten, nachdem ich mich zuvor mit Christoph in der Bierhalle zusammenbestellt hatte.

Da ließ er Libussa, seine Alte, bei jedem frischen Glas hochleben und erzählte mir dann die ganze Geschichte. Es kam mir aber manches so unwahrscheinlich vor, daß ich es auf Rechnung des guten und reichlichen Trunkes setzte. Bekannte jedoch, welche genau unterrichtet waren, bestätigten mir alles. Heuer in den Ferien besuchte mich sein ältester Sohn am Achensee; ein flotter Student, halb Tscheche, halb Deutscher; da

entschloß ich mich denn, diese Erinnerungen niederzuschreiben, ehe es, wie für so vieles andere, zu spät würde.

Wir haben erzählt, daß Bumser nach dem Bruch des Verhältnisses zur schönen Silvia die Wohnung wechselte, um in Zukunft recht weit vom Schuß zu sein. Er zog nach Hernals, wo er bei einer Krämerin ein hübsches Zimmer mietete, dessen Fenster auf die Gasse ging. Wenn er nun gerade nichts zu tun hatte, legte er sich auf dem roten Polster breit hin, paffte aus der Meerschaumpfeife oder knackte Zirbelnüßchen für den Krummschnabel, den man ihm aus Tirol geschickt hatte. Gegenüber stieg der Neubau eines Hauses aus dem Grunde, er schaute den Arbeitern zu, ohne sich viel zu interessieren, bis die Mauern mehr emporwuchsen und sich die Ziegelschupfer reihten, um einer dem anderen einen Stein zuzuwerfen und ihn so in das höhere Stockwerk zu befördern. Da bemerkte er an einem Montag ein Mädchen, das er bisher nicht beobachtet hatte; sie war etwas sauberer gekleidet als die anderen und schien ihrem ganzen Wesen nach nicht in die Gesellschaft zu gehören. Sie fiel ihm auf und er wandte ihr nun die ganze Woche durch volle Aufmerksamkeit zu. Dies fühlen die Weiber sogleich instinktiv, sie sind eben Spitzbübinnen von der untersten Viehmagd bis zur obersten Prinzessin. Die Ziegelschupferin änderte aber ihr Betragen nicht im mindesten, was sollte sie auch? Nur glitt hier und da ein flüchtiger Blick zum Fenster empor.

Am Samstag kam sie in den Laden, etwas einzukaufen.

Kaum hatte die Krämerin den Schalter geschlossen, so meldete sich Bumser. Nach einigen gleichgültigen Reden fragte er sie: „Wer ist denn das Mädel mit dem roten Tuch um das Haar?"

Sie schaute ihn spöttisch von der Seite an: „Die Hand von der Butten! Herr Professor, die ist brav durch und durch."

Er errötete leicht; sie bemerkte es lächelnd: „Hab' ich's getroffen?"

„Mein Gott," sagte er ganz unschuldig, „ich will sie ja nicht beißen, wer ist sie denn?"

Nun erzählte ihm die Krämerin, sie sei eine Waise, die Tochter eines kleinen Beamten in Tabor, habe sich in Wien verdingen wollen und sei nur, weil ihr die Dienstvermittlerin den letzten Kreuzer abgeschwindelt, Ziegelschupferin geworden, um nicht zu verhungern. „Vielleicht lasse sich helfen."

„Das kann ich!" rief Bumser, nahm den Hut und sprang über die Stiege. Sie glaubte anfangs, er wolle das Mädchen aufsuchen und sah ihm durch das Fenster nach; allein er lief in entgegengesetzter Richtung, schwang sich in einen Fiaker und fuhr davon.

„Nach Favoriten!" Dort besaß eine weitläufige Base eine kleine Tabaktrafik; erst gestern hatte sie ihm geklagt, daß ihr eine liederliche Magd davongelaufen sei, und dann! die vielen Tschechen, die hier wohnen, sie könne mit den Leuten nicht in ihrer Muttersprache reden und das tue dem Geschäft Eintrag.

Nun teilte ihr der Vetter mit, was er erfahren, und forderte sie auf, ein Werk christlicher Barmherzigkeit zu tun.

Sie wollte schon „ja“ sagen, da besann sie sich: „Ist sie gut katholisch?“ ...

„Gewiß, sie geht immer aus der Frühmesse zur Arbeit.“

„Hat sie auch einen Paternoster?“

„Ich meine schon, wenn das, was sie letzthin in den Sack steckte, nicht ein Kranz Maroni war.“

Die Base entschloß sich, am nächsten Vormittag vom Zimmer des Professors aus das Mädchen zu mustern und dann die wichtige Entscheidung zu treffen.

Der Augenschein befriedigte sie; sie bat nachher die Krämerin, jene zu holen. Der Professor blieb im Hintergrunde; Libussa schlug ein, bat jedoch, bis abends beim Bau bleiben zu dürfen, um den Tag nicht unvollendet zu lassen. Als sie auf das Gerüst zurückgekehrt war, rief sie den Polier und kündete ordnungsmäßig den Dienst. Abends verabschiedete sie sich von den Arbeitern, die sie alle liebgewonnen hatten, ließ sich den fälligen Lohn auszahlen und suchte das Kämmerlein auf, wo sie sich mit anderen als Bettgeherin eingemietet hatte. Sie packte ihren kleinen Besitz zusammen. Als sie vor die Tür trat, war die Dämmerung eingebrochen. Der Polier wartete. Er gesellte sich zu ihr, gab ihr allerlei gute Worte, ja wollte ihr sogar das Bündel abnehmen. Sobald er sich unbeobachtet glaubte, schlang er den Arm um sie; durch eine rasche Bewegung wand sie sich los und reichte ihm eine solche Maulschelle, daß er an die Wand taumelte. Wahrscheinlich fiel sie nur deswegen so kräftig aus, weil Libussa hinter dem Fenster droben den Professor erblickte. Dann packte sie schnell das Bündel, das auf den Boden

gefallen war, und enteilte, ohne nur noch umzuschauen. Der arme Polier klaubte die fünf Sinne zusammen, rieb sich die Wange, bedankte sich jedoch nicht für die Gottesgabe, die ihm so unvermutet zugeflogen war.

Libussa eilte zu ihrer Dienstherrin, die sie schon erwartete, von ihrem Abenteuer schwieg sie. Auch Bumser, der jetzt öfter die Base besuchte, erwähnte nichts davon. Nun tat sie alles, was sie der Frau an den Augen absah, so daß sie bald den Kosenamen „Bussel" erhielt. Unterdes hatte aber auch der Polier ihren neuen Aufenthalt ausgespäht. Unvermutet kam ein Brief an sie. Er bat um Verzeihung für das, was er gewagt, beteuerte seine redlichen Absichten und trug ihr zum Beweise dafür die Ehe an. Er wolle ihrer Dienstfrau die besten Zeugnisse vorlegen, daß er ein rechtschaffener und geschickter Arbeiter sei; er habe sich sogar ein hübsches Sümmchen erspart und könne Weib und Kind erhalten. Die Trafikantin stand neugierig beiseite; Bussel überreichte ihr den Brief. Nachdem sie ihn gelesen, rief sie freudig: „Nun, da wirst du wohl gleich zugreifen, so was kommt nicht alle Tage!"

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf.

Es klopfte, Bumser trat ein. Die Base erzählte ihm alles brühwarm, ließ ihn den Brief lesen und schalt: „Ist das nicht töricht? Das Mädel meint wohl gar, es werde sie der böhmische Herrgott auf Powidln einladen; als ob solche Männer wie die Erdäpfel auf dem Felde wüchsen!"

Er sagte rasch: „Nun, vielleicht findet sich ein anderer."

„Ja, wer denn etwa?"

„Ich!“

Die Base trat mit offenem Munde zurück, Libussa schlug die Schürze vor das Gesicht und begann laut zu heulen. Endlich stotterte sie schluchzend: „Ist nicht schön von Professor vornehmer, armen böhmischen Mädel so foppen.“

Er lächelte: „Bist du nicht brav?“

„Ja, das ist sie!“ rief die Base, „ich habe viele Dienstboten gehabt, aber noch keinen wie sie. Sie hat ober dem Bette die unbefleckte Empfängnis zwischen dem heiligen Nepomuk und Wenzel aufgehängt.“

„Bist du nicht hübsch?“

Sie zog den Schurz ein bißchen herab, blickt ihn schelmisch an und versteckte sich wieder.

„Bist du nicht geschickt und fleißig?“

„In allen Arbeiten,“ rief die Base, „und kochen kann sie!“

Libussa ließ den Schurz fallen, klatschte in die Hände und hob stolz den Kopf. „Soll sich deutsches Mädel stellen neben mich, keine kann's so!“

„Hahaha! Bussel. Jetzt gibst mir ein Bussel und wir sind handelseins!“

Sie sträubte sich nicht mehr.

Dann setzte er sogleich ein höfliches Schreiben an den Polier auf, worin sie dankend ablehnte.

Er ließ sie noch vom Lehrer ein bißchen hobeln; mit dem Deutschen blieb sie freilich stets auf schiefem Fuße.

Im Fasching war die Hochzeit; sie ließ es sich aber nicht nehmen, den Mittagstisch selbst anzuordnen und die Dalken zu backen.

Der erste und letzte Zank brach am zweiten Tage nach der Hochzeit los. Sie redete den Gemahl noch immer mit „Sie“ an; erst als er ihr drohte, in das Wirtshaus essen zu gehen, gewöhnte sie sich schüchtern an das „Du“.

Sie blieb auch nicht immer armes Mädel böhmisches. Nach zwei Jahren kam ein Vetter, der Bruder ihrer Mutter, der bisher nichts hören ließ, ein langweiliger Raunzer. Sie nahmen ihn freundlich auf und verpflegten ihn etliche Tage; er wollte Wien, wo er das Schuhmachergewerbe erlernt hatte, noch vor seinem Tode sehen. Endlich kehrte er mit tausend Dank nach Przibram zurück. Weil er nichts mehr hören ließ, hatten sie ihn bald vergessen. Da kam unvermutet ein gerichtliches Schreiben, er hatte sie zu Erben eingesetzt. Bumser legte die paar tausend Gulden zu der Summe, die ihm sein Bruder für das väterliche Gut auszahlte, und baute sich zu Hernals ein Häuschen mit einem Garten daneben.

Hier besuchte ich ihn öfters. Unterdes sind auch die Töchter herangewachsen. Treffliche Mädeln, wenn sie auch kein griechisches Profil haben, gesund wie die Rüben. Libussa hat sie ganz nach ihrem Muster aufgezogen: brav, häuslich, bescheiden. Melden sich keine Heiratskandidaten? — Bumser wohnt in Hernals Nr. . . . Doch halt, wenn ich alles genau angebe, geht es am Ende zu wie vor einem Beichtstuhl beim Jubiläum, so daß die heilige Ursula mit den elftausend Jungfrauen nicht genügen würde.

Ja, es sind prächtige Mädeln.

Ha, ha, ha!

So hab' ich auch eine Geschichte in mildem sanftem Blau gemalt; darf ich auch zur Ergänzungsfarbe, zum häßlichen Gelb greifen?

## Frau Elsa

Jeremias Tupfer! — Der Sohn eines kleinen Beamten, den man wegen Kränklichkeit mit 200 Gulden Pension kaltgestellt hatte, war er als armes Studentlein nach Innsbruck gekommen; Wohltäter gaben ihm Kosttage, fiel einer aus, so erhielt er an einer Klosterpforte ein Stücklein Brot, bei den Kapuzinern war es allerdings sehr rauh, aber das „G'segn's Gott!" des Pförtners klang so gut gemeint, daß er es an einem Brunnen hinunterwürgte . . . Das Gymnasium wurde durchgefrettet. Er kam an die Universität, man vertraute ihm jüngere Knaben zum Unterricht an; ein Stipendium half nach, so daß seine Zehen nicht mehr neugierig aus den Schuhen guckten und er schon im ersten Winter einen Ueberzieher aus grobem Loden trug! Nach so viel Elend wurde er fast stolz und trank nun hier und da ein Krüglein Bier mit doppeltem Behagen, weil ihn jetzt die Kellnerin mit „Herr!" anredete. Als Praktikant bei der Finanz kämpfte er sich mit Ehren durch; vielleicht weil er als armer Student die Pfennige kleben gelernt hatte, und so war er endlich noch verhältnismäßig jung in einem Amt so weit emporgestiegen, daß ihn vornehmere Kandidaten, die einst hochmütig auf ihn herabsahen, beneiden mußten. Steht so ein

Häuter einmal auf einer gewissen Höhe, interessiert er auch die Frauen, insbesondere die Mütter, wenn auch die Töchter gewöhnlich das Portepee und die Sternchen am Hals jedem goldenen Kragen mit Rosetten vorziehen — bis sie in ein gewisses Alter vorrücken. Jeremias, denn mit diesem unromantischen, aber vordeutenden Namen hatte man ihn einem Oheim zuliebe getauft, tappte auch richtig hinein. Nachdem er soviel Geringschätzung erfahren hatte, tat es ihm gar zu wohl, sich in einem guten Hause mit Auszeichnung behandelt zu sehen und bei der Damenwahl, obschon er eigentlich nur trampelte und nicht tanzte, von dem allerdings nicht mehr jungen Fräulein erkoren zu werden. Wie oft hatte ich ihn gewarnt — vergebens! Zum Dank dafür schnipfte er mir die schönsten Blümchen, an denen ich meinen Schülern Staubfäden und Stempel erklären wollte, aus der Botanisierbüchse, um der Braut ein Sträußchen zu bringen, stolz darauf, wenn sie es an den Busen steckte. Er war etwas schüchtern; als ich ihm den Verdacht äußerte, er habe den ersten Kuß erhalten, ohne darum zu bitten, wurde er rot und knurrte wie ein Dachs. Wahrscheinlich lud er mich deswegen nicht zur Hochzeit; wenn es ihm nicht etwa Elsa verbot, die sich öfters über meine losen Worte beklagte. Das war mir eigentlich recht, weil ich meine, man solle erst dreißig Jahre nach der Trauung ein Fest feiern, denn da sieht man endlich, wie die Sache sich angelassen hat. Das erste Jahr ging der Karren ganz gut; ich besuchte ihn einmal, er hieß mich jedoch nicht einmal niedersitzen und das salzige Gesicht des Weibchens ließ sich nur durch die Spalte einer Tür, die dann barsch zugeschla-

gen wurde, bewundern. Nun, er wollte sein Glück allein genießen, warum nicht? — Sie rekognoszierte klug und weise vorher das Schlachtfeld, wo sie siegen wollte, und so begann im zweiten Jahre das Knarren und das Quietschen. Es galt den Kampf um die Herrschaft und die seinige wäre doch so leicht zu ertragen gewesen, sie machte sich ja kaum bemerkbar! — Wenn er etwas verlangte, wurde ihm bedeutet, er sei unhöflich, er sollte bitten, da versagte er sich denn manches oder besorgte es selbst. Die Dienstboten merken so etwas gleich und folgen dem Beispiel der Frau; sie behandelten ihn gleichgültig, wenn sie ihn nicht gar vernachlässigten. Die paar Groschen, die die Gnädige von den Eltern empfing, reichten für ihre Bedürfnisse bei weitem nicht aus, da kamen allerlei Rechnungen von Putzmacherinnen, Schneidern und Zuckerbäckern; er bezahlte erst schweigend, als es sich wiederholte, machte er einige bescheidene Einwendungen. Sie zog die Nase in die Höhe und antwortete schnippisch: „Meinst du, ich habe dich geheiratet, um ein Haustier zu werden?" Die Schwiegermutter machte ihn gelegentlich auf die Ehre aufmerksam, daß ihm Fräulein Ypsilon die Hand gereicht habe — aus dummer Liebe, denn sonst wäre sie längst Hofrätin. Diese erinnerte sich rechtzeitig an ihr Schnupftuch und tat, als ob sie eine Träne trockne. Jeremias schlich kleinlaut davon; er versäumte den Augenblick, wo er Spitz und Knopf auf Biegen oder Brechen zusammensetzen sollte, weil er sie in seiner arglosen Gutmütigkeit nicht durchschaute. Und dann! Aus leisen Andeutungen konnte er schließen, daß ihm ein Vaterglück blühen werde. Da wußte er kaum noch, was

er tun, welche Rücksichten er nehmen solle, um sie stets heiter zu erhalten. Es war aber nichts; wohl aber nahte der Fasching des dritten Jahres. Wenn er hoffte, sich an der Seite der Gattin abends von der Mühe des Amtes zu erholen, wie täuschte er sich! Freundlich grüßte er beim Eintritt in das Zimmer, sie stand nicht auf, ihm entgegenzugehen, sondern nickte mit dem Kopf; wenn er nun von den Erlebnissen des Tages sprach, erwiderte sie, ohne ihren Roman aus der Hand zu legen: „Das geht mich ja nichts an, das langweilt mich." Schon wollte er sich, wie einst als Junggeselle, wieder in das Wirtshaus flüchten, bis ihn endlich die Schwiegermutter aufmerksam machte, er werde doch begreifen, daß er eine junge Frau auf Bälle und in Gesellschaft führen müsse. Wie gern hätte er seine Abende in stiller Häuslichkeit hingebracht, so mußte er als Notnagel in den glänzenden Sälen, bei der rauschenden Musik aushalten bis zum Hahnenschrei und durfte ihr höchstens ein Glas Limonade oder eine Schale Himbeereis oder Vanillecrême bieten, wenn es nicht bereits vor ihm ein galanter Herr getan hatte. Und dann die Kosten. Sie überstiegen bereits seine Einnahme; um sie zu decken, blieb ihm nichts anderes übrig, als Nebenarbeiten. Er hoffte auf die Sommerfrische, in der Einsamkeit des Landlebens werde alles wieder ins Gleichgewicht kommen; seine Gemahlin hatte sich jedoch überreizt und bedurfte zur Beruhigung der gespannten Nerven eines Bades. — Gut! Nun wurde er jedoch allmählich ungemütlich, er begann zu knurren, Hader und Zwietracht zogen ein, und weil er sich trotz seiner Leidenschaftlichkeit nicht zur Gewalt fortreißen

ließ, so setzte sie ihm jeden Tag die bekannten Kifferbsen auf. Nach der Heimkehr wollte er Ordnung schaffen; die gnädige Frau hatte aber unterdes allerlei Bekanntschaften gemacht und dabei weniger auf gute als auf vornehme Ware geschaut. Wenn sich in einem Felsen eine Spalte bildet, so dringen die Wurzeln des Unkrautes ein, wachsen tiefer und tiefer, bis sie ihn endlich zersprengen; zeigt sich zwischen Eheleuten ein Riß, dann wittern es gleich die Schmarotzer, die Ohrenbläser, die das Vertrauen erschleichen und den Bruch unheilbar machen. Da war ein Fräulein Mali, etwas übertragen, mit einem Gesichte aus Juchtenleder; sie hatte sich in manchen hohen Häusern abgerieben und wußte daher Schick und Manier. Sie ward das Orakel: „Du mußt das tun, er muß jenes lassen, besteh' darauf." — So wurde endlich ein jour fix festgestellt, wo Frau Urian obenan thronte und die Huldigungen der Schmeichler empfing, für welche die Delikatessen aus dem Sacke des armen Jeremias bezahlt wurden. Er tat Einsprache, sie blickte ihn verächtlich an, denn er hatte sich bis jetzt alles gefallen lassen, und kehrte ihm stolz den Rücken. Da jubelte denn im hellen Salon die bunte Gesellschaft, er saß finster schmollend im abgelegenen Kämmerlein, bis ihm die Magd einige Brocken zum Nachtessen brachte. Dann sprang er auf, nahm den Hut und warf die Tür zu, daß das Haus zitterte; als er spät, spät heimkehrte, war der Lärm noch toller. — „Die Hundspeitsche!" Er griff zur Türklinke, doch besann er sich, sollte er in seiner Stellung einen öffentlichen Skandal machen? — „Scheiden!" rief er dumpf und warf sich auf das Sofa, wo er heute

übernachtete. Er gehörte zu den Männern, denen man lang, lang alles bieten darf, bis sie endlich gefrieren, aber dann tauen sie auch nicht mehr auf. In der Früh kam er nicht mehr zum Kaffee, seine Frau schickte eine schnippische Botschaft und spöttelte: so möge er im Winkel nüchtern bleiben und dann zur Kommunion gehen! — Als er sie von nun an mit eisiger Kälte tun und machen ließ, was sie wollte, wurde ihr ein bißchen bang, der Leutnant, ein junger Kavalier, der als Hausfreund bisweilen auch Geld zu borgen sich herabließ, scherzte jedoch die üble Laune bald weg und so ging es mit eigensinnigem Trotz im angefahrenen Geleise fort. Jeremias beobachtete mit dem kalten Auge des Hasses, er sah alles, wenn er auch nichts zu sehen schien, bis er endlich die Zeugnisse hatte, die er brauchte, um vor Gericht aufzutreten. Als Jurist gewissenhaft in jeder Beziehung, wollte er sie auch noch dadurch ins Unrecht setzen, daß er ihr Gelegenheit zur Umkehr gab, obschon er zum vornhinein von der Vergeblichkeit jedes Versuches überzeugt war. Er sann hin und her: „Wie, wo, wann?“ — Da bot sich unerwartet eine Gelegenheit. Zu Kufstein war bei der Ablösung der Gilten Streit zwischen den Beteiligten entstanden, nun sollte eine Kommission, wie es das Gesetz in solchen Fällen fordert, darüber entscheiden. Jeremias hatte den Vorsitz zu führen. Er wollte eben den Ueberrock anziehen, den ihm die Magd unwillig ausgebürstet hatte, da polterte seine Frau herein:

„Warum sagst du denn nichts, daß du verreisest?“

„Nun, dir liegt wohl nicht so viel daran, wo ich mich aufhalte?“

„Man könnte wenigstens fragen, ob im Hause etwas nötig sei."

„Was du willst, forderst du ja stets ohne Einleitung."

„Nur das Notwendige! Hier ist eine Rechnung der Nähterin."

„Wozu? In anderen Familien besorgt das die Frau mit den Dienstboten."

„Ich bin keine Magd!"

„Auch gut."

„Wie lange bleibst du aus?"

„Vielleicht vierzehn Tage."

„Da könnte ich indes mit Mali eine kleine Reise machen. Ich bin lang nicht mehr von Innsbruck fortgekommen; die Diäten für die Kommission bringen dir gewiß viel Geld."

„Du bleibst zu Hause!"

„Ahhh!"

Er lächelte spöttisch und das wirkte, daß sie eine Ohnmacht unterließ. Nun trat er vor sie hin; seine Stimme war streng, sein Blick ernst, wie noch nie. „Wir müssen unsere Wirtschaft einschränken, so geht es nicht mehr fort; soll ich dir mit Ziffern nachweisen, daß sich der Aufwand nicht mehr erschwingen läßt?"

„Ziffern? Ich bin kein Rechnungsrat!"

„Das Addieren und Multiplizieren scheinst du allerdings seit der Schule vergessen zu haben, umsomehr muß ich rechnen. Du hast mich an meinem eigenen Herde fast wieder zum Bettelstudenten herabgedrückt, ich bin aber der Herr!"

„Und ich die Frau!"

„Ich, der Herr, verbiete dir von jetzt an den jour fix und die kostbaren Gesellschaften."

„Du bist wohl gar eifersüchtig?"

Er lachte hell auf. „Ich habe wahrlich nie gedacht, dir in dieser Beziehung einen Vorwurf zu machen; du bist ja aus einem vornehmen Hause, wo man auf Ehre hält, und dann hast du dich vor dem Spiegel gewiß längst darauf besonnen, was dir die Pflicht in jedem Falle gebeut."

Sie blickte ihn mit den schwarzen Aeuglein an wie eine Viper und zischte: „Grobian!"

„Es tut mir leid, daß ich so reden muß; aber ich m u ß es, nicht etwa bloß meinetwegen, sondern auch zu deinem Wohle. Vielleicht blüht in keiner Stadt der Klatsch so wie in Innsbruck, hüte dich vor übler Nachrede, wenn du auch schuldlos bist."

„Der biet' ich Trotz," rief sie und richtete sich in stolzer Erhabenheit auf; „ich bleibe, wie ich bin!" Sie ballte die Faust und stampfte mit dem Fuß.

Er seufzte tief. „Dann sind wir fertig!" Als er zur Tür hinausging, stieg etwas wie eine Träne in seinem Aug', ohne über das Lid zu fließen, oder war es eine Perle von Eis?

Bald danach kam die Freundin Mali; in heftiger Erregung erzählte sie dieser den ganzen Auftritt und fragte, was sie meine? Diese klatschte lebhaft in die Hände! „Vortrefflich, daß du fest geblieben bist, jetzt hast du gewonnen für immer!" — Das Duett unterbrach der Leutnant; obwohl die Gnädige abwehrte, erzählte ihm das Fräulein doch sogleich die ganze Szene; als er jedoch den „alten Bären" in Ton, Gang und

Haltung spottend nachäffte, schüttelte Elsa den Kopf, ja sie lehnte sogar die Einladung zu einem Ausflug auf die Lanserköpfe ab, weil sie ein gewisses unheimliches Gefühl nicht ersticken konnte.

Jetzt wird die Geschichte pikant, wie man es von einer modernen Novelle erwarten darf und das bis jetzt Mitgeteilte ist wohl nur die Ouverture? — Die Frauen mögen ruhig weiter lesen, wir haben vom sechsten Gebot, das man als Wahlspruch für den größten Teil der neuen Literatur benützen könnte, nichts zu erzählen. Das wäre im Grund genommen nicht so schwer und sogar unsere Blaustrümpfe kennen schon das Rezept, nach dem man jetzt kochen muß, um Beifall zu erhalten, allein wir bleiben bei der glatten Alltäglichkeit, die ewig alt und ewig neu, aber eben deswegen ewig wahr ist und vielleicht sind wir gar so schlau, eine Karte auf den Realismus zu setzen, der ja gegenwärtig alles übertrumpft, was je dagewesen ist und kommen wird.

Die Gnädige hat schlecht geschlafen, als es morgens an der Tür läutet, öffnete sie selbst, um einen Brief zu empfangen.

Er trägt die Aufschrift von Jeremias, feiner und zierlicher als je; sie erbricht das Siegel und beginnt zu lesen — atemlos bis zum Ende. Kein unfreundliches Wort, kein Vorwurf, nur eine kurze Darstellung ihres bisherigen Verhaltens mit dem Hinweis auf so und so viel unanfechtbare Zeugen. Zum Schluß die trockene Frage: „Ob sie es auf die gerichtliche Scheidungsklage ankommen lasse, obschon sie einsehen müsse, daß das Urteil gegen sie ausfallen werde, dann würde sie

freilich nichts mehr von ihm erhalten. Oder ob es ihr beliebe, noch vor seiner Ankunft die Wohnung zu räumen und Innsbruck zu verlassen — unter was immer für einem Vorwand, das sei ihm gleichgültig, dann setze er ihr jährlich fünfhundert Gulden aus, welche sie wo immer verzehren möge. Auf Erörterungen lasse er sich durchaus nicht ein: Hier gelte nur ein Ja oder Nein! das sie hier auf einer offenen Korrespondenzkarte schreiben möge."

Kaum hatte sich Elsa vom ersten Schrecken erholt, so schickte sie eine Magd zu Mali, um mit ihr zu beraten. Es war nicht mehr weit zum Mittagstisch, sie kam daher schleunig. Schluchzend teilte ihr die Unglückliche alles mit, Mali aber sagte achselzuckend: „Ich habe mir immer gedacht, daß es so enden werde, du hast es zu weit getrieben, warum warst du nicht klüger. Die Sache ist allerdings unangenehm, du erhältst jedoch jährlich fünfhundert Gulden, und wenn du nebenbei fleißig arbeiten willst, kannst du ganz gut leben." — Nach einigen gleichgültigen Worten entfernte sie sich. Auch der Leutnant kam nicht mehr, er mied sogar die Gasse und soll im Wirtshaus gelegentlich mit tugendhafter Entrüstung Jeremias bedauert haben, daß er an ein so böses Weib geraten sei. Er werde jedenfalls einmal eine klügere Wahl treffen.

Kein jour fix mehr; die Gäste schauten, wenn sie vorübergingen, höchstens gleichgültig zum Fenster empor, hinter dem sie so gut gespeist und getrunken hatten.

Die Frau schrieb mit zitternder Hand das „Ja". Ihr Vater konnte als Pensionist einen beliebigen Auf-

enthalt wählen, es wurde gepackt und die ganze Familie reiste nach dem Süden, denn Elsa war plötzlich von einem Brustleiden befallen, das schnelle Hilfe forderte. Daß der wahre Sachverhalt in allen Winkeln bekannt wurde, dafür sorgte schon Mali.

Nach der Rückkehr fand Jeremias alle Schlüssel an den Kästen stecken; auf seinem Bette lag neben dem Trauring eine Visitenkarte: Elsa Tupfer, geb. Strada. Sein Name war durchstrichen, sie bestätigte dadurch die Tatsache der Trennung voll und ohne Rückhalt. Nun zog er auch seinen Ring vom Finger und legte beide sorgfältig in ein zierliches Etui. Am ersten jedes Monats sandte er ihr durch Postanweisung das Geld, jeder Verkehr blieb für immer abgebrochen. Zu ihrer Ehre müssen wir sagen, daß nie eine Klage über ihn aus ihrem Munde kam; sie hatte das Bewußtsein der Schuld und war stolz genug, sie allein und ganz zu tragen. Nach zwei Jahren erhielt er ihren Totenschein, darauf folgte ein Brief des Priesters, der ihr die Sterbesakramente gereicht hatte, sie bat ihn am Tore der Ewigkeit um Vergebung für das Herzeleid, das sie ihm angetan. Eine Träne quoll aus seinem Auge und floß über die Wange nieder, er holte das Etui und steckte beide Ringe an den Finger, wie es Witwer zu tun pflegen; er hatte vergeben, werden die Frauen auch ihm vergeben?

Dann kaufte er abseits von der Stadt auf dem Höttingerried ein Gütchen mit einem kleinen Garten und etlichen Obstbäumen; er lebte dort einsam und zurückgezogen, für seine Bedürfnisse sorgte eine alte, treue Magd. Nur mit Studenten verkehrte er gern,

man sah ihn sogar hier und da mit den jungen Leuten am Wirtshaustische; er erinnerte sich an das Elend, aus dem er sich emporgerungen und stellte manchen wackeren Jungen, der ins Schwanken geriet, wieder auf die Füße, so daß er ihm seine ganze Zukunft verdankte. Als ich zur Ergänzung meiner geologischen Vorträge Ausflüge veranstaltete, schloß er sich bisweilen an; ich erinnere mich gar wohl, wie er auf der Veranda zu Torbole unter den fröhlichen Jünglingen saß und leise mitsang, wenn sie ein Lied von Uhland anstimmten, wie sie zu seiner Zeit beliebt waren. Dann kamen wohl auch die neuen Gesänge von Scheffel, da sagte er endlich: „Das ist ja frisch, schön, trefflich; aber, meine Herren, vergessen Sie ja nicht, daß es auch eine höhere Tonart der Lyrik gibt, als das — Remplem!" — Er las gern und viel, meist ältere Werke; Walter Scott und Manzoni waren ihm noch immer teuer, auf die neuere Literatur ließ er sich nicht mehr ein: „Diese Schriftsteller im Blechharnisch oder mit mit dem ägyptischen Pschent auf dem Schädel kommen mir vor wie eine Maskerade am Aschermittwoch. Ihre Romane werden nur für den Müßiggang aus dem Müßiggang geschrieben. Gäbe es keine Damen, so würden diese Blasen nicht aus dem Sumpfe steigen. Das Weib, das nach dem alten Spruch der Bibel des Mannes Gehilfin sein soll, hat kaum Zeit für all den gefirnißten Unflat. Ja, die Damen! Vor mir gilt nur das Ideal der echten deutschen Frau; wie gern gedenk' ich der edlen Gräfin Therese Sarnthein oder ihrer Freundin Cornelie!" — Wenn er ins Moralisieren kam, war er schwer zu hemmen; hätt' er lieber

manches, was er gesehen und erfahren, aufgeschrieben! — Um ihn zu versuchen, brachte ich ihm einmal Diderots Briefe an die Voland. Er gab mir nach einigen Wochen das Buch zurück: „Das ist ein Franzose in der Wolle, hab' mich daran nicht erbaut, aber gewärmt."

Ich stieg wohl hier und da zu seinem Häuschen empor. Er wurde immer betagter, da saß er dann auf der Bank in der Sonne und lüftete, wenn ich eintrat, das schwarze Käppchen, denn sein braunes Haar war weiß und schütter geworden, und ich nahm Platz neben ihm, um ein bißchen zu rasten, zu schwätzen. Wir schauten auf die Stadt, die sich immer mehr ausbreitete, zeigten da und dort auf ein altes Gebäude und redeten von einer Vergangenheit, die weit hinter uns lag: im späten Herbste von einem Frühling, der nie wiederkehren sollte. Zum Abschied schenkte er mir immer eine oder die andere Blume und lud mich ein, bald wieder zu kommen: bis dort werde dieser oder jener Stock neue Blüten erschließen.

Von seinem Unglück sprach er nie, nur einmal deutete er darauf hin. Es war am Allerseelentag. Der volle Glanz des Spätherbstes mit seiner milden Wärme ruhte still und friedlich auf dem Tal; die Stadt umhüllte ein leichter bläulicher Rauch; rechts schimmerten die Mauern des Friedhofes mitten im grünen Felde. Da klangen alle Glocken und verkündeten den Beginn der Prozession. Er atmete tief und sagte dann: „Sie kennen die harmonia praestabilite von Leibniz? Vielleicht gilt sie für die Menschen, so daß sie, wie Klopstock meinte, für einander geschaffen werden. Die Frau, die zu mir gehört, hat entweder

vor meiner Geburt gelebt, oder sie wird erst geboren, wenn ich tot bin. Jawohl; die Ewigkeit jedoch gleicht das alles aus. Warten wir also!"

Der Winter war hart und streng. Im Januar erhielt ich eine Todesanzeige: „Jeremias Tupfer ...", ich las nicht weiter. Am nächsten Tag stieg ich nach Hötting empor, um seine Leiche zu begleiten. Hinter der Bahre humpelte die alte treue Urschel; eine Träne holte die andere ein, und als die gefrorenen Schollen auf den Sarg niederkollerten, schluchzte sie laut in den Totenchoral: „Er war ein guter, guter Herr!"

Für die sorgfältige Pflege, die sie ihm durch soviele Jahre gewidmet, hatte er ihr den Nutzgenuß des Gütchens vermacht, nach ihrem Tode sollte es verkauft und der Ertrag dem Akademischen Unterstützungsverein zugewendet werden. Zu Hause machte ich in meinem Kalender wieder ein Totenkreuzlein ... das wievielte!

Ich bin zu Ende. Ihr mögt diese Geschichten nennen, wie ihr wollt; es wird sich wohl ein ästhetisches Schubfach finden, wo man sie hinstecken kann, — vielleicht: Sittenbilder, nur soll man mir nicht die Absicht unterschieben, als wollte ich belehren. Das wäre verlorene Liebesmüh, wie ich nur zu oft erfahren. Auf meiner Palette liegen noch manche Farben; soll ich das nächste Mal das moderne Anilinrot wählen? Warten wir!

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt.